Carl Maria von Weber.

Von

Heribert Rau.

Carl Maria von Weber.

Culturgeschichtlich-biographischer Roman

in drei Theilen.

Von

Heribert Rau.

Erster Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1865.

Inhalt.

Erster Theil.

Wandlung.

Ein Abend auf der Solitude.

Der Abend war angebrochen . . . aber welch' ein Abend voll Glanz, Pracht und Herrlichkeit! Natur und Kunst schienen zu wetteifern. In meilenweiter Entfernung sah' man das zierliche Waldschlößchen Solitude im Schimmer der Beleuchtung scharf umgrenzt, mit allen seinen Nebengebäuden erglänzen, wie mit bundflammenden Linien auf den dunklen Grund der Wälder hingezaubert.

Und diese Wälder selbst mit ihren reizenden Wegen mitten in der mächtigen Fülle von all' dem Grün, wie wurden sie durchweht von dem Balsamhauch zahlloser, köstlicher Kräuter, den eine weiche, wahrhaft italienische Luft über die Höhen trug!

Ueberall schimmerten dabei, aus grüner Nacht hervortretend, weiße Götterstatüen: Venus und Diana, Mars und Apoll, Pan und Jupiter, Amoretten und Nymphen, alle in olympischer Tracht und reizender Gestaltung. Kühle Quellen rieselten dazwischen, Spring-

werke warfen ihre krystallenen Strahlen, während sich Guirlanden von bunten Lampen von Baum zu Baum zogen, die hereinbrechende Nacht mit ihrem farbigen Lichte muthwillig hinwegspottend.

So bildeten Schloß und Umgebung ein kleines mahomedanisches Paradies, wogegen selbst der große Lustgarten des dicken Königs ein züchtiges Elysium abgab.

Dort schauten die hohen Wälder von hundertjährigen Eichen und Buchen still und feierlich herein; — hier, den Abhang hinab, begrenzten sie, noch weit ernster, Reihen schwarzer Fichten und Tannen; während die Fernsicht, nach Ludwigsburg hin, in der Abenddämmerung einen überschwenglich schönen Blick gewährte. In der That, die ewige unsterbliche Natur, mit der Kunst Hand in Hand gehend, breitete hier alle ihre Schätze aus.

Wer aber, der Schwaben und seine Hauptstadt besucht hat, kennt denn auch das liebliche Schlößchen Solitude nicht, das — wenn auch jetzt all' seiner früheren Pracht beraubt — dennoch eines der reizendsten Plätzchen der Erde abgiebt, während es sich, als Schiller's zeitweiser Jugendaufenthalt, in der Geschichte einen dauernden Namen erworben hat.

Lenkst du jetzt — von der freundlichen höhenumkränzten Hauptstadt Würtembergs kommend — deinen Weg zu der Solitude hinan, so findest du zwar von der klei-

nen zierlichen Residenz, die Herzog Carl für einige Jahre auf der Höhe eines schönen Waldrückens aufgeschlagen hatte, nur noch wenige Gebäude und ruinenartige Ueberreste früherer Größe und Schönheit; auch von den Pflanzungen und Gärten umher zeigen sich nur noch kleine Theile und schwindende Spuren; aber der weiche Rasen und der frische Moosboden der Hochfläche, die alten prächtigen Kastanienalleen der nächsten Schloßumgebung, die unübertrefflich schönen Waldsäume, die wunderlieblichen Durchsichten aus den Schattenplätzen, laden dich und deine Gesellschaft noch immer ein, hier zu lagern, zu spielen, ein fröhliches Mahl im Freien zu nehmen und in dem Glanze der Fernsicht, an den Wäldern und Baumgruppen, den zahllosen Wald- und Feldblumen, der himmlisch reinen Luft und dem Waldgeruche dich zu laben.

Es sind nun gerade hundert Jahre, daß Herzog Carl von Würtemberg im Wildpark des Hasenberges den Bau der Solitude anlegte, der 1763 begonnen und 1767 vollendet wurde.

Man kann die Regierungsepochen dieses Fürsten — sagt Schöll in „Schiller's Knabenjahren“ — nach Bauten von Lustschlössern unterscheiden.

Der ältern wildesten Regierungsepoche gehört „Grafeneck“ im Oberlande an. Hier blieb in dem üppig ausgestatteten neuen Schlosse, das Herzog Carl hinter

dem alten aufführte, nach dem Getümmel der Lustgelage eine unheimliche Oede zurück; selbst für den Vorübergehenden behielt der Blick in die dunkle Allee nach der Fronte hinan, etwas Düsteres. Das Gerücht, daß an diesem Lustorte der Herzog eine der reizenden Opernsängerinnen, mit welchen er schwelgte, gewaltsam um's Leben gebracht, wohnte gespenstisch in den Gemächern und Bosquets fort, als sie längst vom Hofe gemieden waren.

Später, als die Willkürherrschaft und Verschwendung des Fürsten ihn mit seinen Landständen in Prozeß verwickelte und dies die Hauptstadt empfinden sollte, war es Ludwigsburg, das er als zweite Residenz an Glanz und Wohlleben über die erste zu heben strebte. Dem ältern, auf hoher Terrasse sehr imposanten Schlosse im florentinischen Styl fügte er neue Anbauten in französischem, und malerische Parkanlagen hinzu, durchzog und umgab die Stadt mit Rasenplätzen und reichen Baumgängen, mit Lusthäusern und Opernhaus. Sein Jagdtroß und seine Garden, italienische und französische Luxusdiener, Virtuosen und Schauspielertruppen belebten und mehrten die Bevölkerung, die von Carl's Festen, Bällen, offenem Aemterverkauf, dem Pomp und dem Eingriff seiner Lüste in alle Stände unglaublich aufgeregt und entsittlicht wurde.

In der Zeit der Schwenkung aus diesem Labyrinth,

als er den Vergleich der Landschaft, zu dem er sich verstehen mußte, und die Wiederanerkennung der Verfassung herankommen sah, als er seine Willkürwerkzeuge und Günstlinge opferte, seine Ausgaben scheinbar einschränkte, wählte der Herzog — im Uebergange zu der Wiederannäherung an Stuttgart, entsprechend der künftigen Eleganz des dortigen neuen Schlosses auf dem großen Freiplatze seitwärts von dem ernsten alten Palaste, als ein Zwischenlager zwischen beiden Residenzstädten — die Solitude.

So wurde nun für diese Einsamkeit des fürstlichen Philosophen auch hier ein Schloß im französischen Geschmack errichtet; zur Mitte mit vorgelegter Freitreppe ein rund heraustretendes Gebäude, gekrönt mit Kuppel und Belvedère, Flügel und Pavillons zu Seiten. Es reichte mit Gartenumgebung und Statüen bis zum Abhange der Hochfläche vor, wo die Schranken des Wildparks endeten und abwärts eine gerade Allee bis nach Ludwigsburg führte, hinter dessen aus der Tiefe sichtbaren Thürmen sich der Festungshügel Asperg unter das Auge legte. Von Stuttgart herauf erreichte man erst durch Weinberge, dann unter Buchenwaldung zwischen Eichenwipfeln und ragenden Tannen, über grüne Hügelkämme hin in drei Stunden die Parkhöhe. Wohl war sie zu einer labenden und beschaulichen Ruhe durchaus geeignet.

Umhaucht von erquickender Waldluft schwebt der Blick über dem reich abgestuften Landschaftsbilde: hier nach den hohen, schwungvollen Zinnen der Alp, vor welcher die Festungskuppe Neuffen wie eine Krone sich hebt; dorthin nach dem Stromberge, der, hinter dem Vaihinger Schloßhügel empor, zu fernen Zügen des fränkischen Gebirgs hinüberreicht; und zwischen näheren Rücken mit Waldstrichen und Dörfern öffnen sich Thaltiefen und blühende Gefilde. Ausdrücklich weihte der Herzog den Ort einer friedlichen Zurückgezogenheit durch die Inschrift am Schlosse: Tranquillitati sacrum voluit.

Allein er blieb nicht dabei stehen, die geräumige, außen und innen prangende Einsiedelei mit seiner bunten Hofdienerschaft zu bevölkern. Ein Marstall von 840 Fuß Länge, mit Kuppeldach über dem Hauptthore, erstreckte sich unweit des Schlosses; eine katholische Kirche (der Abfall des Vaters von der Religion der Vorfahren und des Landes hatte dem Herzog diese Confession vermacht) hob ihren Thurm und seine kleine konische eisenfarbene Dachkappe empor. Auch ein Opernhaus und eine Kaserne für die Leibgarde schlossen sich jetzt der Solitude an.

Herzog Carl war sofort bedacht, hier mit den fleißig gebrauchten Anstalten des Vorgängers ökonomische Anlagen zu verbinden: einmal Nutzgärtnerei, Baumpflanzungen, besonders Obstbaumzucht, um den Unterhalt und

die Mehrung seiner Gärten im Lande zugleich reichlicher und wohlfeiler zu machen, und dabei Erträge nicht blos für seine Tafel, sondern auch an Geld durch Handel zu gewinnen. Zum Andern richtete er auf der Solitude ein Waisenhaus für Soldatenkinder ein, das nicht sowohl dem Militärnachwuchse dienen, sondern vielmehr an Stelle der auswärtigen Luxuskünstler, die seine Bau- und Festlust nicht entbehren konnte, ihm aus Unterthanen ungleich wohlfeilere Tänzer und Musiker, Kunstgärtner und Decorationskünstler, Stuccatoren und Bildhauer liefern sollte, zu welchen verschiedene Abtheilungen dieser Waisen dressirt wurden.

Die erstere dieser Nutzanstalten war es, für die im Jahre 1770 Schiller's Vater von seiner Hauptmannsstelle in Ludwigsburg nach der Solitude zur Aufsicht der Treibhäuser, der Orangerie, vornehmlich aber zur Gründung der Baumschule berufen wurde.

Aber die Herrlichkeit auf der Solitude dauerte nicht lange.

Schon im Jahre 1774 verlegte der Herzog seine Residenz abermals, und jetzt nach Stuttgart. Sofort aber gestaltete sich auch der Bestand der Solitude ihrem Namen entsprechender. Schloß zwar und Gärten wurden noch unterhalten, und erst viel später, als Carl sein letztes und größtes Lustschloß Hohenheim baute und mit viel decorativen Anlagen umgab, mußte dahin, nicht

lange vor des Herzogs Tode, die Solitude ihre Orangerie abgeben. Schon jetzt aber ward nach Stuttgart der stattliche Marstall und die katholische Kirche versetzt: jener einwärts vom Thore, das nach Ludwigsburg führt; die Kirche aber hinter den Marstall, am Seitenende des großen Freiplatzes vor der neuen Residenz, wo sie heute noch stehen.

So war es denn nun wirklich „einsam" auf der „Solitude" geworden; dennoch durchbrach diese Einsamkeit und Stille manchmal der alte Lärm, das alte wilde genußsüchtige Leben, das alte wüste Treiben, wenn nämlich der König — die Herzogskrone hatte sich ja indeß in eine Königskrone verwandelt — oder sein Bruder, Herzog Louis, mit ihrem Hofe dort Feste gaben.

Und ein solches Fest war es, was heute Herzog Louis von Würtemberg gab. Es war ein Fest nach dem Schnitt der Lustbarkeiten, mit welchen Ludwig XIV. von Frankreich in seiner besten Zeit die Welt in Staunen setzte; denn während der „dicke König" die Schwäche hatte, den Kaiser Napoleon und den Napoleonischen Hof nachzuahmen, liebte es der verschwenderische Herzog Louis seinen Namensvetter Louis XIV. zu copiren, eine Leidenschaft, die ihn mehr als einmal an den Rand des Verderbens führte und endlich in der That in denselben stürzte.

An eine solche Möglichkeit dachte indeß heute weder er noch sein leichtsinniger Hof.

Das Fest war, wie gesagt, ebenso pracht- als geschmackvoll.

In dem großen Spiegelsaale des Schlößchens hatte ein köstliches Mittagsmahl stattgefunden, luxuriös in jeder Beziehung, reich sowohl an kostbaren Speisen, Leckerbissen und ausgesuchten Weinen aus allen Himmelsgegenden, wie an Heiterkeit, Witz und Laune.

Eine prächtige, alle Herzen erfreuende Musik, componirt von einem noch ganz jungen Manne, einem Attaché an dem Hofe des Herzogs, der zugleich der Erzieher des Prinzen Paul und der kleinen Prinzessinnen war, begleitete das Mahl und trug nicht wenig zur Erhöhung des Festes bei.

Aber das fürstliche Diner und seine Freuden waren ja jetzt längst vorüber, ebenso die Nachmittagstunden, die man im Wildpark zugebracht. Der Fürst, seine Gäste und der Hof hatten hier während der heißen Stunden in gemüthlicher Ruhe und im kühlen Schatten der kolossalen Eichen und Buchen zugesehen, wie zehn Edelhirsche auf einem weiten Platze zu todt gehetzt wurden.

Hierauf war eine Pause gefolgt, in welcher sich sämmtliche Festtheilhaber auf die ihnen angewiesenen Zimmer der Nebengebäude zurückzogen, um sich hier, verabredetermaßen, für den Abend umzukleiden, und zwar als

Schäfer und Schäferinnen, da ein großes, bis tief in die Nacht reichendes Schäferspiel die Festivitäten bei Illumination des Schlosses und der Gärten schließen sollte.

Und sie brannten jetzt, die tausende und aber tausende von Lichtern und bunten Lampen; . . . das Schlößchen flammte, wie eine Feuerkrone, auf dem Haupte des waldigen Berges; . . . Feuergarben stiegen in die Lüfte; herrliche Musik rauschte durch die Gärten und zwischen den Baumgruppen, Bosquets, Blumenbeeten und Statuen bewegten sich die Menge der zierlichen Schäfer und Schäferinnen.

Nichts konnte dabei die Frivolität dieses kleinen Hofes schärfer andeuten, als die sich hier geltend machenden Kostüme. Es ist wahr, fast alle die hier anwesenden Schäferinnen waren schön, sehr schön zumeist . . . aber . . . sie wurden noch reizender und entzückender durch die verführerische Schäferkleidung, die auf die naiveste Weise von der Welt die Reize enthüllte, die sie zu verdecken sich coquett anstellte.

Natürlich war weder der König noch der königliche Hof anwesend; auch die Gemahlin des Herzog Louis fehlte. Theilte sie doch keineswegs ihres Gatten ausschweifendes Sündenleben.

Dagegen fand sich ein großer Theil der Spitzen des schwäbischen Adels hier versammelt, dabei Offiziere,

Künstler und Künstlerinnen, Schöngeister und Zechbrüder des Herzogs in Menge.

Jetzt gerade war die Lust im höchsten Gange. Das eigentliche Schäferspiel, wie es gedichtet und einstudirt, war vollendet; . . . indeß das „eigentlichere" begonnen, d. h. jeder Schäfer durfte sich jetzt eine Schäferin wählen, und nun sollte frei und aus dem Stegreif das zärtlich-romantische Spiel bis zur Mitternacht fortgesetzt werden.

Allerdings ein poetisch . . . aber auch sonst kühner und gefährlicher Gedanke!

Die Heiterkeit und übersprudelnde Lust erreichte übrigens jetzt, durch die Wahl der Herren und die Annahme oder Nichtannahme der Damen, einen Höhepunkt, der fast an Ausgelassenheit grenzte. Die Steigerung der Genüsse an dem heutigen Tage war ohnedem raffinirt genug gewesen; auch die köstlichen, in Ueberfluß fließenden Weine wirkten mit.

Aus allen Lauben und Bosquets, von allen Wegen und Plätzen der weit ausgedehnten Gärten hörte man Lachen und lustiges Reden, verliebte Schwüre und schreckliche Ausbrüche komischer oder doch komisch gehaltener Verzweiflung, hinter der sich freilich oft Aerger, Eifersucht und wirklicher Zorn, so gut es gehen wollte, verbargen.

Hier wandelten kosend und freudestrahlend Schäfer

und Schäferinnen, die sich glücklich — zumeist freilich in merkwürdigem Einverständniß — und ungemein schnell als Pärchen gefunden; Beweise genug für die vielen in der Natur vorkommenden sympathischen Einwirkungen. Dort lag ein schöner Schäfer schwörend und flehend vor einer reizenden Cloe oder Daphne auf den Knieen, die mit spröder Kälte und Blicken, die nach einem andern Philemon suchten, den Unglücklichen zurückwies; während Diejenige, die den Flehenden gern erhört hätte, ohnweit dieser rührenden Scene in verbissenem Zorn eine Blume zerpflückte.

Hier verkündete ein lustiges Spottgelächter die Wahrheit des Wortes: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen!" während sich unfern davon zwei oder drei der verkappten Schäfer um ein und dieselbe Schönheit stritten.

Das lauteste Gelächter aber schallte von der Seite des Haupteinganges her.

Hier, unfern dem Gartenthore, bildeten Blumenbeete ein Rondel, in dessen Mitte sich die liebliche Gruppe Amor's und Psyche's auf einem Piedestal erhob. Lampen, die ringsum künstlich angebracht waren, warfen ihr röthliches Licht magisch auf die beiden reizenden Gestalten, deren weiße Farbe dadurch den Schein des Fleisches täuschend annahm.

Der Anblick war von zauberhafter Wirkung; aber

er gewann noch durch das liebliche Wesen, das sich in voller Lebensfrische an das Piedestal lehnte. Es war ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren. Die volle und doch zierliche Gestalt kleidete die Tracht einer arcadischen Schäferin ungemein gut, während das Lächeln, das ihren Mund umschwebte, den Schatz von neckischem Humor verrieth, der sie für Alle, die sie näher kannten, so anziehend machte.

Alles war an der Kleinen dabei anmuthsvoll: Blick, Sprache, Bewegungen, selbst die Stimme und das ungekünstelte, vom Herzen kommende Lachen, das sie eben hören ließ, und das alle Umstehenden, gerade durch seine Natürlichkeit, unwillkürlich gleichfalls zum Lachen hinriß, nur nicht Denjenigen, der die Veranlassung dazu gab, den Kammerjunker von Wißtritz.

Es war dies allerdings eine wahrhaft komische Erscheinung: eine lange, dürre, ausgemergelte Gestalt, mit einer Schädelbildung, die unwillkürlich an einen sogenannten Wasserkopf erinnerte. Das Pikante war dabei, daß der edle Herr von Wißtritz auch noch stolz auf diese Mißgestaltung war und sich nicht wenig auf seine „hohe Dichterstirne“, wie er zu sagen pflegte, einbildete. Stolz, Einbildung und Hochmuth waren überhaupt die Grundzüge seines Charakters; ihr Wiederschein saß wie ausgemeiselt in seinem blasirten Gesicht,

während die kleinen, vornehm zwinkernden Augen den Commentar dazu gaben.

Drollig genug — und für die Umstehenden köstlich — machte es sich jetzt, den edlen Kammerjunker zu sehen, wie er sich mit einem gnädigen Air und mit stolzer Herablassung um die Gunst bemühte, für diesen Abend des netten, vor ihm stehenden Mädchens Chevalier im Schäferkleide sein zu dürfen.

Herr von Wißtritz ließ dabei die Liebe, wie man zu sagen pflegt, in einen sauren Apfel beißen: war doch die Schöne, um die er sich für diesen Abend bewarb, keine Adliche, sondern nur bürgerlichen Blutes . . . die liebliche Sängerin Margaretha Lang.

Alles Bürgerliche war aber dem guten Kammerjunker sonst ein Greuel, da sein Adelstolz ihm so sehr über den Kopf gewachsen, daß er fast in der lächerlichen Pedanterie seiner vermeintlichen Adelswürde erstickte. Der witzige Baßbuffo der damaligen Stuttgarter Bühne, Weberlin — er stand mit gekreuzten Armen und sich vor Lachen schüttelnd, neben Wißtritz — sagte in dieser Beziehung von dem Letzteren: der Nervensaft sondere sich in dem Wasserkopf Wißtritz'ens schneller ab, wie bei anderen Menschen, woher dieser stets zum Schwindel geneigt sei. Uebrigens stamme auch der Holzapfel von hohem Stamm, wie Schildkröten und Schnecken aus guten Häusern.

Des Kammerjunker von Wißtritz Bewerbung glich aber auch jetzt der Liebeserklärung eines alten abgelebten Katers, der steif in Stiefeln einherschreitet, während brennende Liebesgluth ihn verzehrt.

Die Leidenschaft, trieb den sechsundvierzigjährigen Wüstling zu der verliebten Thorheit, einem achtzehnjährigen Mädchen den Hof zu machen, während sein Stolz widerstrebte. Dabei konnte sich der edle Junker, der an die gestickte Hofkleidung gewöhnt war, keineswegs in die gemeine Tracht und Weise eines armseligen Schäfers finden, während ihn zu gleicher Zeit die humoristische Art, mit welcher ihn die kleine lustige Sängerin zurückwies, in die äußerste Verlegenheit brachte.

Da aber seine Verlegenheit durch das Gelächter der Umstehenden noch stieg, so steigerte dies auch noch von Minute zu Minute das Komische der Scene.

In dem Augenblick trat Graf Dillen heran.

Man wußte, was dies zu bedeuten habe, und zog sich zurück.

Kammerjunker von Wißtritz stand verdutzt und verlassen, die Solitude, das Fest mit seiner gemischten Gesellschaft, die unselige Verkleidung und den Grafen, der ihm die Lang vor der Nase weggeführt, in das Pfefferland wünschend.

Dillen war indeß mit der Reizenden in eine Seitenallee eingebogen; doch war Margaretha nur mit

leisem Widerstreben gefolgt. Den Grafen entschieden zurückweisen konnte sie ja nicht, war er doch des Herzogs rechte Hand.

„Aber, mein Gott, Excellenz;“ — sagte sie jetzt, mit Gewalt den alten scherzhaften Ton annehmend, — „was machen Sie denn? das ist ja eine vollständige Entführung?“

„Parbleu!“ — entgegnete der Graf lachend, — „Entführung? Ich denke, Sie danken es mir, daß ich Sie von dem lächerlichen Menschen befreit habe.“

„O! Wißtritz war wieder einmal köstlich!“

„Gewiß!“ — meinte Dillen — „aber ich will aus Menschlichkeitsrücksichten nicht die Verantwortung übernehmen, daß Sie, kleines liebenswürdiges Teufelchen, den armen Tropf durch Ihre boshaften Witze um den kleinen Rest seines Verstandes bringen.“

„Hat er denn wirklich noch einen Rest davon?“

„Mais mon Dieu! — Welch' ein Frevel! Kammerjunker von Wißtritz repräsentirt unsern alten Adel. Wie kann man von einem Menschen, der zweiunddreißig Schilder hat, so despectueuse sprechen!“

„Herr Graf, bedenken Sie gütigst, daß Herr von Adam, von dem wir doch Alle stammen, ein Sohn der Erde und ein Enkel des Nichts war.“

„Gut gesagt!“ — meinte Dillen. — „Wenn Wiß-

tritz Ihnen sein Stammbuch giebt, einen zarten Vers hineinzuschreiben . . ."

„Mir, der Bürgerlichen? . . ."

„Schönheit und Liebenswürdigkeit finden vor seinen kleinen zwinkernden Aeuglein immer Gnade. Er drückt alsdann eins zu und . . ."

„Sie wollten etwas von dem Stammbuch sagen, Excellenz!"

„Ja! richtig! Parbleu! dann schreiben Sie ihm hübsch hinein:

„Un mauvais rat pièce à pièce
A rongé votre velin,
Pourquoi, diable! la noblesse
Est-elle de parchemin?" *)

„Vortrefflich!" — rief die Sängerin — „ich werde mir diesen ausgezeichneten Vers merken. Jetzt aber, Excellenz, bitte, was wünschen Sie?"

„Meine holde Schäferin!" — sagte der Graf mit artiger Verbeugung — „ich komme von einem Schäfer . . ."

Das Mädchen erblaßte.

„Sie errathen?!"

„Nicht doch! Indeß . . . Sie müssen wissen, Excellenz,

*) „Eine Ratte, bös, hat schier
Euer Pergament gefressen;
Warum habt den Adel ihr
Nur auf Eselshaut besessen?"

daß ich bereits für diesen Abend schon einen Seladon angenommen habe."

Graf Dillen sah die Reizende mit einem durchdringenden Blick an.

Seinem weltmännischen Scharfsinn entging die Verlegenheit nicht, aus der diese Nothlüge entsprang.

„Parbleu!" — rief er dann — „wenn dies Wort eine Brücke wäre, so möchte ich nicht über dieselbe gehen; es wäre denn, Sie stünden unten und fingen mich auf! Aber der Schäfer, von dem ich spreche . . ."

„Ich halte mich an die für diesen Abend herrschenden Gesetze!" — entgegnete das Mädchen in tödtlicher Verlegenheit. — „Seine Hoheit, der Herr Herzog haben befohlen . . ."

„Daß in der Wahl ihres Seladons keiner Dame Zwang auferlegt werde und jede Rangrücksicht verschwinde."

„Nun denn?"

„Wer spricht denn auch von Zwang oder denkt daran? Seine Hoheit . . ."

Graf Dillen hielt hier rasch inne, indem er that, als ob er zuviel gesagt. Dann sich verbessernd, setzte er hinzu:

„Der Schäfer, der mich zu Ihnen, der Königin der Schönheit, sendet und der danach schmachtet, für diesen Abend Ihr Sklave zu sein . . ."

„Aber, mein Gott, lieber Graf!" — rief die Kleine

in immer steigender Verlegenheit — „ich habe schon mein Wort gegeben!“

„Und“ — flüsterte Dillen jetzt, indem er seinen Mund dem Ohre der Sängerin näherte — „Sie wollen wirklich Hoheit verschmähen?“

„O! nicht doch!“ — hauchte die Kleine, — „aber wie wäre ich würdig!“ . .

„Hoheit betet Sie an!“

„Excellenz!“

„Seien Sie vernünftig!“

„Und seine Gattin, die Prinzessin Henriette!“

„Wollen Sie Comödie mit mir spielen? Wie lange sind Sie an der Bühne und hier am Hofe?“

„So lange, um gelernt zu haben, daß Seine Hoheit so hoch über der armen unbedeutenden Sängerin steht . . .“

„Heute Abend sind wir Alle gleich; das Arkadien der Solitude kennt nur Schäfer und Schäferinnen.“

„Heute Abend!“ — wiederholte die Sängerin mit scharfer Betonung.

„Wenn Sie klug sind . . . Hoheit liebt Sie leidenschaftlich . . .“

„Ha!“—rief in diesem Augenblick das Mädchen — „da kommt ja gerade mein Seladon. Er hat schon vorhin um meine Hand für diesen Abend gebeten. Ich konnte sie ihm nicht verweigern!“

Die Worte waren so laut gesprochen, daß sie der eben um eine Ecke biegende junge Mann nicht überhören konnte.

Er faßte sie denn auch sogleich richtig auf. Feuerroth, aber mit strahlenden Blicken, trat er heran, auf die Hand Margaretha's einen achtungsvollen Kuß drückend.

Dillen biß sich auf die Lippen. Ein finsterer Blick traf den Jüngling, dann sagte er:

„Enfin! wenn Sie bereits gewählt, meine Schönste, muß ich mit meiner Person zurücktreten!" — Dann sich mit erzwungenem Lächeln an den jungen Mann wendend, fügte er mit der geschmeidigen Glätte des vollendeten Weltmannes bei — „Sie sind eine beneidenswerthe Seele, Weber! Sie haben mir wahrhaftig den Rang abgelaufen. Ich hoffte heute Abend an der Seite unserer kleinen liebenswürdigen Lang der Glücklichste der Sterblichen zu werden, nun machen Sie mich zum Unglücklichsten aller arkadischen Schäfer!"

„Excellenz!" — entgegnete der junge Mann freundlich und unbefangen — „glauben Sie mir, daß ich Ihren Schmerz zu würdigen verstehe. Eine Welt Ihnen abzutreten wäre ich bereit . . . aber diesen Engel um keinen Preis!"

„Dann wollen wir wenigstens von der langen Nase schweigen, mit der ich abziehe!" — rief der Graf lächelnd, indem er der Sängerin einen bedeutungsvollen

Blick zuwarf, — „ich möchte nicht noch obendrein ausgelacht werden!"

Und sich leicht verbeugend, verschwand der Graf in dem nahen Seitengang.

Der junge Mann, der jetzt allein bei der hübschen Sängerin zurückblieb, mochte kaum mehr als einundzwanzig Jahre alt sein. Seine Gestalt war unscheinbar; aber der längliche edelgeformte Kopf gab ihr etwas Bedeutsames. Blickten doch die blauen Augen so tief und wunderbar, als seien sie unerschöpfliche Quellen von Liebe und Freundlichkeit, während die hohe und breite Stirne unverkennbar Geist, Talent und eine reiche Phantasie verrieth. Nase und Mund zeigten sich fein geschnitten, indeß ein leiser Zug von Sarkasmus um die Winkel des letzteren spielte. So war der Totaleindruck der Gesichtsbildung ein geistiger, Jovialität, Humor und Schalkhaftigkeit verkündend.

Graf Dillen hatte ihn Weber genannt, und in der That war es denn auch der junge geniale Freiherr Carl Maria von Weber, der Geheim-Secretair und Geschäftsführer des Herzogs Louis von Würtemberg.

„Hab' ich den losen Vogel endlich einmal gefangen?" — rief jetzt, da die Schritte des davoneilenden Grafen verhallt waren, die zierliche Daphne mit der ihr eignen, nun im vollen Maße zurückgekehrten Schalkhaftigkeit.

„Gefangen?“ — wiederholte Carl Maria freudestrahlend — „das ist eine alte Geschichte. Das Vöglein zappelt ja längst mit gestümpften Flügeln zu Ihren Füßen; aber Sie haben es heute zu einem Phönix umgeschaffen, den Ihr Wort aus der heiligenden Gluth mit verjüngter Kraft und Seligkeit in das Leben stürmen läßt.“

„Puh!“ — rief Margaretha — „wie das gleich selbst wieder stürmt! Indeß, Herr Geheim-Secretair, ich muß in allem Ernste um Vergebung für die Dreistigkeit meiner Lüge bitten; . . . aber es war wahrhaftig eine Nothlüge! . . .“

„Schönste Daphne . . .“

„Der Graf hatte mich erschreckt . . . er bat mich . . .“

„Nun, ich hörte es ja, er bat Sie um die Gunst, für heute Abend Ihr Part sein zu dürfen. Ich finde es sehr natürlich und schön von Ihnen, daß Sie dem Antrag des unheimlichen Menschen ausweichen.“

Die Sängerin stand etwas verwirrt; als sie aber in das ruhige, offene und unbefangene Antlitz des jungen Mannes blickte, kehrte — mit einem gewissen stillen Triumphe — auch ihr die Unbefangenheit zurück.

„Jedenfalls“ — fuhr Carl Maria fort — „bin ich meinem Geschicke, das hier in der Doppelmaske des Grafen und der Nothlüge auftrat, sehr dankbar. Weiß

Gott, Holdeste der Holden, ich wünschte, Sie müßten jeden Tag dieselbe Nothlüge aussprechen."

„Danken Sie dem Himmel, daß der Menschen Wünsche nicht auch gleich ihre Erfüllung einschließen!" — rief die kleine zierliche Lang lustig — „wie bald sollten Sie meiner armen Person überdrüssig sein!"

„Auch nicht, wenn Sie eine ganze Ewigkeit mit bald bezeichnen? Ich bin ein leidenschaftlicher Verehrer Philomenens."

„Dann hüten Sie sich, daß Sie nicht Narziß werden."

„Wie so?"

„Sind Sie nicht selbst die Nachtigall, deren bezaubernde Töne durch diese Büsche und Bäume rauschen? Sagen Sie mir, Herr von Weber, wer hat Sie gelehrt, solche herrliche Melodien zu componiren?"

„Sehr gern will ich Ihnen dies sagen!" — erwiederte der junge Mann lächelnd — „aber haben Sie vorher die Güte, und sagen Sie mir, wer hat denn Sie, kleine Philomele, gelehrt, so götterschön zu singen?"

„Du lieber Himmel!" — rief das Mädchen — „das ist Naturgabe! Was wär ich kleiner unbedeutender Tapps ohne sie!"

Carl Maria lachte hier fröhlich auf. — „Voila tout! würde hier Dillen sagen," — rief er — „so ist es gerade auch bei mir. Die Töne liegen mir in der

Seele. Ich würde das Fieber bekommen, dürfte ich nicht componiren."

„Aber als Geheim-Secretair und Geschäftsträger..."

„Attaché und zum Theil auch noch Erzieher der herzoglichen Kinder!... Nun, da giebt's Aerger und herabziehende Dinge genug, um in stillen Stunden einen seligen Aufschwung nöthig zu haben, und diesen finde ich allein in der Kunst."

„Welche Uebereinstimmung!" — rief das liebliche Mädchen, indem es Weber mit Herzlichkeit beide Hände hinstreckte — „auch mir ist die göttliche Tonkunst der Weg zum Himmel! Aber was bin ich gegen Sie, was ist der Sänger gegen den Componisten? Der Componist schafft mit genialer Kraft, den Göttern gleich, musikalische Welten; wir arme Menschen, finden das Geschaffene vor und können dem Gedanken höchstens den Laut zufügen."

„Das heißt der todten Schöpfung Leben einhauchen!" — versetzte Weber — „und das ist eine zweite Schöpfung!"

„Stille!" — rief in diesem Augenblick die Sängerin halblaut, den Finger auf den Mund legend — „hören Sie nicht Schritte?"

„In der That, ja!"

„Es ist ein nahendes Pärchen!"

„So lassen Sie uns in diesem einsamen Gang davonhuschen.“

„Geben Sie mir den Arm!“

„So! und nun davon!“

— — — — — —

„Hieher, Dillen, und berichten Sie schnell!“ — rief der Herzog. — „Wie ist's gegangen? Wo ist die Lang? Warum bringen Sie sie nicht?“

„Hoheit!“ — versetzte Dillen, mit leichter Verbeugung — „schlagen Sie sich für heute die kleine Hexe aus dem Sinn.“

„Wie so?“ — rief der Herzog finster, und sein Gesicht überflog Zornesröthe — „die alberne Person wird doch nicht wagen . . .“

„Die Ehre schien ihr zu groß!“ — sagte Dillen ironisch — „vielleicht auch zu kurz; sie betonte das „für heute Abend“ ziemlich stark.“

„Dummheit!“ — rief der Herzog — „es handelt sich um ein heiteres Schäferspiel von wenigen Stunden, und sie möchte wohl lieber Ernst machen und gleich geheirathet sein, wenn's ginge.“

„Im Gegentheil! unsere Schöne, Spröde — und schön, ja zum verlieben reizend, ist sie, bei Gott!“ — sagte Dillen, einen lauernden Blick nach dem Herzog werfend . . .

„Nun! was ist im Gegentheil?“

„Unsere Spröde suchte meinem . . . respective Eurer Hoheit Antrag . . . zu entwischen.“

„Der Teufel soll sie holen, wenn sie die Ehre desselben nicht höher anschlägt.“

„Die kleine süße Katze ist schlau!“

„Und welche Entschuldigung brachte sie vor?“

„Sie sei schon für den Abend vergeben.“

„Da haben wir's. Ich sagt's ja gleich, Dillen, Ihr kommt immer zu spät!“

„Das war es nicht, Hoheit!“

„Wie so?“

„Sie war in Verlegenheit; es kämpfte in ihr . . . und das ist ein gutes Zeichen für Sie, Hoheit! Noch ist das Eisen nicht flüssig . . . aber es wird es werden.“

„Zum Teufel mit der Zukunft! Heute ist heute! Ich hatte mich auf die Kleine so gefreut.“

„Parbleu! Was man schwer erkämpft“ — rief Dillen mit einem diabolischen Blick — „hat doppelten Reiz.“

„Vergeben!“ — sagte der Herzog aufstampfend.

„Sie war es nicht!“

„Nicht?“ — rief Herzog Louis.

„Es war eine Nothlüge, von der Verlegenheit und der innern Verwirrung dictirt. Die Sache hatte sie zu sehr überrascht. Als nun gerade einer unserer holden Schäfer um die Ecke bog, rief sie: „Da ist der Sela-

don, den ich bereits für heute Abend als meinen Part angenommen."

„Und wer war das?"

Dillen lachte verächtlich; . . . dann sagte er mit wegwerfendem Tone: — „Weber!"

„Weber?" — rief der Herzog wild auffahrend — „mein Geheim-Secretair?"

„Derselbe!" — wiederholte der Graf spöttisch. — „Der edle Freiherr Carl Maria von Weber!"

„Zum Teufel mit der Freiherrnschaft!" — rief der Herzog zornglühend. — „Spanische Schlösser!*) Er soll eine Geige in seinen Wappen setzen!"

Der Herzog spielte hier im Unmuth auf die gedrückten Verhältnisse der Familie an, da sich Franz Anton von Weber, der Vater seines Secretairs, theilweise von Musikunterricht ernährte.

„Und Weber hatte die Kühnheit, auf die Lüge der Lang einzugehen?" — fragte der Herzog.

„Parbleu! das hätte Jeder gethan!"

„Mir gegenüber?"

„Der Name Eurer Hoheit ward nicht compromittirt. Ich schob meine Wenigkeit vor."

---

*) Es ist Thatsache, daß im spanischen Erbfolgekrieg durch nicht mehr zu erforschende Ereignisse die Güter der Familie Weber verloren gingen. Max Maria von Weber.

Herzog Louis nickte befriedigt; dann plötzlich rief er:

„Aber wird auch sie schweigen?"

„Sie wird schweigen!" — lispelte Dillen triumphirend — „denn . . . enfin! sie hat mich verstanden!"

Der Herzog lächelte jetzt befriedigt.

„Schlagen wir uns für heute die Sache aus dem Sinn!" — sagte er dann. — „Was nicht ist, wird werden. Wir wollen uns den Abend nicht verderben. Ist die Gräfin Waldskron vergeben?"

„Behüte Gott!" — rief Dillen lachend — „aber ob sie noch am Leben ist, weiß ich nicht."

„Am Leben?"

„Parbleu! — Hoheit lassen sie ja vor Liebe verschmachten. Sie sitzt in der fernsten Laube und erwartet mit glühenden Seufzern ihren erhabenen Seladon!"

„So wollen wir sie nicht länger warten lassen!" — rief Herzog Louis mit lascivem Lachen — „das Weib ist, bei Gott! schön und . . ."

Die Worte des Dahineilenden verloren sich in der Abendluft.

Dillen schaute ihm mit boshaftem Triumphiren nach. Er hatte den Herzog mit der schlau gestachelten Leidenschaft zu der reizenden Sängerin wieder in einem neuen Garn . . . und . . . dem jungen Geschäftsführer und

angehenden Vertrauten des Herzogs, Carl Maria von Weber, war neuerdings ein Stein in den Weg geschoben.

Unterdessen war die Nacht völlig hereingebrochen. Der Sternenhimmel glänzte in seiner alten unermeßlichen Pracht. Leise rauschte der Wind durch die Bäume, nach dem heißen Tage göttliche Kühle verbreitend; feenhaft strahlten Schloß und Gärten im Schmucke ihrer bunten Lampen, herrliche Musik ertönte, ... vor dem Schlößchen selbst aber, auf dem weiten freien Platze, prangten zwanzig Tische in der Fülle eines copieusen Soupers, das in reichen silbernen Gefäßen servirt war.

Hier versammelte sich jetzt, auf ein verabredetes Zeichen, die ganze Gesellschaft, um unter Witz und Scherz abermals eine leckere Mahlzeit einzunehmen. Die Speisen waren köstlich und auserlesen, die herrlichsten Weine flossen in Strömen. Die Lust aber steigerte sich in der That bacchanalisch!

Und wie zierlich und verführerisch sie aussahen, alle diese Schäfer und Schäferinnen, in ihren verlockenden Kostümen; obenan der Herzog mit seiner Dame, der Gräfin Waldskron.

Er, der große, kräftige, breitschultrige Mann, trotz der vorgerückten Jahre noch immer ein Bild männlicher Kraft und Schöne, und sie, das vornehme üppige Weib, die erste Schönheit der schwäbischen Hauptstadt und des Hofes.

Glich sie doch eher einer Königin, als einer Schäferin!

Und doch wie reizend stand ihr das kleine neckische Hütchen, mit den weithin flatternden Bändern, wenn sie das stolze Haupt mit dem liebesseligen Ausdruck hob und ihre rabenschwarzen Augen und Haare sichtbar wurden. Wie prächtig diese Büste über dem unendlich knappen Mieder aus meergrünem Atlas, das einen Busen von untadelhafter Schöne und blendender Weiße zeigte. Und wie gracieus hoben und bewegten sich die vollen runden Arme, während das nur bis zu den Knieen reichende Kleid von matt rosenfarbiger Seide, mit kostbaren Spitzen überdeckt, ein Paar wundervoll gebildete, in weißseidene Stümpfe gehüllte Beine und die nettesten Füßchen von der Welt sehen ließ.

Auch die anderen Damen waren ähnlich gekleidet, denn man liebte an dem leichtsinnigen Hofe des Herzog Louis zur Schau zu tragen, was zur Schau zu tragen war; nur die kleine reizende Lang trug sich, bei all' ihrer liebenswürdigen und naiven Coquetterie, etwas decenter.

Witzesfunken flogen jetzt von allen Seiten herüber und hinüber; Calembours und Bonmots — schlüpfrig genug und den besten Zeiten Louis XIV. würdig — würzten das Mahl, und die köstlichsten Weine flossen auf's Neue, so daß das Fest mit der vorrückenden Nacht eine wahrhaft bedenkliche Steigerung annahm.

Dabei rauschte eine unsichtbare Musik von un-

ausſprechlichem Zauber durch die Büſche und Bäume, . . . eine Muſik, bei deren erſten Klängen Jeder ſchon nach dem Componiſten frug, weil Jeder ihn ſogleich in dem jungen genialen Geheim=Secretair des Herzogs vermuthete, der ja ſeinen erlauchten Chef bei ſolchen und ähnlichen Feſten faſt immer mit einer muſikaliſchen Schöpfung überraſchte und erfreute.

Und ſo war es denn auch heute wieder, ſo daß der junge einundzwanzigjährige Carl Maria von Weber mit Lobeserhebungen überdeckt wurde. Selbſt der Herzog dankte ihm anſcheinend ſehr freundlich; obgleich er ihn noch kurz vorher, um des Vorzugs wegen, den ihm die Lang gewährt, zu allen Teufeln gewünſcht hatte. Freilich ließen ihn jetzt der Wein und die Reize der Gräfin Waldskron ſo ziemlich alles Andere vergeſſen, außer die Letztere ſelbſt.

Und dieſe zu feiern kam nun erſt die eigentliche und rechte Zeit. Der Herzog ſtand auf, die Tafel war aufgehoben und alle die heiteren, ſcherzenden, koſenden und liebenden Pärchen zerſtreuten ſich in die Bosquets, Lauben und Gänge der im bunten Lichterglanze flimmernden Gärten, die ſich gar wunderbar ſchön in die herrlichen, in ſtiller Nacht feiernden Wälder der Solitude verloren.

Und wie lau und entzückend lag dieſe Nacht über der ſchlummernden Erde; wie ſanft und liebeathmend

zogen jetzt die Töne der Musik mit süßem, berauschendem Zauber durch die mit köstlichem Kräuterduft erfüllten Lüfte.

Himmel! welch' eine Nacht! zumal wenn man, eine reizende Schäferin an seiner Seite, bis über die Ohren verliebt ist, wie der Jüngling Carl Maria von Weber in Gretchen Lang.

Einundzwanzig und achtzehn! o du selige, goldene Zeit voll überströmender Jugendlust, in der noch ganze Blumenbeete voll Hoffnungen blühen, das lustig und leichtschlagende Herz von Täuschungen nichts weiß, jedes hübsche Mädchen uns als ein Engel erscheint und die Zukunft mit ihren Sonnen-, Ruhmes- und Liebestempeln im rosigen Lichte einer glühenden Phantasie vor uns liegt!

O du glücklicher Jüngling, der du jetzt gerade in dieser Zeit lebst; . . . in dessen Herz eben die Knospe der ersten Liebe in stillem Entzücken der Entfaltung entgegendrängt; noch hast du nicht gewagt, dem lieblichen Mädchen an deiner Seite ein ernstes Wort von Liebe zu sagen; aber mit der wunderbaren Ahnungskraft dieser mächtigsten aller Leidenschaften hat dich die, fast zur Gewißheit aufsteigende Hoffnung einer aufkeimenden Gegenliebe erfaßt.

Berauschend zittert diese Seligkeit durch die Herzen der beiden Glücklichen; denn auch Margaretha hat

die unverkennbare Atmosphäre von Genialität, die Carl Maria's ganzes Wesen umgiebt, seine ungekünstelte Jovialität, sein köstlicher Humor, sein edles, gediegenes und doch bescheidenes Wesen längst im Stillen gefesselt. Und heute läßt ihn das Glück nun gar in der heitersten und ausgelassensten Laune übersprudeln, doch hält die Reinheit und Heiligkeit der aufkeimenden Liebe Scherz und Laune in schönem, richtigem Maß.

Wie Kinder scherzen und lachen Beide, während der Schalk Amor die Scherze unbemerkt in Rosen verwandelt, die er zu Ketten flicht und um Beide schlingt.

Aber die glücklichen Stunden sind es ja, die, bekannterweise, am schnellsten verrauschen.

Es mochte jetzt auf Mitternacht gehen; die bunten Lampen und die Feuerlinien der Illumination waren erloschen, der feenartige Lichtbau des Schlosses in die Nacht zurückgesunken. Von den Freuden des Tages ermüdet, hatten die Meisten ihre Zimmer in den Nebengebäuden aufgesucht, wie denn auch Weber seine Schäferin bis zu dem Fuße der Treppe begleitet, die zu dem Zimmer führte, welches sie — gemeinschaftlich mit noch mehreren Damen des Stuttgarter Theaters — für diese Nacht inne hatte.

Aber den andern Damen mußte die weiche laue Nacht unendlich gut gefallen, da sie noch nicht zurückgekehrt.

Margaretha berührte dies — in der Stimmung,

in der sie sich befand, — sehr angenehm. So konnte sie in der Einsamkeit und Stille ihren Gedanken Raum geben.

Und diese Gedanken? . . . Nun! . . . sie waren bei ihm, bei dem netten, liebenswürdigen Geheim-Secretair des Herzogs, der so heiter und köstlich ausgelassen sein konnte; . . . bei dem jungen Freiherrn von Weber, der aber nicht nur „Freiherr“ und „Attaché“ war, sondern, wie sie selbst, der Künstlerwelt angehörte.

Margaretha warf die Schäferkleidung ab.

Bei Gott! sie war in dem einfachen weißen Unterkleidchen jetzt noch zehnmal reizender als vorhin.

Trotz der Nacht und den offenen Fenstern herrschte Schwüle in dem nicht sehr großen Zimmer.

Sie löste die Schnüren des Corsets und athmete tief auf. Dann löschte sie das Licht und trat an das Fenster. Sehen konnte sie Niemand.

„Was das heute für ein seltsames Benehmen von Dillen gewesen!“ — Margaretha dachte darüber nach. Man konnte es eine Unverschämtheit nennen. Hatte sie jemals dazu Veranlassung gegeben?

„Aber warum denn die Sache so schwer nehmen?“

Sie lachte heiter auf. Blieb es nicht immer eine Ehre, daß des Herzogs Augen auf sie, die kleine Lang, gefallen. Ein Wort von ihr . . . und . . . sie hätte den Sieg über die stolze, als Schönheit berühmte Gräfin Waldskron davon getragen.

„Aber warum diese albernen Gedanken?“ — rief sie jetzt und wandte Herz und Kopf dem kleinen Freiherrn wieder zu.

Da jauchzte etwas laut in ihr auf. . . . Liebte sie ihn wirklich?

O! . . . daß er . . . sie liebe, das hatte sie heraus! Wenn nicht, hätte sie kein weibliches Wesen sein müssen. Das Lebenselement des Weibes ist ja die Liebe. Die Natur tauchte gleichsam das ganze Wesen der Frauen in Liebe und macht, daß sie ihre höchste Glückseligkeit darein setzen, geliebt zu werden und Liebe einzuflößen. Geschaffen, um zu lieben, ist die Frau nichts, wenn sie nicht liebt; sie ist nichts, wenn, indem sie liebt, sie nicht Gegenliebe erzeugt.

War es da nicht natürlich, daß sich Margaretha geschmeichelt und beglückt fühlte?

Geschmeichelt durch den Antrag des Herzogs, beglückt durch die unausgesprochene sich aber in tausend Kleinigkeiten verrathende Liebe seines jugendlichen Geschäftsführers?

Es glühte alles an ihr, Herz und Kopf dazu.

Die kühle Nachtluft umspielte sie jetzt wonnig; während sie, sich selbst vergessend, in tiefe Gedanken versank.

Und war es bei Carl Maria anders?

Das Fest war jetzt vollständig verrauscht.

An der Stelle des Jubels, des Lärmens, der Musik und des Lachens hatte sich eine großartige Stille über die Umgebung gelagert. Ernst und majestätisch ragten die Wälder empor in die gottvolle Nacht, während ihre balsamischen Kräuterdüfte in verstärktem Maße wie Weihrauch zu dem sternbesäeten Throne des Ewigen emporstiegen.

Wie das armselige Treiben der Menschen vor dem Ewig-Göttlichen in Nichts versinkt, so war hier, die Lust und der Lärm des bacchantischen Festes versunken in die ernsten Schatten und die imponirende Ruhe der Nacht.

Aber einer der Gäste wandelte doch noch durch die jetzt so stillen Baumreihen der mächtigen himmelhohen Kastanien, die zu beiden Seiten des Schlosses, die Flügel desselben mit den nahen Wäldern verbanden.

Kein Ton, kein Laut! . . . Keine Spur des Lebens.

Nur hie und da riß der leise Wind, der erquickend über die Erde fuhr, ein Blatt von den Bäumen und trieb es dann gespenstisch vor dem nächtlichen Wanderer her.

Aber der nächtliche Wanderer hörte und sah es nicht! Er schwelgte still und glücklich in einer andern Welt, in einer Welt voll leuchtender Gedanken und seliger Gefühle, die die Liebe in ihm aufgebaut.

Plötzlich blieb er stehen. Eine Nachtigall ließ sich aus einem der nahen Gebüsche hören.

In langgezogenen unendlich süßen Tönen, die ebenfalls aus einem liebenden sehnsüchtigen Herzen zu kommen schienen, sang sie ihr wunderbares Lied.

Carl Maria lauschte entzückt, . . . er . . . der Mann der Töne, . . . der Liebende!

Aber wie? . . . sang sie denn nicht in Worten? War sie . . . war er der Dichter?

Oder woher verstand er, was sie sang?

„Die ihr einsam klagt,
Einsam wenn es tagt,
Einsam wenn es nachtet;
Ungetröstet, ach, verächzt
Ihr das holde Dasein, lechzt,
Schmachtet und verschmachtet. . . .“

Mit einemmale antwortete von der entgegengesetzten Seite eine zweite Nachtigall:

„Einsam schmachten, o der Pein!
O des Grams, allein zu sein
In des Lebens Oede.
Ist denn, ach, kein Arm,
Der in Freud und Harm
Liebend mich umschlösse?
Ist denn ach kein fühlend Herz,
Keins! darin in Lust und Schmerz
Meines sich ergösse?“

So schienen Carl Maria von Weber die bei-

den Nachtigallen zu singen, bis sie plötzlich mit ihren langgezogenen Tönen in einander schlugen und es durch die Nacht wie Jubelruf klang:

„Ja! . . . ja! . . . ja! . . . ja!
Das Paradies ist immer da,
Wo die Liebe wohnt!"

Unendlich glücklich kehrte Carl Maria nach dem Schlosse zurück.

Hie und da sah man in den Nebengebäuden noch Licht hinter den Vorhängen.

Die beiden Fenster des Zimmers, in welchem für heute Nacht Margaretha ihr Lager aufgeschlagen, waren geöffnet, aber dunkel. Doch kam es dem Jüngling vor, als bemerke er an dem einen derselben einen weißen Schein.

Es durchzuckte ihn selig.

„Wenn sie es wäre?"

Eben wollte er sie leise anrufen, da wiederholte sich die Scene von vorhin.

Wieder klangen, nur jetzt ferner und sanfter — die Töne der beiden sich anrufenden und antwortenden Nachtigallen.

Wieder vereinten sie sich nach einiger Zeit.

Wieder flötheten sie ihr:

„Ja! . . . ja! . . . ja! . . . ja!
Das Paradies ist immer da,
Wo die Liebe wohnt!"

Als sie abermals schwiegen, hörte der Jüngling von dem Fenster her die letzten Töne — freilich ohne Worte — von einer wundervollen, ihm wohlbekannten Stimme, die an Fülle und Reinheit mit der der Nachtigallen wetteiferte, wiederholen.

„Margaretha!" — jauchzte es in seinem Herzen auf; . . . aber im gleichen Augenblick war auch der weißliche Schein vom Fenster verschwunden . . . und alles war Nacht und tiefe Stille.

Der dicke König und seine Zeit.

In dem an das königliche Schlafkabinet stoßenden Vorzimmer befanden sich, außer Aufschneider, — dem kleinen schmächtigen Kammerdiener Sr. Majestät, — noch zwei Personen: Graf Dillen und Kammerjunker von Wißtritz.

Kaum kann man sich einen größern Gegensatz denken, als der war, der zwischen diesen beiden Männern herrschte. Die lange spindeldürre Figur des Kammerjunker stak in der von Goldstickerei strotzenden Hofkleidung eines Dienstthuenden Kammerherrn, die, da sie äußerst knapp saß, Herrn von Wißtritz so sehr einklemmte, daß er sich nur ganz steif halten konnte; er glich auf diese Weise — den dicken Kopf aus einer feinen weißen Halsbinde herauswachsend — einer schön angestrichenen und theilweise vergoldeten Bohnenstange, auf deren oberes Ende man, zur Verscheuchung der Sperlinge, einen alten breiten Hut gestülpt hat.

In dem blasirten Gesichte lag dabei, neben dem Aus-

druck bornirter Anmaßung, ein so feierlicher Ernst, als sollte der Besitzer desselben in der kommenden Minute ein Todesurtheil aussprechen und unterzeichnen. Freilich befand sich Kammerjunker von Wißtritz jetzt auch im Dienst . . . und . . . der Dienst bei dem Levee Sr. Majestät — er bestand darin, daß er dem Könige die Strümpfe, das Hemde und die Unterbeinkleider zu reichen hatte — war für den edlen Junker das Größte, Wichtigste und Erhabenste, was es auf der Welt gab.

Den Federhut unter dem Arm, den Degen an der Seite, erwartete er feierlich den großen Moment, in welchem die silberne Schelle Sr. Majestät ihn und die beiden Anderen in das königliche Schlafgemach rufen werde.

Ganz als das Gegentheil bewies sich des Königs Mignon, Graf Dillen. Als Oberhofmeister trug auch er ein glänzendes Hofkleid — der König liebte Glanz und Pracht um sich — aber die Art und Weise, es zu tragen, wie die, sich zu benehmen, zeigte von einer Nonchalance, wie sie sonst schwerlich an einem Hofe gefunden wird.

Aber warum denn auch nicht? Der Bereiterjunge Dillenius, wie Dillen früher hieß, hatte sich ja den König dergestalt zum Sclaven gemacht, daß eigentlich er Herr und König war.

Geschichten, einzig in ihrer Art, wurden damals erzählt, wie Dillen den König oft bearbeite, um ihn zu den eines Königs unwürdigsten Handlungen zu verleiten.

Daher denn auch die fast schamlose Keckheit, die der Graf der allerdings ungemein komischen Grandezza des edlen Kammerjunker von Wißtritz gegenüber zur Schau trug. Wußte er doch, daß ihm Wißtritz — dem nichts höher und heiliger war, als der Adel, und für den die Menschheit erst bei dem Baron anging — seine bürgerliche Abkunft nie vergeben habe, noch vergeben könne.

Nur daß Dillen der Liebling des Königs war, ließ den Kammerjunker die fehlenden Wappenschilder übersehen. Er hätte dies auch bei einem Mörder gethan, wenn der König einen solchen mit seiner Freundschaft beehrt hätte.

Dafür rächte sich der Graf durch die Lauge beißenden Witzes, die er unaufhörlich über Wißtritz ausgoß. Schon sein heiteres lebenslustiges Aussehen ärgerte den Kammerjunker. Wie konnte man in einer solchen Stellung so gar keinen Begriff von der unaussprechlichen Wichtigkeit seines Amtes haben?

Auch die untersetzte behäbige Figur des Grafen hätte Wißtritz für gemein und bürgerlich erklärt, wäre die Majestät nicht zehnmal dicker gewesen.

Da hörte nun freilich Alles auf! War doch König

Friedrich von wahrhaft unförmlichem Körperumfang, der auch noch von Jahr zu Jahr wuchs. Erst vor kurzer Zeit mußte ein Ausschnitt in seinen Speisetisch gemacht werden, um ihm das Selbstessen zu ermöglichen.

Napoleon äußerte sich lachend über den dicken Herrn: „Die Natur habe hier zeigen wollen, wie weit sich die menschliche Haut ausdehnen lasse!“ Das blasse Gesicht des Königs ging dabei durch die Fülle der Wangen nach unten dreieckig auseinander. Die Augen waren klein und lebendig, der Mund jedoch nicht ohne Ausdruck.

Man kann sich denken, wie Wißtritz an seiner Seite aussah; ebenso der kleine und schmächtige Aufschneider.

Wenn sie den König bedienten, glichen sie zwei ausgehungerten Kirchenmäuschen, die an einem dicken holländischen Käse herumhüpfen, an den sie ein glücklicher Zufall geführt.

Dillen hatte eben unter Lachen eine solche Bemerkung gemacht, und zwar drollig genug, um ein lautes Mitlachen zu erregen; indeß die Amtsmiene des Kammerjunkers veränderte sich nicht. Jeden Augenblick konnte sein wichtiges Amt beginnen. Die Augenbrauen hoch in die Höhe gezogen, die birnförmig vorragende Stirne in ernste Falten gelegt, die Augen weit auf, den Mund

fest zusammengekniffen, die ganze Figur steif und hochaufgerichtet, den Ausdruck ungeheurer Wichtigkeit in den sonst nichtssagenden Zügen, und die Ohren gespitzt ... so stand der Edle da, der sarkastischen Heiterkeit Dillen's den Ernst eines ägyptischen Todtenrichters entgegensetzend.

Da plötzlich erklang die silberne Schelle.

Der Klang traf den Kammerjunker wie ein elektrischer Schlag. Der Ernst seines Gesichtes ward jetzt ein strahlender, die Augen öffneten sich noch weiter und der Mund kniff die Lippen noch schärfer ein, während der Rücken eine merkwürdige Bewegung nach vorn machte, die sofort und noch vor dem Eintritt in das königliche Schlafgemach, in eine Reihenfolge von tiefen Bücklingen überging.

Auch die beiden Anderen waren jetzt unter Verbeugungen eingetreten.

Aber ... o weh! ... ein einziger Blick und die Eingetretenen alle Drei wußten ... daß heute ein böser Wind wehe. Auf dem dicken schwammigen Gesicht Sr. Majestät — das zwischen der seidenen Zipfelmütze und der weißen Bettdecke wie ein Vollmond hervorlugte — lag der Unmuth einer schlechten Nacht oder eines bösen Traumes.

Nicht einmal das leiseste Kopfnicken begrüßte die Drei, von welchen Kammerjunker von Wißtritz und

Aufschneider in rechtwinkliger Beugung verharrten, während Graf Dillen freundlich lächelnd mit leichter Neigung dastand, den dreieckigen Federhut mit der weiß behandschuhten Hand leise nach dem Strich der Haare streichend.

Da mahnte ein finsterer Blick den Kammerdiener, seine Pflicht zu beginnen. Rasch und geräuschlos wie ein Pfeil flog das schmächtige Männchen herbei und zog die schwerseidenen Vorhänge an dem Himmelbett des Königs weiter zurück.

In demselben Augenblick ertönte aus drei Kehlen der ordonnanzmäßige Morgengruß:

„Wünsche Eurer Majestät wohl geruht zu haben. Der Segen des Herrn begleite Eure Majestät!"

Ein tiefer unarticulirter Ton vom Bett her war die Antwort, worauf Aufschneider zu einem kleinen Marmortische trat, der zur Seite stand, und das schon zurechtgelegte Hemde des Königs nahm.

Leise, mit den Zehen kaum den Teppich berührend, trat er dann zu Wißtritz heran, reichte diesem das Hemd, worauf Kammerjunker von Wißtritz eben so leise zu dem Bette unter fortwährenden Bücklingen herantrat und es mit großer Feierlichkeit dem Könige überreichte, der es mit finsterem Blick annahm und dann Aufschneider vor die Füße warf.

Wißtritz zog sich hierauf mit einer tiefen Verbeu-

gung und sokratischem Ernste drei Schritte zurück, während Aufschneider die mühevolle Arbeit des Umkleidens ausführte.

Jetzt aber kam erst die Hauptarbeit, das Aufstehen der Majestät selbst. Dasselbe war aber leider nur unter kräftiger Mitwirkung der drei Anwesenden zu vollziehen, wobei Aufschneider die Majestät bei den Beinen erfaßte, der Kammerjunker an dem Ledergurt, der den königlichen Bauch, selbst Nachts, zu tragen hatte, und Dillen am Rücken, um gehörig nachzuschieben.

Der dicke Herr bließ, schnaufte und fluchte dabei; aber das war ja alle Tage so. Endlich war das große Werk gelungen und nun ging es mit Strümpfen und Unterbeinkleidern wie mit dem Hemde.

Während aber bei dem ganzen mühevollen Geschäft des Ankleidens kein Wort gewechselt wurde, und sich nur die, aus königlichem Munde losgelassenen „Donnerwetter!" kreuzten, allenfalls auch ein: „Ihr seid ein Esel, Aufschneider! Pas vrai, Dillen?" — daruntermischte, verlor Kammerjunker von Wißtritz seine Würde und seine Haltung keinen Augenblick.

Ein Alba — furchtbaren Angedenkens — konnte der spanischen Majestät, Philipp II., nicht mit größerem Ernste den Bericht über die Niedermetzelung von Tausenden von Ketzern hinreichen, als Herr von Wißtritz — das Ideal rein adlichen Blutes — dem dicken

König seine Unterbeinkleider. Es lag in der That Humor in diesem Gegensatz bornirter Wichtigthuerei bei der Lächerlichkeit und Nichtigkeit der Funktionen.

Endlich war die Sache vollendet; und nun pflegte — in würdiger Nachahmung des napoleonischen Wesens und Hofes — das große Levee zu folgen, bei welchem der König seine Chocolade nahm und seine Lieblinge um sich sah! Unter diesen, außer dem, von dem dicken Herrn unzertrennlichen ersten Mignon, Graf Dillen, den Minister von Zepplin, den Polizeiminister Graf von Taube, den Justizminister von der Lühe, den Finanzminister von Mandelslohe, den General von Wolzogen und ein ganzes Heer von sonstigen Beamten, Hofschargen und hübschen jungen Jagdjunkern, die der König mit besonderer Vorliebe um sich hielt, um sie als Forstmeister oder zu anderen Dingen anzustellen und nach und nach zu Freiherren und Grafen, zu Obersten und Generalen zu befördern.

War doch damals der würtembergische Hof einer der glanzvollsten unter den deutschen Höfen.

Und warum auch nicht? War der Herzog nicht bis zum Könige gestiegen? Mußte nicht das neue Königthum seine Würde, seine Bedeutung, seine Stellung durch Glanz und Pracht manifestiren und behaupten?

Napoleon, der Gewaltige, umgab sich mit Schaaren von Hofchargen und Generälen, . . . der dicke Herr

war sein Nachtreter: am Hofe des kleinen Schwabenländle gab es „Erbkronämter und Oberhofchargen: den Erb-Reichsmarschall, Erb-Reichsoberhofmeister, Erb-Reichsoberkämmerer, Erb-Reichs-Panner, Ober-Hofmarschall, Oberst-Kammerherr, an 300 Kammerherren, Obersthofmeister, Oberstallmeister, Ober-Intendant der königlichen Schlösser, Oberstjägermeister, Oberceremonienmeister, Hofmarschälle, Reisemarschälle, Hausmarschälle und bei 8 bis 10,000 Mann Stärke der Armee 3 Feldmarschälle und 14 Generäle!

Dabei spielte der dicke Herr seinen Napoleon im Kleinen, nur fiel er gar oft aus dieser Rolle durch seine angeborne Derbheit und Heftigkeit, so wie durch seinen Stolz, seine Verschwendung, seine Eitelkeit und seine Grausamkeit in die eines asiatischen Sultans.

Um übrigens das Nachfolgende richtig zu verstehen und zu erfassen, müssen wir uns einen Blick auf die — damals — letzte Vergangenheit der Geschichte Würtembergs, seines Hofes und die Zeit selbst erlauben, in welchen unsere Geschichte spielt.

Würtemberg hatte die harte, nur durch Franziska von Leutrums wunderbaren Einfluß zuletzt etwas gemilderte, Schule des Regiments Herzog Carl's durchgemacht. Bei aller Rauheit und Despotie, die oft Grausamkeit wurde, hatte diese Regierung doch 1770, durch den sogenannten Erbvergleich, Friede zwischen Volk

und Krone geschlossen, durch welchen den Ständen des Landes die Stimme bei der Verwaltung desselben wieder gegeben worden war. Würtemberg hatte damit seine Verfassung wieder erhalten, aber der Preis, um den es dieselbe erkaufte, war ein schwerer gewesen. Die Landschaft hatte, Jahrzehnte lang, ihre Rechte in Wien, auf dem Wege suchen lassen müssen, auf dem damals bei der Reichsverwaltung überhaupt nur etwas zu erlangen war, nämlich dem der Bestechung, der Geschenke, der Corruption aller Art und in allen Sphären der Administration, und zwar vom Kanzler an bis zum Schreiber herab. Millionen wanderten aus dem Säckel der Landschaft nach Wien, flossen durch unzählige Hände, rannen aus einer Kasse in die andere. Würtemberger Beamte zahlten geheime Gelder an Kaiserliche, diese zahlten Rückvergütungen; die oben in eine Behörde geschüttete Summe sickerte durch alle ihre Dikasterien durch; überall fanden die edlen Tropfen aufgehaltene Hände; überall blieb das glänzende Metall kleben; in allen Regionen der Beamtenwelt gewöhnte man sich daran, unrechtmäßig Geld für ungesetzmäßige Dienste zu geben und zu empfangen, oder gesetzmäßige Dienste sich ungesetzmäßig bezahlen zu lassen. Dazu kam der, von dem spitzbübischen Rothgerbergesellen, später vom Herzog Carl zum Kirchenrathsdirector ernannten Wittleder erfundene und von dem schurkischen Freunde des Herzogs, Samuel von Mon-

martin, auf's Schändlichste begünstigte Handel mit Staatsdienerstellen, den der Herzog dann selbst, als einträglichstes Geschäft, unter Betheiligung Wittleder's mit zehn Procent, für eigene Rechnung betrieb. Kein Amt wurde fortan mehr durch Verdienst und Fähigkeit erworben, sondern nur durch Zuschlag an den Meistbietenden durch hündische Höflinge vergeben. Die dadurch erzeugte Demoralisation des Beamtenstandes war eben so tief, als allgemein, ja das Bewußtsein für Recht und Unrecht im ganzen Volke begann nachgerade sich zu verschieben, die Empfindung für die Gemeinheit der Bestechung verschwand vor der Allgemeinheit derselben und der erhabenen Stellung ihrer Begünstiger.

Zu gleicher Zeit fraßen des Herzogs unsinnige Feldzüge, die rasende Verschwendung, mit der er seiner Leidenschaft für Jagd und Theater fröhnte, die Einkünfte des Landes, die, zum großen Theile für diese Zwecke designirt, in einem außerordentlich starken Procentsatze, auf Seitenkanälen von ihren Zwecken abgelenkt, in die Hände gemeiner Günstlinge flossen, welche sich nicht schämten, die Früchte eines schamlosen Druckes zu genießen und jüdelnd den Ertrag des Judashandels mit dem Marke des Landes einstrichen. Die Uebertreibungen in des Herzogs Gelüsten, — die Seen mit gewärmtem Wasser zu seinen Winter-Sumpfjagden, — die wochenlang dauernden, halbe Quadratmeilen Ackerland ver-

wüstenden, Krankheit und Elend über die Tausende armer, zum Treiben gepreßter Bauern verbreitenden Sauhetzen, — die selbst Kaiser Joseph's Staunen erregenden Aufführungen auf seinen Theatern zu Ludwigsburg und Stuttgart, — das luxuriöse Ballet, — die ungeheuren Gagen der Tänzer und Sänger, — der unsinnige Hofstaat, in dem 20 fremde Fürsten und Großen, nebst einem Heer von adligen Damen dienten, die sämmtlich und täglich in den prächtigsten Hofanzügen erglänzten, — die Orangengärten zu Ludwigsburg, — die, Tonnen Goldes kostenden, Feuerwerke des Italieners Veronese u. s. w., waren sämmtlich den Lüsten des Herzogs schmeichelnde Ausgeburten der erhitzten Gehirne der Speichellecker und Günstlinge, die ihn umgaben.

In den Sphären eines solchen Regiments war das grausame Schicksal Moser's, Huber's, Lenz's und Schubart's eine natürliche Pilzvegetation der allgemeinen Fäulniß.

Erst die Klage der zur Verzweiflung gebrachten Landschaft, in Wien, die Preußen, Dänemark und England unterstützte, reinigte — unter den Auspizien des, allen Druck glühend hassenden, Joseph II. angebracht — Kraft der kaiserlichen Gewalt, etwas die Atmosphäre des Herzogthums, zwang den Herzog zu dem oben erwähnten Erbvergleiche und nöthigte ihm die Wiederherstellung der, freilich nur sehr mangelhaft durchgeführten Verfas-

sung, ab. Der sanfte Einfluß Franziska's auf den besonnener werdenden Mann bewirkte, im Verein hiermit, die Umwandlung des wilden Charakters in jene immerhin noch schroffe und harte, aber das Gute erkennende und wollende und Vergangenes sogar bereuende Natur, die uns beim Bilde des Stifters der Carlsschule gegenwärtig ist.

Der Lärm des Hofes verstummte, die Jagden quälten nicht mehr das Land, die dem Volke abgepreßten Millionen zerflatterten nicht mehr in Luft, kein Serail gab mehr ein Aergerniß, die Pfaffenwirthschaft und das Jesuiten-Geflüster hatten ein Ende, die Messe wurde selbst deutsch in der Hofkirche gelesen, wo die hellen Köpfe der geistvollen Prediger Weckmeister und Mercy leuchteten, kurz der Herzog regierte von da an selbst mit bestem Willen und starrer Kraft.

Von der Pracht des Hofes blieb dabei Nichts als die schöne Oper, an deren Spitze zwischen 1750—1770 Jomelli und Noverre gestanden, in der Vestris mit 10,000 Gulden jährlichem Gehalt getanzt und für die der große Decorationsmaler Columba seine bewundernswürdigen Decorationen und Maschinerien geschaffen hatte. Aber auch diese erfuhr nach 1770 sehr bald eine Reduction auf eine gutgehaltene Opera buffa.

Alles dies konnte aber den Krebsschaden nicht aus dem Körper des Volkslebens schneiden, mit dem ihn

das Bestechungswesen und Wittleder's und Monmartin's Stellenhandel angesteckt hatte, und Kauf und Verkauf von Recht und Unrecht, Brot und Ehre blieb dem Volksbewußtsein geläufig, wenn er auch weniger schamlos als sonst betrieben wurde. Etwas Entehrendes erblickten nur sehr Wenige darin. Nicht besser wurde es unter der kurzen Regierung des bigotten Nachfolgers Carl's, Ludwig Eugen, der finster schleichende Kapuziner wieder nach Würtemberg zog, die Carlsschule aufhob, wallfahrtete und betete, aber zu träge war, die Regierungsdecrete zu unterschreiben . . . er unterstempelte sie. Natürlich geschah von seiner Seite Nichts, der Unehrlichkeit Einhalt zu thun, die wie Blatterngift in den Adern des Volkslebens schlich.

Endlich enthob ihn 1795 der Tod den Gefahren der ihm, als Incarnation des Antichrist, verhaßten französischen Revolution, deren Ideen und Heere fast gleichmächtig heranzogen, aber auf dem Throne Würtembergs einen Fürsten fanden, der ein Held unter den Helden Friedrich's des Großen gewesen war und nun, ein zweiter Eberhard im Bart, ein Vater seines Volks zu werden versprach. Friedrich Eugen, — jener Fürst, unter dessen Regierung Würtemberg Hoffnung strahlte — wäre der Mann dazu gewesen, den echten guten treuen Geist in Schwaben durch seines Geistes Hauch wieder zu erwecken, wenn ihn die Revolutionskämpfe, die sein Land

überströmten, nicht an jeder ruhigen Thätigkeit im Innern gehindert und sein Licht nicht schnell wie ein auflodernder Stern erloschen wäre. Zwar schien es, als ob sich seine Tugenden auf seinen Sohn Friedrich vererbt hätten, der, 1754 geboren, 1797 den Thron besteigend, freiwillig auf's Heiligste die Verfassung beschwor, den Bürgerstand hob, die Privilegien des Adels gebührend beschränkte, allen Forderungen der Zeit geistvoll entgegenkam und die Welt glauben machte, in ihm sei ihr ein Fürst erstanden, vor dem Pflicht, Geist und Talent allein gelte.

Sie sollte bitter enttäuscht werden. Eine reiche Erfahrung lag hinter ihm: er hatte, nicht zum Heile seines Herzens, der großen Catharina von Rußland gedient, hatte in Petersburg seine Gattin, Auguste von Braunschweig, verlassen und im Verkehr mit Kosakenhetmännern und halbbarbarischen Fürsten und Offizieren die brutalen Lebensformen angenommen, die, in der spätern Zeit seines Lebens, ihm den bittern Haß seiner Umgebung zuzogen. Dann war er durch Frankreich, trotz des Brandes der Revolution, die überall loderte, gereist, ohne selbst ein Incognito der Mühe werth zu halten, hatte sich endlich, unbeugsam wie er war, selbst gegen den Willen des harten Carl, der seine Energie fürchtete, in Würtemberg niedergelassen und im Jahre seiner Thronbesteigung zum zweiten Male mit

Charlotte Mathilde Auguste, Tochter Georg's III. von Großbritannien vermählt. Bald aber nach seinem Regierungsantritte (23. December 1797) änderte sich der Ton, in dem er mit dem geliebten Volke sprach. Er befahl als Herr und nannte das Recht eine Gnade. Eng schloß er sich, auf des höchst zweifelhaften Ministers von Zeppelin Rath, im Kriege gegen Frankreich an Oesterreich und diktirte selbst barsch und rauh den für Neutralität sprechenden Räthen Wöllwarth und Hoffmann ihre Entlassung in die Feder, schickte den Landschafts-Gesandten Batz, der die Rechte des Landes in Wien vertreten wollte, in Ketten auf den Hohenasperg, flüchtete aber vor den siegreichen Waffen Vandamme's und Moreau's mit allen Kassen und Kostbarkeiten nach Erlangen. Beim Frieden von Lüneville wurde er dann, Dank des Herrn von Normann schlauer Unterhandlung, für seine Verluste auf dem linken Rheinufer durch gräfliche Gebiete und freie Reichsstädte, die zu Würtemberg geschlagen wurden, entschädigt und erhielt 1803 die Kurwürde.

Aber die Lust, die der herrschsüchtige, hochmüthige und gewaltthätige Fürst nach unumschränkter Alleinherrschaft trug, wurde jetzt leider durch Napoleon noch gereizt, der ihn im Jahre 1804 am 2. October in Ludwigsburg besuchte und durch plumpe Schmeichelei für sich gewann, obgleich der dicke Herr den Kaiser eigentlich

als Emporkömmling verachtete und haßte. Napoleon rief bei der Klage des Herzogs über die Opposition der Landstände gegen seinen Willen aus: „Mais chassez donc ces bougres!“ Das war ein dem Kurfürsten zusagender Rath! Er trat nun dem Rheinbunde bei, und erhielt als Lohn für seinen Beitritt von Frankreichs Imperator die Besitzungen der Orden in seinem Lande, der Reichsritterschaft, die vorderösterreichischen Herrschaften in Schwaben und den Königstitel. König Friedrich verkündete seinem Lande nun mit großem Pompe die neue Würde, nachdem er zwei Tage vorher die Verfassung aufgehoben, die Stände nach Haus geschickt und die Kassen und Archive der Landschaft in Beschlag genommen hatte. Das Land sah entsetzt und erschreckt, was geschah und seine dreihundertjährige Verfassung vor der Tamerlan-Willkür eines herrschsüchtigen Souverains zusammenbrechen.

Die bösesten Zeiten Herzog Carl's kehrten denn jetzt auch sehr bald zurück und mit ihnen erblühten und wucherten auf's Neue die alten Mißbräuche. Obgleich dabei nicht zu leugnen, daß König Friedrich jenen Fürsten an Geist, Talent und Thatkraft weit übertraf, so stand er doch an ursprünglicher Güte des Herzens ihm nach und an Barschheit, Rauheit, Härte und Rücksichtslosigkeit gewiß nicht hinter ihm zurück.

Selten ist dabei ein Fürst verschiedener beurtheilt worden, als der dicke König Friedrich, selten ein Monarch in seinem Lande so allgemein und in allen Schichten der Bevölkerung verhaßt gewesen, als er, so daß es schwer fällt, ein ungetrübtes Bild von ihm zu erhalten.

Gewiß ist, daß sein politischer Blick weiter reichte, als der seiner Stände, — daß die Verfassungen der freien Reichsstädte in seinem Lande überlebt, die geistlichen Herrschaften dem Volke eine Last, die adligen Reichsstände und die Ritterschaft durchaus von der Zeit überholte und mit Recht halb verspottete, halb verhaßte Institute waren und somit eine radicale Umgestaltung der Verfassung, die Herstellung der Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz sich dringend nöthig machte.

Aber als er die Verfassung so bald zerbrach, gab er seinem Volke für eine ungenügende Verfassung zum Austausch nur seinen rücksichtslosen Charakter, für den Druck von Patriziat, Clerus und Adel die schwerere Belastung durch seine Schranzen, Soldaten und das Günstlingswesen und einer absurd organisirten Beamtenhierarchie; für mittelmäßige im Schooße der Stände berathene Gesetze, nur seinen starren, oft ungerechten und von Leidenschaften beeinflußten Willen.

Dies hieß Schlechteres für Schlechtes kaufen! König

Friedrich organisirte die Verwaltung des Landes nach dem schon, der Dimension der Länder nach, augenscheinlich unpassenden französischen Muster. An die Stelle des kostspieligen, altwürtembergischen Schreiberwesens trat ein zehnfach theurer Bureaukratismus, dessen Dikasterien, angefüllt mit untauglichen Creaturen, Maitressen, Köchen und Günstlingen, die ihre Stellen gekauft, oder noch schändlicher erworben hatten und meist schlecht bezahlt waren, dem erschreckten Volke wie ein Chaos böser Geister erschienen. Der Richterstand wurde völlig unter des Königs Willen gebeugt, die Urtheilssprüche wurden von den Tribunalen nur der Form wegen berathen, vom Könige aber, der meist die Strafen verschärfte, eigentlich erst gefällt. Er schrieb die Steuern aus und trieb sie rücksichtslos und rauh ein, die Polizeivorschriften, deren Strenge sich durch die Zerrüttung des Sittenzustandes des Landes rechtfertigen mochte, wurden von Personen, die ihr Amt auf den dunkelsten Schleichwegen erlangt hatten, in verletzendster Weise ausgeführt, neue Monopole wurden geschaffen, Salz, Tabakhandel und Verkehr beutete der König für die Krone, das hieß Hof, Militär und Jagd, aus. Besonders schwer belastete er den Brief- und Reise-Verkehr, so daß es kaum mehr erschwinglich war, sich mit einem, der ebenfalls sehr theuren, der Königlichen Post nicht angehörigen Fuhrwerke, von einem Orte an den andern zu begeben. Zu jeder Ehe eines

königlichen oder städtischen Beamten gehörte des Königs persönliche Genehmigung, zu jeder Geldsendung in das Ausland die Gestattung der Regierung; selbst darüber, ob ein Jüngling die Universität beziehen dürfe oder nicht, behielt der König sich die Bestimmung vor und wies sie sehr oft in ganz andere Fächer, als die, welche sie sich erwählt hatten. Das Vermögen der Universitäten wurde zum Staatsvermögen geschlagen, dagegen neue Lehrstühle errichtet, die Zahl der wissenschaftlichen Anstalten und Hilfsmittel vergrößert und berühmte Lehrer oft fürstlich belohnt. Matthisson, Johannes Müller und Spittler adelte und begünstigte der König.

Die Leibeigenschaft ließ er dagegen in Würtemberg länger als in den meisten deutschen Ländern fortbestehen, schaffte zwar die Folter ab, hob aber das alte Würtembergische Recht der Freizügigkeit auf.

Wenn aber diese drückenden Einrichtungen auch mehr oder weniger alle Schichten des Volkes wund rieben, so hatten doch die meisten einen Schwerpunkt, der diese bald mehr auf dem Adel oder der Geistlichkeit, jene mehr auf dem Bürger- oder Bauerstande lasten ließ, so daß die gegenseitige Antipathie der Stände sie tragen half.

Obgleich sie daher wohl das Land mit Unmuth er-

füllten, so erbitterten sie doch nicht so tief und im Innersten alle Herzen, als drei andere Willküreinrichtungen König Friedrich's.

Es waren dies die der Militärconscription, die der Königlichen Jagd und der Rangordnung des Reichs.

Nichts glich der Brutalität, mit der die erstere gehandhabt wurde; nicht Familienverhältnisse, nicht Stand, nicht Studien schützten vor dem Einstecken in die Montour, wenn eine Persönlichkeit dem Könige oder dessen Günstlingen gefiel, obgleich der erstgeborene Sohn jeder bürgerlichen Familie, jeder Studierende, der das Examen bestanden hatte, gesetzlich frei war. König Friedrich's I. von Preußen Militärausbebungen waren Kinderspiel gegen die damalige Würtembergische, die immer das ganze Land in Zittern und Zagen jagte. Unbedingt frei vom Militärdienste war nur *ein* Stand und das war der, *der Diener des königlichen Hofes und der Prinzen von Geblüt*. Wir werden später sehen, welche verderbliche Rolle diese Verfügung in *Carl Maria von Weber's* Leben zu spielen bestimmt war.

Die Jagd des Königs stand über allem Gesetz und die Grausamkeit gegen Thier und Mensch, mit der dies Cavaliervergnügen von *König Friedrich* betrieben wurde, gemahnte stark an die römische Arena. Das Wild

wurde in unerhörten Massen gehegt, und weidete ungestört in den Saaten uud Pflanzungen der Grundbesitzer, denen man für diese Schäden keine Vergütungen zahlte. Meilenweit im Umkreise wurden bei großen Jagden, sogenannten „Dianenfesten", Wild und Treiber zusammengetrieben und letztere verrichteten, ohne Vergütung zu erhalten, unter Hunger und Kälte, Tausende an der Zahl, oft wochenlang Dienste, so daß mehr als einmal ansteckende Krankheiten sie decimirten. Wie zu Herzog Carl's Zeiten, verwüstete auch jetzt wieder oft eine einzige Jagd die Cultur von halben und ganzen Quadratmeilen Landes.

Die Rangordnung endlich hob den Hof, und Alles was in directer Beziehung zur Person des Königs und der Prinzen stand, über alle andern Categorien der Bevölkerung hinaus. Der König machte zwar sein Pferd nicht zum Consul, aber er ordnete, und das war für das Volksgefühl beinahe ebenso verletzend, den Mann vom höchsten Adel, der nicht im Dienste des Königs stand, dem letzten von dessen Dienern unter, der einen Wappenknopf am Rock trug.

Ueber den Hof der königlichen Schlösser zu Stuttgart und Ludwigsburg durfte, selbst bei Sturm und Regen, Niemand, der nicht zum Hofhalte gehörte, bedeckten Hauptes gehen; die Wachen schlugen den Leuten ohne Wei-

teres die Hüte von den Köpfen, wenn sie gegen diese, mehr als Geßler'sche Verordnung sündigten.

Der interessanteste, aber auch niedrigste und verachtetste und gehaßteste Günstling des Königs war — wie wir bereits wissen — der General von Dillen, der als Bereiterjunge mit Namen Dillenius, in den Dienst des Hofs gekommen, schon sechs Jahre darauf geadelt, 1810 baronisirt und 1812 zum Grafen gemacht und, ohne alle militärischen oder administrativen Verdienste, mit allen Ehren überhäuft wurde. Dieser Graf Dillen beherrschte den König vollständig, bereicherte sich mit und ohne Wissen desselben auf alle mögliche Weise und cultivirte besonders den Handel mit Staatsbeamtenstellen in der schamlosesten Form. Er war es auch, der eine Industrie erfand, die später selbst von sehr hochgestellten Personen des Würtemberger Hofes unter der Hand getrieben wurde und die darin bestand, daß man gegen eine namhafte Summe jungen Leuten den Titel eines Hofbeamten verschaffte und sie dadurch vom Militärdienste befreite.

Dillen war aber auch zugleich der böse Genius des Königs.

Der vor Allem dem Könige am nächsten stehende Sohn Friedrich Eugen's war Prinz Ludwig, im Jahre 1807 51 Jahre alt, Würtembergischer Feld-

marschall, mit einer Prinzessin Henriette von Nassau Weilburg vermählt, der im genannten Jahre, nachdem seine Hoffnung, König von Polen zu werden, zerronnen waren, am Hofe zu Stuttgart lebte. Auch diesen Prinzen charakterisirt sehr nachtheilig seine Freundschaft und sein intimer Verkehr mit dem ebengenannten Mignon des Königs, dem Grafen Dillen. Herzog Louis führte ein dissolutes, vielkostendes Leben und beanspruchte dabei den Säckel seines Bruders oft über die Maßen, worüber es denn gar manchmal zwischen den beiden Fürsten zu heftigen Auftritten kam. Trotzdem befand sich der Herzog fast immer in peinlichen Geldverlegenheiten, zu deren momentaner Beseitigung er oft zu desperaten Mitteln zu greifen genöthigt war. Nicht so aufwallend und starr wie sein königlicher Bruder, war er auch weniger offen in Liebe und Haß, ja sogar sehr zum Einschlagen schattiger Wege geneigt, wenn es das Erreichen seiner Zwecke oder das Verdecken von Unklarheiten in seinem Lebenswandel vor seinem Bruder galt, dessen Zorn er fürchtete. Ungleich seinem liebenswürdigen Bruder Eugen, hatte er wenig Sinn für Musik, und für die Oper nur in so weit, als dabei hübsche Darstellerinnen im Spiele waren. Hoch aufgeschossen, breitschultrig, gut gebaut, machte er — wie wir gesehen — als Fünfziger noch Glück bei den Frauen. Sein Sohn aus erster Ehe, Adam

ein langgewachsener, sehr übermüthiger Knabe von fünfzehn Jahren, lebte mit ihm zur Zeit in Stuttgart.

So standen die Dinge in der Zeit, von der wir sprechen, am Würtemberger Hof. Kehren wir nun zu dem Levée des dicken Herrn zurück.

Die königliche Waschfrau.

Der dicke Herr befand sich noch immer in seinem Schlafzimmer. Mißgestimmt, wie er war, mochte er heute von dem großen Levée nichts wissen. Dennoch kostete er mit einer gewissen Lust das boshafte Vergnügen, den ganzen Schwarm von Ministern, Hofräthen, Günstlingen und Junkern vergeblich im Vorzimmer warten zu lassen.

König Friedrich war ein Absolutist. Er wußte es; . . . aber . . . er wußte auch, daß von jeher der Hofadel der Dünger war, unter dem die Ananas „Absolutismus" am üppigsten aufwuchs. Er wollte geschmeichelt haben, obgleich er die Schmeichler verachtete; er brauchte Hofschranzen, weil er den König spielen und den Napoleon'schen Hof nachahmen wollte. Konnte er indessen diese Creaturen mit Füßen treten, so that er es gewiß.

Heute goutirte es ihn, sie warten, schmachten und alsdann unverrichteter Sache nach Hause gehen zu lassen.

Auch Wißtritz war ihm lästig. Er schickte ihn barsch fort.

Der Kammerjunker verließ, unter nicht endenden Bücklingen hinter sich gehend, mit geschmeichelter Miene das Schlafgemach.

„Der Kerl!" — rief der dicke Herr verächtlich, als Wißtritz die Thüre hinter sich geschlossen — „der Kerl fühlt sich geschmeichelt, auch wenn Wir ihn wie einen dummen Jungen anschnauzen. Er paßte sich wahrhaftig in die Zeiten, in welchen am Hofe Ludwig XIV. zwischen einem Prinzen und des Königs Kammerdiener Streit darüber entstand, wer Sr. Majestät Nachttopf auszuleeren habe. Pas vrai, Dillen?"

„Parbleu! vollständig, Majestät!" — entgegnete der Graf. — „Es muß auch solche Käuze geben; sie gehören unter die nothwendigen Uebel."

Der König befahl jetzt seine Chocolade.

Aufschneider stand einen Moment erstaunt, dann fragte er:

„Hieher, Majestät?"

„Freilich!" — rief der König, seinem vertrauten und sehr in Gunst stehenden Diener einen zornigen Blick nachsendend. — „Wo denn anders hin, dummer Esel? etwa zu den Affen da draußen?" — und mit dem Fuße aufstampfend rief er — „Könnt' schon da sein!"

Aufschneider flog hinaus, und da hier die Chocolade schon fertig auf einem Rechauffoir stand, war er in zwei Minuten mit derselben zurück.

War doch der dicke Herr in solchen Dingen ein Tyrann, wie es keinen zweiten gab. Tag und Nacht mußten z. B. im Marstalle des Schlosses sechs Pferde angeschirrt dastehen, die betreffenden Kutscher und Reiter im vollen Anzuge daneben. Fiel es nun Sr. Majestät ein, ausfahren zu wollen, so rief er im Aufstehen: „Vorfahren!" und dann mußte der Wagen, bis er zur Treppe hinabgestiegen, fix und fertig vor dem Schloßportal stehen, um sofort mit Windesschnelle davonzujagen.

Gnade Gott den betreffenden Charchen, Kutschern und Stallknechten, wenn es nicht so ging!

König Friedrich hatte jetzt Platz genommen und zu frühstücken begonnen, wobei seine Hand mit der Tasse gemüthlich auf dem ungeheuren Bauche ruhte.

Dillen stand unfern, einem der großen Jagdhunde seines Herrn, deren sich nicht weniger als sechs im Schlafzimmer befanden, schmeichelnd. Es war das Lieblingsthier Sr. Majestät. Den Kopf hoch in die Höhe reckend ließ es sich mit Behaglichkeit am Halse krauen, mit den klugen Augen bald den ihm wohlthuenden Grafen anschauend, bald nach dem Könige blickend, als wolle es diesen auf die Artigkeit aufmerksam machen,

welche der mit ihm concurrirende Mignon der Majestät für ihn habe.

Dillen wußte dies auch recht gut; und daß die Wirkung auf den König eine günstige sei, die ihn von seinen unmuthigen Gedanken ableite, bewies sich sehr bald, indem sich die Falten auf der Stirne des dicken Herrn mehr und mehr glätteten.

Das aber beabsichtigte Dillen gerade; denn sobald besser Wetter eingetreten, kamen die Fragen nach dem, was gestern in Stuttgart und Ludwigsburg vorgegangen und in der Beantwortung dieser Fragen, die sich regelmäßig jeden Morgen wiederholten, lag für den schlauen Günstling die Kunst zu regieren und den König zu beherrschen.

Beabsichtigte der Graf zum Beispiel einen seiner Feinde oder sonst Jemanden, der ihm unliebsam, zu stürzen, so berichtete er bei diesen vertraulichen Zwiegesprächen mit der unschuldigsten Miene von der Welt dies oder jenes, was der Mann gegen den Willen der Majestät gesagt oder gethan habe, oder sonst eine Gesetzwidrigkeit in seinem Handeln, oder auch irgend etwas, was die Eitelkeit und den Stolz des Königs verletzen mußte.

Natürlich kam es Dillen dabei keinesweges auf Wahrheit an, sondern nur darauf, den Löwen nach und nach, mit Umsicht und auf feine Weise zu reizen, bis er

in seiner derben leidenschaftlichen Weise losbrach. Dann aber schüttete der dicke Herr, als echter Sultan, gewöhnlich das Kind mit dem Bade aus, und der Verleumdete erlag einem kurzen despotischen: „Auf den Asperg!"

Wie viele edle Menschen, wie viele Familien hatte Dillen auf diese Weise schon unglücklich gemacht und in das Verderben gestürzt!

Was aber lag ihm daran? Seinem Ehrgeiz, seiner Hab- und Herrschsucht, dem egoistischen Trieb, seine niederen Leidenschaften unter jeder Bedingung zu befriedigen, war Alles gleich.

Dillen war der Mann dazu, nichts zu scheuen und vor nichts zurückzubeben, auch wenn der Weg über Leichen ging.

Auf der andern Seite boten ihm die Fragen und Antworten bei dem kleinen vertraulichen Levée des Königs die schönste Gelegenheit, seine Freunde und Begünstigten zu heben und zu fördern. Diese wurden alsdann von Dillen zu einträglichen Staatsstellen vorgeschlagen, wogegen sie dem schlauen Günstlinge des Königs im Geheimen ungeheure Summen zahlen mußten.

Ob die Leute zu den Stellen taugten oder nicht, galt dem guten Grafen gleich, wenn sie nur tüchtig zahlten und sein großes zusammengestohlenes Vermögen

vergrößern halfen. Aehnliche Speculationen kamen in Masse vor.

Nur über eines ärgerte sich Dillen schon seit geraumer Zeit, und das war, daß ihm Herzog Louis in gewisser Beziehung Concurrenz machte, d. h. einen großen Theil des Verdienstes, der aus den Unterschleifen bei der Conscription hervorsprang, wegschnappte.

Je schrecklicher nämlich die Schlachten bei Wagram, Linz und Eckmühl die Würtembergischen Truppen, denen Napoleon die Ehre angethan hatte, sie einmal selbst in den Tod zu führen, die tapfere Armee des Königs Friedrich decimirt hatte, mit um so furchtbarerem Ernste hielt derselbe auf strenge Durchführung der Conscription und auf Erfüllung der Militärpflicht, von der fast Nichts befreite, als die Bedienstung am königlichen Hofe, oder im Haushalt, oder auf einer Besitzung eines Mitgliedes der königlichen Familie. Es war deshalb natürlich, daß unter den militärpflichtigen Söhnen der adligen oder begüterten Familien solche Bedienstungen sehr gesuchte Artikel waren, so daß man, je ernster der Krieg sich gestaltete, um so größere Opfer nicht scheute, um den Weg in den Rettungshafen solcher Anstellungen zu finden, und daß man, endlich den oder die Lootsen gut honorirte, die hinein zu leiten wußten. Nach der Natur der damaligen Würtembergischen Zustände entwickelte sich hieraus ein ganz

neues Schifffahrtssystem im klippenvollen Meere des Hoflebens, und große Summen flossen in die Hände jener geschickten Lootsen, deren es namentlich zwei gab: Dillen und den Herzog Louis.

Daß aber Graf Dillen diesen Vortheil mit dem Herzog, dem Bruder des Königs, theilen mußte, ärgerte ihn furchtbar, und steigerte damit den Haß noch, den der Günstling des Königs auf dessen Bruder, als den einflußreichsten Mann neben ihm, geworfen hatte.

Zu stürzen freilich war Herzog Louis nicht so leicht; wohl aber konnte ihn Dillen für sich ungefährlich machen, wenn er ihm durch Verdächtigungen, Beschuldigungen und Herabsetzungen das bereits schon längst wankend gemachte Vertrauen des Königs noch vollends raubte.

Dazu aber waren die kleinen Levée wie gemacht.

Auch jetzt — dem Lieblingshund der Majestät schmeichelnd — lauerte der Graf auf eine solche Gelegenheit.

„Und was giebt's Neues, Dillen, in Unserer guten Residenz?"—fragte der dicke Herr jetzt, seine Chocolade schlürfend. — „Unser leichtsinniger Herr Bruder, Hoheit und Liebden, haben ja wieder einmal ein Fest nach seinem Geschmack gegeben, d. h. besser gesagt, nach dem Geschmack seines französischen Namensvetter, Louis XIV. Pas vrais, Dillen?"

„So ist es in der That, Majestät!“ — entgegnete der Graf mit leichter Verbeugung.

„Wie kann man nur die Nachäfferei eines großen Mannes so weit treiben!“ — meinte der Monarch, ganz vergessend, daß er es mit Napoleon eben so mache.

„Aber es war eines Louis XIV. auch würdig!“ — versetzte der Graf mit einem lauernden Blick auf den König.

Die Stirne der Majestät verfinsterte sich etwas, dann sagte der dicke Herr:

„Zum Teufel auch, wird wieder schönes Geld gekostet haben . . . und . . . wer muß es schließlich zahlen als Wir; pas vrais, Dillen?“

„Leider ja, Majestät!“ — antwortete der Mignon, mit einer Miene, die Bedauern ausdrückte. — „Ich habe zwar die unverdiente Ehre, mit des Herrn Herzogs Freundschaft betraut zu sein und war selbst geladen . . . muß aber doch Ew. Majestät Scharfblick Gerechtigkeit wiederfahren lassen und — in Betreff der finanziellen Verhältnisse des Herrn Herzogs — gestehen, daß bei der beständigen Ebbe seiner Kasse . . . indeß, Sir, ist es ja Ihr Bruder . . .“

„Was seine grenzenlose Verschwendung nicht entschuldigt. Und die verfluchte Illumination! Wird Unsere Solitude wieder gut zugerichtet haben!“

„Sie war prächtig, Sir, achttausend bunte Lampen!“

„Achttausend Donnerwetter!“ — rief der König, die Tasse von feinem Porzellan so heftig auf das neben ihm stehende Marmortischchen stoßend, daß sie klirrend sprang.

Aber das ärgerte den dicken Herrn noch mehr. Ehe Aufschneider herbeispringen konnte, hatte sie der König mit der oberen Fläche der rechten Hand schon vom Tisch weggestrichen und auf den Boden geworfen.

Aufschneider blieb nur noch das Zusammenlesen der Scherben.

„Aber er soll mir nur wiederkommen und Geld haben wollen!“ — fuhr die Majestät heftig fort — „ich jage ihn und seinen lästigen kleinen Geschäftsträger, den Weber, zum Kukuk.“

„Der war auch dabei . . . als arkadischer Schäfer.“

„Und hat zu dem Unsinn wieder beigetragen durch Compositionen.“

„Parbleu! ja!“

„Wenn der verwünschte kleine Kerl nicht so schöne Melodien zu erfinden wüßte . . .“

„Und welch' reizende Schäferinnen befanden sich unter der Gesellschaft.“

„Theatervolk!“

„Vergebung, Sir,“ — sagte Dillen hier, und ein boshaftes Lächeln schwebte um seinen Mund — „unser

guter schwäbischer Adel war ebenfalls stark vertreten."

„Ja!" — rief der König finster — „und wird auf diese Weise immer mehr verzogen und zur Liederlichkeit geführt. Wer war vom Adel da?"

„Wißtritz . . ."

„Der Simpel!"

„Oberstkammerherr Freiherr von Spitzenberg!"

„Was, ohne Unsere Erlaubniß? den werden Wir heute noch vornehmen."

„Freiherr von Soden . . ."

„Soll seine Nase lieber in die Acten stecken!"

„Baron Wurmher, Baron Kniestädt . . ."

„Natürlich! und dann klagt der Mensch immer über Gicht und kann seinem Dienst als Oberceremonienmeister nicht nachkommen. Schäfer spielen . . . in der Nachtluft . . der alte Narr! . . . pas vrai, Dillen?"

„Würde freilich besser thun, zu Hause zu bleiben und mit seiner Frau . . ."

„Pah! das nehm ich ihm nicht übel . . . ist eine alte langweilige Betschwester."

„Nun!" — meinte Dillen mit einem perfiden Lachen — „es wurde heute Nacht auf der Solitude allerdings gerade nicht immer gebetet."

„Der Teufel soll sie Alle holen!" — rief hier der

dicke Herr, mit dem Taschentuche den Schweiß auf seinem Haupte trocknend — „machen meine Schlösser noch zu . . .“

„Die reizendste der Schäferinnen aber“ — fiel hier Dillen mit stillem Triumphe ein — „und zwar zugleich auch die beglückteste, da sie die Ehre hatte, Se. Hoheit selbst zum Galan zu haben, war . . .“

„Doch wohl die Frau Herzogin?“

„Vergebung, Sir! . . .“

„Wie? nicht?“

„Hoheit waren gar nicht zugegen.“

„Nicht zugegen? und wer . . .?“

„Die Frau Gräfin Waldskron.“

Das Gesicht des Königs ward kirschroth. Er schnaufte dabei wie ein Wallroß und versuchte es, sich aus seinem Sessel zu erheben. Da er es aber allein nicht fertig brachte, sprangen Aufschneider und Dillen herbei, ihm behülflich zu sein.

Als der König auf den Beinen stand, schöpfte er tief Athem; dann in starker Aufregung, im Zimmer auf- und abgehend, rief er:

„Es ist zu arg! . . . blamirt Uns! . . . Uns, seinen Bruder, Herrn und König! . . . Die Frau Herzogin nicht anwesend . . . und diese Kokette! Pas vrai, Dillen?“

„Etwas kokett ist die Frau Gräfin allerdings; . . .

aber, Sir, sie sah in der That bezaubernd aus . . . und . . ."

„Und! . . . und! . . . und! Wissen schon, was das „und" heißen soll! Wird wieder einen Schmuck kosten."

„Nun!" — meinte Dillen mit einem Hohn, aus welchem der Mephistopheles hervorleuchtete, — „lassen Eure Majestät nur den Herrn Freiherrn von Weber dafür sorgen. Ist ja die rechte Hand Sr. königlichen Hoheit!" —

„Der Teufel soll ihn und meinen Bruder holen!" — rief hier der König, sich vergessend, — „der Weber wird noch Bekanntschaft mit dem Asperg machen!"

In demselben Augenblick meldete ein Diener: den Herrn Freiherrn von Weber!

„Was soll's!" — rief der König finster. — „Ist jetzt Zeit zu einer Meldung?"

„Halten zu Gnaden, Majestät . . ."

„Was?"

„Herr von Weber kommt in Sendung Sr. Hoheit, des Herrn Herzog Louis!"

Eine Pause entstand. Der König und Dillen sahen sich an; Letzterer konnte ein spöttisches Lächeln nicht verbergen. Sofort spiegelte es sich auch auf des Königs Zügen wieder . . . aber mit einer fatalen Beimischung.

„Soll kommen!" — herrschte der König; dann sich zu Dillen wendend, sagte er halblaut — „der Mensch

hat Eile auf den Asperg zu kommen. Aussicht ist schön dort! Pas vrai, Dillen?"

„Prachtvoll!" — antwortete dieser mit boshaftem Lachen.

In demselben Augenblicke trat Carl Maria von Weber unter tiefer Verbeugung ein.

Aber wie war denn der einundzwanzigjährige feurige und noch so junge Künstler in diese Welt gekommen, in welcher die Begriffe von Recht und Redlichkeit auf's Aeußerste verschoben, Tugend und Sittenstrenge belächelte Begriffe, Geld dagegen und Einfluß à tout prix die Losung Aller waren, die mit in dem großen chaotischen Wirbel des Hofs umtrieben? Der Sturm der Zeit, der Wechsel der Herrschaft und des Kriegsglückes, die Unverbürgtheit aller Verhältnisse, die Despotie und Willkür der Regierung, die Unsicherheit des Eigenthums, das Beispiel von oben, motivirte hier ein Leben, dessen Motto: „Après nous le deluge!" war, und in dem die Cultur reiner Ideen ein Absurdum schien.

Wie kam Carl Maria, der für die edle Tonkunst so begeisterte und befähigte Jüngling, an diese Stelle, die ihm doch nicht zusagen, seiner Seele, seinem innersten Triebe entgegenstreben mußte?

Er war bereits ausübender Künstler gewesen . . . und jetzt? . . . Geheim-Secretair und Geschäftsführer eines Herzogs?

Die Sache war eigen. Ein Schleier lag über der Jugend des jungen Mannes. Ueberlassen wir es ihm selbst, ihn später zu lüften und werfen dafür nur einen Blick auf die eigenthümliche Stellung, die Carl Maria jetzt einnahm, und über die sein eigener Sohn Folgendes sagt: Aus trüber Lage Rettung suchend, war er durch den Prinzen Eugen von Würtemberg an Herzog Louis empfohlen worden. Carl Maria machte am 19. August 1807 seinen ersten Besuch bei dem Herzog in Ludwigsburg. Wahrscheinlich haben sich die beiden Männer vom ersten Augenblicke ihres Zusammenseins abgestoßen, aber Carl Maria war dem Herzoge als sehr klug gerühmt worden und diesem blieb keine Wahl. Herzog Ludwig stellte ihn am 1. August mit dem Titel eines Geheim-Secretairs, als seinen Geschäftsführer an. Unpassenderes konnte es in der That für den jungen lebenslustigen, etwas ausgelassenen Künstler, dessen Privatverhältnisse ohnedem tüchtig derangirt waren, nichts geben, als diese Stellung, auf welche keine Stunde seines bisherigen Studienganges vorbereitend hingewiesen hatte und der er durchaus nicht gewachsen war. Der Herzog war Würtembergischer Feldmarschall und Chef der Garde und hielt einen ansehnlichen Hofstaat. Carl Maria's Geschäfte, die nicht genau abgegrenzt waren, bestanden nun für's Erste hauptsächlich in der Führung der her-

zoglichen Privatcorrespondenz und der Besorgung der oft sehr unerfreulichen mündlichen Mission an hochgestellte Personen oder — Gläubiger, der Führung der Privatschatulle, Buchhaltung über Ausgaben und Einnahmen derselben und, dies war das Unangenehmste und Gefahrvollste für den jungen Mann, der Verhandlung mit Allen, die als Bittende oder in Privatgeschäften, sich dem Herzoge nähern wollten. Dieß legte ein Maß von Geltung in seine Hand, für die sein Wollen und Sollen noch nicht geprüft genug sein konnte, und so sah er sich in höchst bedrohlicher Weise für sein inneres Leben, plötzlich als Mittelpunkt eines ihm schmeichelnden und sich um seine Gunst bewerbenden Kreises, der es mit den Mitteln zur Eroberung dieser Gunst durchaus nicht genau nahm und indem nicht allein hochgestellte Civil- und Militärbeamte, sondern auch sogar zuweilen Mitglieder des königlichen Hauses sich drängten.

Carl Maria erhielt Wohnung im Schlosse sowohl zu Stuttgart, als zu Ludwigsburg, je nachdem der Herzog da oder dort residirte. In Stuttgart befanden sich seine Zimmer in Gelassen, die jetzt nur von hohen Hofchargen bewohnt werden, gegenüber dem Gasthofe „König von England,“ links vom Schillerplatze.

Carl Maria gewann bald einen nur zu traurigen Einblick in die tiefe Zerrüttung der Verhältnisse des Herzogs, in die chaotische Verwirrung seiner Geldan-

gelegenheiten, in das tolle Treiben der stäubenden Rennbahn des Lebens dieses Fürsten, und mag wohl, in seinen Busen fassend, klar begriffen haben, daß er, der im Rechnungswesen Ungeübte, Einundzwanzigjährige, Lebenslustige, in einer Kunstatmosphäre aufgewachsene, nicht der Mann sei, diese ihrem Untergange zurollende Welt in ihren Achsen zu halten.

Für beide so gewonnenen Anschauungen leisten eine Anzahl Blätter aus den damals im Dienste des Herzogs von Carl Maria geführten Rechnungsbüchern Zeugniß, die eben so klar sein geringes Buchhaltertalent bekunden, als sie auf des Herzogs Lebensform hindeuten, indem sie hauptsächlich Ausgaben für Pferde, Hunde, Peitschen, Reisen, Jagden, von aufzunehmenden Kapitalien, Spielschulden, Wein, unzählige Pensionen und Gehalte dunkeln Ursprungs und endlich eine Menge Aufwände großen Betrags aufweisen, die mit nicht zu entziffernden Hieroglyphen bezeichnet sind. Fast kein Monatsschluß ergiebt eine geschlossene Rechnungslegung, fast stets ist eine neue Anleihe nothwendig, mit deren Negozirung, unter oft ziemlich trüben Verhältnissen, Carl Maria meist beauftragt wurde.

Indeß waren die Verhandlungen mit Kaufleuten, Lieferanten, Geldwechslern und Juden keineswegs die peinlichsten für Carl Maria.

Wegen des Herzogs Louis ärgerlichen Lebens und

des ungemessenen Aufwandes — den der König nur sich selbst verzieh — stand der Prinz auch häufig in mehr oder weniger offener Fehde mit seinem königlichen Bruder, der am letzten Ende immer die Hausehre zu retten und zu zahlen hatte.

Und auch mit diesen Verhandlungen mit dem Könige beauftragte der Prinz häufig den armen Weber. Die Stunden aber, die der junge Mann dem furchtbaren Fürsten gegenüber in dessen Cabinet zubrachte, gehörten wahrlich zu den schwarzangestrichensten in seinem Leben.

Und eine solche dunkle Stunde war es, die eben wieder ihre Schatten über den jungen Mann warf.

Carl Maria hatte sich beim Eintreten in das königliche Schlafgemach tief und ehrfurchtsvoll verneigt; da Se. Majestät aber nicht thaten, als ob sie ihn bemerkt, so blieb er ruhig, den Hut in der Hand, an der Thüre stehen, abwartend, bis es dem Könige gefallen werde, ihn anzusprechen.

Der arme Weber merkte sofort, wie viel Uhr es geschlagen. Sein Herz bebte und kalter Schweiß trat auf seine Stirne. Seine Ahnung bestätigte sich denn auch absobald.

Der König, der ihm den Rücken zuwandte, schien in sehr aufgeregter und übler Laune. Er schimpfte und wetterte über alle Verschwender der Welt, worunter aber

— wie Carl Maria schon wußte — der Herr Bruder und er selbst gemeint waren. Mußte doch bei solchen Gelegenheiten der unglückliche Geschäftsträger immer für seinen Herrn büßen.

Der König sprach in solchen Augenblicken sehr schnell und sehr viel, ließ Niemanden zu Worte kommen und war für Grund und Darlegungen ganz unzugänglich. Das Poltern, wilde Agiren und Schwitzen des unförmlich dicken Herrn, der sich mühsam bewegte und wegen übermäßigen Fettes die Arme nicht einmal mehr am Leibe herunterhängen lassen konnte, das fortwährende Anrufen des meist bei diesen Conferenzen anwesenden Günstlings, Herrn von Dillen, mit: „Pas vrai, Dillen?“ hätten etwas unaussprechlich Drolliges gehabt, wenn der hohe Komiker nicht unumschränkter König gewesen wäre, der jedes Lachen in Weinen wandeln konnte. Unter diesen Verhältnissen erhielten daher solche Scenen zumeist den Charakter eines dämonischen Humors.

So war es denn auch heute.

„Wir sagen's ja immer!“ — rief jetzt der König — „Verschwender sind Alle, die mehr ausgeben, als sie einzunehmen haben . . . Taugenichtse! . . . hoch oder niedrig . . . Todtfeinde des baaren Geldes, das sie in der Tasche brennt. Daher werden sie denn auch von den Gesetzen als Unmündige angesehen, ja die Gesetze

bestellen ihnen Vormünder, damit sie nicht ganz zu Sclaven der Wucherer werden. Pas vrai, Dillen?"

„Majestät . . ."

„Es giebt zwei Klassen von Dieben," — fuhr der König eifrig fort — „solche, die gehangen werden, und solche, die es nicht werden; die Letzteren sind aber gerade die größten. Natürlich: Galgen und Zuchthaus sind nur für Stümper! Aber Wir wollen dafür Sorge tragen, daß es in Unseren Landen rein wird von diesem Volk; und wer Verschwendern, und seien sie noch so hoch gestellt, die Hand reicht, um ihrer Leidenschaft Vorschub zu thun, dem werden Wir auf dem Asperg Gelegenheit verschaffen, über seine Unklugheit nachzusinnen. Pas vrai, Dillen?"

Der dicke Herr wischte sich hier die Stirne, indem er zugleich einige unwillige „Ph! Ph!" ausstieß, da er schon jetzt wieder wie ein Braten schwitzte.

Dillen wollte anscheinend entschuldigen, aber der König fiel ihm in's Wort und rief:

„Freilich, wenn man Louis XIV. copiren will, kann's nicht anders kommen. Der machte viertausend Millionen Schulden; aber er war auch König von Frankreich. Pas vrai, Dillen?"

„Allerdings, Majestät!"

„Dem König Theodorus" — fuhr der dicke Herr eifrig fort, indem er sich immer mehr in den Zorn hin-

einredete — „erschien zu Venedig ein dürres blasses Gespenst, Ketten und Stricke umgaben seine Glieder, und seine Kleider waren zusammengesetzt aus Rechnungen, Schuldscheinen, Vorladungen und Laus Deo . . . es zerbrach ihm Scepter und Krone und verschwand mit den schrecklichen Worten: „„Ich bin die Schuld! . . .““ aber kein Teufel glaubt jetzt mehr an Gespenster. Pas vrai, Dillen?“

„Keine Seele!“ — bestätigte der Graf. — „Wer wird jetzt noch an Gespenster glauben!“

„Himmel-Herrgott-Sakrament!“ — rief hier der König — „aber an Uns sollen sie glauben, alle die...“

In diesem Momente drehte er sich um und herrschte Carl Maria mit den Worten an:

„Was giebt's? Was will man?“

Der junge Weber, der schon mehr als zwanzigmal solche erbauliche Scenen mit durchgemacht und sich zu beherrschen wußte, gerieth keinesweges außer Fassung. Mit der dem Monarchen zukommenden Ehrfurcht sich verbeugend, sagte er ruhig:

„Majestät halten zu Gnaden, wenn ich stören sollte; aber ich komme in Sendung Sr. Hoheit des Herrn Herzog Louis, unterthänigst um eine Audienz zu bitten!“

„Muß verdammt eilig sein, wenn man Uns nahezu im Bett überläuft! . . . Pas vrai, Dillen?“

„Majestät haben sich in der That erst erhoben.“

„Freilich! Wir vergaßen, daß Unser geliebter Herr Bruder heute Nacht wohl gar nicht zu Bett waren. Sapperment! da kommt Uns ein guter Gedanke; pas vrai, Dillen?“

„Gewiß, Sir, alle Gedanken Eurer Majestät sind gut!“

„Wir wollen es wie Kaiser Augustus machen!“

„Und wie machte es dieser?“ — frug Dillen in geschmeidigem Tone.

„Er kaufte sich das Kopfkissen eines leichtsinnigen Vogels, und als man ihn fragte: warum? sagte er: „„Ich kann vor Regierungssorgen nicht schlafen; vielleicht schlafe ich besser auf dem Kopfkissen meines Bruders!““ — doch nein! es war nicht sein Bruder, sondern nur ein leichtsinniger Schuldenmacher! Aber was will der Herr Herzog?“

„Wenn Eure Majestät eine andere Zeit befehlen....“

„Zur Sache; Wir riechen schon den Braten!“

„Hoheit wenden sich vertrauensvoll an Eure Majestät . . .“

„Sagten Wir's nicht? Der gehört auch unter die Leute, die ein besonderes Vergnügen an einem: „„Je vous suis éternellement obligé!““ finden.“

„In der That!“ — sagte hier der junge Geheim-Secretair — „Hoheit würden auch seinem erhabenen kö-

niglichen Bruder ewig verbunden sein, wenn Majestät die große Güte haben wollten . . ."

„Zum Teufel!" — rief der König, indem sein Gesicht wieder kirschroth wurde und ihm der Schweiß von der Stirne perlte — „und zum hundertstenmal seine leichtsinnigen Schulden bezahlte!"

„Es sind heute Wechsel von fünfzehntausend Gulden fällig . . ."

„Fünfzehntausend Bomben auf Euch! Sollen Wir Uns und Unser Land ruiniren, damit man gottvergessene Feste auf der Solitude giebt? Heidnische Feste! Sündenfeste! pas vrai, Dillen?"

„Geruhen Majestät zu bedenken . . . —" hub der Mignon des Königs, der es weder mit diesem noch mit dem Herzog verderben wolle, langsam an. Aber er wußte schon, was kommen würde, und so geschah es auch. Der König, jetzt im schönsten Zorne flammend, schnitt ihm das Wort ab.

„Weiß schon!" — rief er, Aufschneider, der stets mit einem neuen Taschentuche hinter ihm stand, ein solches aus der Hand reißend — „weiß schon! In unseren Tagen halten gar Viele Schuldbriefe für still acceptirte Creditbriefe; daher auch Schuldenkassen recht ästhetisch Creditkassen heißen, und halten es für vornehm, das siebente Gebot: „„Du sollst nicht stehlen!"" zu vergessen! Euch Himmelsacramenter!" — schnaubte der dicke Herr da-

bei den armen Geheim-Secretair an — „brennt das Geld auch auf der Hand, wie die alten Thaler, die ehemals der Teufel zum Handgeld gab, und Euer Wahlspruch ist der des Königs Heliogabulus: Ich will mein eigener Erbe sein! Pas vrai, Dillen?"

„Wenn Majestät die Gnade haben wollten ..." — versetzte Dillen wie vorhin.

„Bezahlt Eure Wechsel selbst!" — schnaubte der König.

„Hoheit würden dies gerne thun" — entgegnete Weber mit einer Ruhe, die den König vollends außer Fassung brachte, da er instinctiv empfand, welches Uebergewicht sie Carl Maria, seinem eigenen Zorne gegenüber, gab.

„Hoheit würde dies gerne thun, allein ... es ist für den Augenblick gerade kein Heller Geld in den Cassen!"

„Schlag eine Bombe hinein!" — rief der König außer sich — „und da giebt man Feste auf der Solitude, die viele Tausende kosten? Aber wartet! mein Bruder ist nicht daran schuld, ... das ist die Verführung durch seine Umgebung! Soll Uns der Teufel holen, wenn Wir nicht die ganze Gesellschaft, die gestern da oben war, auf den Asperg schicken: die Waldskron, den Wurmser, den Esel von Kniestädt, Ihn und wie sie alle heißen! Pas vrai, Dillen?"

Carl Maria hatte in diesem Augenblick Mühe, sein Lachen zu verbergen.

Der König hatte „Abputzen!" geschrieen, und während er nun, nach Luft schnappend, seinen fürchterlich dicken Bauch, der ohnehin in einem mächtigen Gurte hing, mit seinen beiden Händen stützte, hielt er den Kopf mit dem kirschrothen, dreieckigen Gesichte und der in Schweiß gebadeten Stirne Aufschneider zum Abtrocknen hin.

Aber auch jetzt ließ er Niemand zum Reden kommen:

„Verschwender öffnen ein Loch um das andere!" — rief er halb athemlos — „neue, um alte damit zu verstopfen! Sie leben in den Tag hinein, wie die Karaiben, die Morgens ihre Hängematte verkaufen und Abends, wenn sie schlafen wollen, darüber weinen."

„Majestät," — hub der junge Mann hier wieder an — „Hoheit lassen auf Ehre versichern . . ."

„Was will man mit Ehre!" — schrie der König, indem er in seinem Zorn einen der vergoldeten Sessel erfaßte und zu Boden schleuderte, — „wer Schulden über Schulden macht, weiß nichts von Ehre! Man soll Uns mit solchem Geschwätz verschonen. Können Wir fünfzehntausend Gulden aus den Aermeln schütteln? Ehre? Bei Euch tritt man die Ehre mit Füßen, indem man Schulden macht, die man nicht bezahlen kann, und Wir sollen

dann die Ehre haben, sie zu tilgen. Aber, zum Donnerwetter! Wir wollen endlich einmal Ordnung in den Haushalt bringen; wenn man aber freilich Geschäftsführer hat, wie Ihn . . ."

„Majestät!" . . . rief hier Weber, dem denn doch jetzt die Galle zu steigen anfing, — „Majestät! . . ."

„Schweigen!" — herrschte der König. — „Wir wollen und werden keine Volksverführer mehr in Unsern Landen dulden!"

„Volksver . . . ."

„Schweigen! — sagen Wir!" — schnaubte der König in Wuth. — „Aufschneider! Schweiß abwischen!... Leider wirkt das Schuldenmachen des Adels auch auf die Mittelklasse des Volkes. Schuldenmachen, sein Haus von unbezahlten Handwerkern, Juden und sonstigen Gläubigern bestürmt zu sehen, ist schon jetzt keine Schande mehr . . . das heißt nur: standesmäßig gelebt!"

„Wenn Majestät erlauben wollten . . ." hub Carl Maria an; aber der dicke Herr ließ ihn nicht zu Wort kommen:

„Freilich!" — rief er, einem seiner Jagdhunde, der sich zu nahe gewagt, einen Tritt versetzend, daß er sich heulend unter das Sopha verkroch. — „Freilich! Zwei können's besser, wie Einer. Pas vrai, Dillen?"

„Parbleu! ja, Majestät!" — entgegnete der Günstling, boshaft lächelnd.

„Alte Schulden zahlen wir nicht, und neue lassen wir alt werden!“ rief der König — „Das ist auch eine Kunst.“

Jetzt aber zuckte es doch in Weber auf. — „Das ist auch eine Kunst!“ ging sicher auf ihn, und trug denn er die Schuld an des Herzogs leichtsinnigem und verschwenderischem Leben? Und verschwendete der König nicht selbst das Mark des Landes in ungeheurem Maße?

Weber antwortete . . . aber . . . das hieß Oel in die Flammen oder Wasser auf Kohlen gießen.

Und in der That, der dicke Herr glich jetzt einem Häufchen glühender Kohlen, auf welche der Schmied eben Wasser gegossen hat, um die Gluth zu vermehren; sie dampfen nur desto mehr, der Dampf reißt sie auseinander und sie glühen im stärksten Feuer. Widerspricht man in diesem Augenblick, so werden sie zur Feuerkugel.

Und das waren Majestät jetzt in dem Maße, daß eine ganze Sündfluth von Schmähungen über den unglücklichen Geheim-Secretair und Geschäftsführer hereinbrach, in denen wirklich um so weniger Sinn und Verstand lag, als dieser sich — hier wenigstens — ganz ohne Schuld fühlte.

Die ganze Philippica, von Aufregung, Aerger und Zorn eingegeben, war wirklich ein thörichtes Gewäsch und

Geschwätz, das um so weniger Werth hatte, als der dicke Herr, der Ehre des königlichen Hauses wegen, die Schuld am Ende doch decken und die Wechsel einlösen mußte.

Ungeachtet dessen war das Ende vom Lied, daß der König den Geschäftsführer seines Herrn Bruders auf wahrhaft brutale Weise — die man freilich an ihm gewohnt war — fortschickte.

So verließ denn Carl Maria das Schlafzimmer der Majestät ebenfalls in Aufregung und Bitterkeit.

Da wollte es das Unglück, daß ihm, aus dem Cabinet des Königs tretend, auf dem Corridore eine alte Frau begegnete.

„Bitte, Excellenz" — sagte sie mit einem tiefen Knix — „können mir Excellenz nicht sagen, wo ich nach der Wohnung der königlichen Hofwaschfrau komme?"

Da plagte der Satan den jungen Mann und noch erbittert über das barsche Wesen und den Wortschwall von Schimpfreden, mit welchem der dicke Herr ihn eben erst übergossen, deutete er auf die Thüre, die zu den Gemächern des Königs führte, indem er zugleich in bitterem Tone rief:

„Da wohnt die königliche Waschfrau!"

Das alte Weib, seelenvergnügt in dem Labyrinth der Corridors endlich den rechten Weg gefunden zu haben, tritt ein . . . und . . . sieht sich, vor Entsetzen fast in die Kniee sinkend, der Majestät gegenüber.

Der König, Dillen und Aufschneider stehen starr vor Staunen.

„Was will die alte Hexe!“ — schreit noch immer zornglühend der König.

Die Alte aber, niedersinkend, ruft: — „Jesus-Maria! ich suche die königliche Waschfrau!“

„Und da kommt Sie, verdammte Hexe, zu Uns, zu Ihrem König?“

„O Gnade! Gnade!“ — jammerte die Alte — „Excellenz haben mich hieher gewiesen.“

„Excellenz? welche Excellenz?“

„Die eben hier wegging!“

„Wegging? Niemand ging weg, als Weber! Pas vrai, Dillen?“

„Majestät, nur Weber kann mit der Excellenz gemeint sein!“ — bestätigte der Graf mit boshaftem Triumphiren.

„Und der hat . . .“

„Auf diese Thüre zeigend, gesagt: Hier wohnt die königliche Waschfrau!“

„Himmel, Herrgott!“ — donnerte der König, mit einem Kopf so roth wie ein Zinshahn — „Wache! . . . fort, Hexe! . . . Wache!“

Der diensthabende Offizier, einen Mordanfall auf den König fürchtend, stürzte entsetzt herein.

„Holt den Schurken ein! — den Weber, . . . den

verfluchten Geheim-Secretair Unseres sauberen Herrn Bruders!" — schnaubte der König fast athemlos — „und auf die Wache mit ihm. Wir wollen den Kerl lehren, seinen König zu einer Waschfrau zu machen!"

Und, vor Alteration in seinem Sessel zusammensinkend, hielt er Aufschneider den Kopf zum Schweißabtrocknen hin.

Eine halbe Stunde später saß Carl Maria im Arrest, mit der Aussicht, seinen tollen verwegenen Witz mit einigen Jahren auf der Festung „Hohenasperg" oder „Hohenneufen" abzubüßen.

„Ein steter Kampf ist unser Leben.“

Der Geheim-Secretair des Herzogs war von dem diensthabenden Offizier, laut Befehl des Königs, nach der Schloßwache abgeführt worden.

Der Offizier selbst, Hauptmann von Rengel, ein Freund des jungen Arrestanten, mit dem er schon manche vergnügte Stunde in heiterer Gesellschaft zugebracht, bangte für Weber. War es doch keine Kleinigkeit, den Zorn des Königs gereizt zu haben. Wer wußte, was dies zu sagen hatte, wie es meist gleichbedeutend mit schwerem Kerker und Mißhandlung war, den mußte es in der That, wie Hauptmann von Rengel, Wunder nehmen, daß Carl Maria seinem Arreste mit einer Seelenruhe entgegenging, die classisch war.

Der Hauptmann konnte freilich nicht in das Innere des Jünglings sehen, sonst hätte er gefunden, daß der Triumph, den König geärgert und somit für sein brutales Wesen gestraft zu haben, alle anderen Gedanken und Gefühle bei Weber überwog, den das Verfah-

ren des dicken Herrn im Tiefinnersten wahrhaft empört hatte.

„Meinetwegen Hohenasperg!" — dachte Weber — „hat der Dicke doch seinen Wischer, wie er ihn von niemand Anderem erhält. Verdient hat er ihn wahrlich!"

Aber schon jetzt schien das Schicksal Mitleid mit ihm zu haben: als Hauptmann von Rengel mit dem jungen Freiherr von Weber auf der Schloßwache ankam, waren alle Gefängnisse seit dem vorigen Abende schon so sehr mit Arrestanten angefüllt, daß für den Neuangekommenen kein Raum mehr vorhanden war.

Das Einstecken war ja damals Mode, wie es denn nur des Unglückes bedurfte, unter des Königs Zimmer niesen zu müssen, um, wegen Mangels an Respect vor seiner Majestät, in das „Cachot" zu wandern.

„Was ist da zu machen?" — frug Rengel den Hauptmann der Wache, der glücklicherweise ebenfalls ein Bekannter Weber's war.

„Was zu machen ist?" — entgegnete Jener, sich hinter den Ohren krauend. — „Lassen Sie den Arrestanten in das Offizierzimmer treten und rapportiren Sie, wie es hier steht."

Rengel strich sich verlegen den mächtigen schwarzen Schnurrbart, der in zwei scharf gedrehten Spitzen rechts und links weit hinausstand, und sagte:

„Den Teufel auch! Majestät sind in einem Zorn,

wie ich ihn noch selten gesehen. Lieber zu einem hungrigen Löwen gehen, als jetzt etwas berichten, was gegen seinen Kopf geht."

„Schicken Sie mich, meine Herren!" — sagte Weber lächelnd.

„Sie wären toll und wahnsinnig genug, so etwas zu unternehmen!" — rief Hauptmann von Rengel mit dem Ausdruck lebhafter Ueberzeugung. — „Aber, lieber Freund, ich warne Sie;. . . wenn auch der Herr Herzog hinter Ihnen steht. Der Henker traue den hohen Herren! . . . Kommen Sie einmal wirklich in die Patsche, und das ist vielleicht heute schon der Fall, so läßt man Sie fallen."

„Das thut der Herzog nicht und kann er nicht thun!" — meinte Weber.

„Kindliche Seele!" — sagte Rengel achselzuckend. — „Aber nehmen Sie meinen Rath an, Herr von Weber, und seien Sie vorsichtiger."

„Ihre Theilnahme freut mich!"

„Sie ist wenigstens aufrichtig gemeint. Sie sind ein netter und liebenswürdiger junger Mann und ein prächtiger Gesellschafter; ich weiß Sie daher viel lieber auf unserer Trinkstube im „„König von England"", als im Quartier des armen Schubart auf Hohenasperg."

„Dafür bewahre mich der Himmel!" — rief Carl Maria in leichtfertigem Ton. — „Die Aussicht soll

zwar sehr schön dort sein, aber in die Fenster unserer liebenswürdigen Tänzerinnen und Sängerinnen soll man doch nicht schauen können!"

„Er ist unverbesserlich!" — meinte der Hauptmann der Schloßwache jetzt selbst lächelnd.

„Und doch kann man ihm nicht böse sein!" — sagte Rengel. — „Aber wir schwatzen da und vergessen die Hauptsache. Ich werde eben doch in einen saueren Apfel beißen und zu der Majestät zurückkehren müssen, um zu rapportiren."

„Schlagen Sie, wenn es möglich ist, Stubenarrest vor!" — meinte Carl Maria pfiffig lächelnd. — „Der Herzog hat mir fünfundzwanzig Flaschen köstlichen Rheinwein verehrt, die können wir dann auf meinem Zimmer gemeinsam und unter beschaulichen Betrachtungen consummiren."

„Und mit der kleinen blonden Tänzerin liebäugeln, die Ihnen gegenüber wohnt!" — sagte Rengel, die Spitzen seines Schnurrbartes drehend.

„Gewiß!" — rief Weber schalkhaft. — „Die kleine Katze ist ohnedem in Sie, Hauptmann, bis über die Ohren verliebt. Ich componire Ihnen alsdann ein Ständchen . . ."

„Links aus der Flanke, links um!" — commandirte der Hauptmann, sich mit dem Commandoruf drehend, — „ich wage, wie St. Georg, den Drachen!" Und mit

diesen Worten verließ er in militärischem Schritt die Offizierstube.

In den Augenblicken des Wartens war es indeß Carl Maria von Weber doch nicht ganz so gleichgültig zu Muthe, als er zu zeigen suchte. Dauerte der Zorn des Königs noch an, so konnte der tolle und verwegene Scherz in der That sehr ernste Folgen haben. Hatte außerdem Dillen, sein erboster Feind, die Sache benutzt und den König noch mehr aufgestachelt, so war die Reise nach der Festung, die seiner Zeit auch Schiller gedroht, vielleicht sofort anzutreten.

Indeß ... der Mensch denkt und Gott lenkt! Majestät war in der Zwischenzeit von dem Oberstjägermeister ein so günstiger Bericht über den, zum nächsten Treibjagen bestimmten Wildstand vorgetragen worden, daß er — wenigstens für den Moment seinen Zorn vergaß und Dillen nicht dazu kommen konnte, das Feuer zu schüren.

Auf Hauptmann Rengel's beiläufig hingeworfene Frage: „Ob Majestät Hausarrest zu befehlen geruhten?" erfolgte ein heftiges „Ja! Bis auf Weiteres!" und damit war die Sache für den Moment geordnet, mit Ausschluß des: „Bis auf Weiteres!" hinter dem noch sehr viel stecken konnte.

Unter Geleitung des Herrn von Rengel, trat Carl

Maria nun den Weg nach seinem Zimmer an, worauf ihm ein Ehrenposten vor die Thüre gestellt und diese verschlossen wurde. Weber . . . war zum erstenmale in seinem Leben . . . Gefangener!

Es ist für eine so lebhafte Natur, wie die Carl Maria's, ein eigenes Ding, hinter Schloß und Riegel zu sitzen, zumal wenn man an ein so angenehm bewegtes Leben gewohnt ist, wie es dieser bereits in Stuttgart gefunden.

In seiner Stellung fand er ja Zeit und Gelegenheit, nicht allein mit der Kunst ernstlich zu liebäugeln, sondern auch in verschiedenen Kreisen von Offizieren und Künstlern sein liebenswerthes Naturell geltend zu machen, Freunde zu erwerben und nicht allein in Familienzirkeln den Umgang mit den in Stuttgart lebenden ausgezeichneten Persönlichkeiten zu cultiviren, sondern auch nebenbei, nach seiner Weise mit fidelen Gesellen in der Kneipe des Weines und Gesanges froh zu werden. Es gehörte dies unter die anziehendsten Seiten in Carl Maria's Wesen, daß er in jede Gesellschaft paßte, jeder ihren Nahrungsstoff für Geist oder Sinn und ihren Humor abgewann.

Wie es scheint — sagt sein eigener Sohn — wurde Carl Maria durch den Leibarzt des Herzogs Ludwig, Dr. Kellin, in die Familien Stuttgarts eingeführt, in denen ein Cultus von Kunst und Geistesleben

stattfand. Dieser Cultus war ja auf Familienkreise beschränkt, da alles öffentliche Treiben durch den Druck der tyrannischen Regierung und die traurigen Verhältnisse des Landes auf Null reducirt erschien. Er lernte die Redacteure der vortrefflichen Zeitschrift „Das Morgenblatt", den witzigen Haug und den klar denkenden Reinbeck kennen; ja er lieferte selbst Musikbeilagen zu ihrem berühmten Blatte, nämlich die Serenade von Baggesen: „Horch, leise, horch", ein Musikstück von zauberischer Abendstimmung; dann eine „Rhapsodie," von Haug gedichtet und von ihm componirt. Von Reinbeck's Dichtungen setzte er die Romanze der Laura in dessen Erzählung „Giovanni Alfieri" und ein Lied: „Sanftes Licht, weiche nicht" aus dessen „Erzählungen" in Musik. Carl Maria verkehrte aber auch mit dem kernigen Weiser, dem liebenswürdigen von Wagenhein, dem Uebersetzer Ludwig Schubert, mit dem Professor und geheimen Secretair J. C. Schwab, dem eifrigen Gegner der Kant'schen Philosophie und Vater des Dichters Gustav Schwab und dem eben geadelten, geistvollen, feinsinnigen L. T. von Spittler. Er wurde außerdem ein großer Bewunderer des damals fast fünfzigjährigen Dannecker, dessen „Ariadne" er arbeiten sah, besonders aber des jetzt fast vergessenen Georg Friedrich von Wächter, dessen trockne Compositionen ihm merkwürdiger Weise voll Poesie zu sein schie-

nen; auch das edle, bei allem Talente so mühsam und kümmerlich durch das Leben wandernde Kupferstecherpaar Johann Gotthardt und Johann Friedrich von Müller, deren ersterer seine „Madonna della sedia" eben begonnen, der andere aber seinen „Johannes" nach Domenichino vollendet hatte, besuchte er, sowie den Historienmaler Hötsch und den Landschaftsmaler Müller, die alle den geistvollen jungen Mann gern begrüßten und zum Theil in die Kreise ihrer Familien zogen. Es war das erste Mal, daß Carl Maria von Weber den Umgang bedeutender, bildender Künstler genoß. Mit Erstaunen wurde er der weit höheren Bildungsstufe gewahr, auf die sie fast alle im Vergleiche zu den Musikern und Schauspielern standen, die er bis dahin fast allein kennen gelernt hatte.

Sein Ehrgeiz wurde rege, seine Bestrebungen, Großes zu leisten, welche die Bahn, auf der sie zu diesem Ziele wandeln wollten, noch nicht mit vollkommener Bestimmtheit erkannt hatten, begannen in der neuen Welt des Verkehrs mit Denkern, Schriftstellern und ernsten Künstlern nach neuen Richtungen zu suchen. Eine große Anzahl Mußestunden wurden auf Vervollständigung der allgemeinen Bildung gewandt und zu diesem Zwecke, unter des Bibliothekars Lehr Leitung, auf der Königlichen Büchersammlung zugebracht. Lehr war eine denkende, bescheidene, heitere und liebenswürdige Natur,

nicht ohne poetisches Talent. Weber componirte von seinen Liedern 1808 „Er an Sie“ und 1809 den feurigen reizenden Trinkgesang: „Weil es also Gott gefügt“. So kam es denn, daß sich Weber mit Liebe an Lehr anschloß und dafür kostbare Andeutungen für die Vervollkommnung seines Styls, seiner Form zu denken, so wie für seine kritischen uud philosophischen Studien eintauschte. Er las Kant, Wolff und Schelling, und die Frucht davon war die, ihm von seinen künstlerischen Collegen so oft halb beneidete, halb verdachte Fähigkeit, logisch und klar zu denken, ästhetisch zu empfinden, sich bewußt zu werden und seinen Gedanken einen sprachlich genügend und richtigen Ausdruck zu geben. Diese Fähigkeit, die ihn später verleitet hat, sich selbst auf ästhetischem und kritischem Felde zu versuchen, ist freilich für den schaffenden Künstler immer mit großen Gefahren verknüpft, wie wir neuerdings an einer ganzen Schule wunderlicher Halbkünstler in drolliger Weise sehen, die sie zu ihren Selbstkritikern gemacht hat.

Insoweit indeß die Entwicklung dieser Fähigkeiten charakteristisch für Carl Maria's Ausbildung war, ist der Aufenthalt in Stuttgart, wie in so vielen anderen Beziehungen, höchst bedeutungsvoll für ihn gewesen.

Aber das Jugendblut, das seine Thorheitswellen schon früher in Wien zu schlagen begonnen und in Bres-

lau und Carlsruhe fortgebrandet hatte, war noch nicht verbraust; der aus allen Punkten blasende Wind des Leichtsinns, der es schäumend aufjagte, hatte sich noch nicht gelegt. Die Folgen von Schulden, Liebschaften, vorschnellen Entschlüssen und Anordnungen hatten ihm bisher höchstens böse Gesichter geschnitten, ihn nicht ernstlich gezüchtigt. Weber war daher noch, als er nach Stuttgart kam, wie ein wildes Fohlen; während Stuttgart mit seinem damaligen wüsten Hofleben, seinem verrotteten Beamtenstande und bedeutungslosen öffentlichen Treiben gewiß nicht der Ort war, ein feuriges Jünglingsgemüth zu schulen und auf den rechten Weg zu bringen.

Der reservirte, ja fast ängstlich gegen die unerquickliche Außenwelt abgeschlossene, unfreie bürgerliche Ton in den Familienkreisen konnte aber natürlich dem lebenslustigen jungen Künstler nicht genügen; zudem führte ihn sein Verhältniß zum Herzog Ludwig mit einer Menge im Schutze ihrer Stellung ungebunden lebender Cavaliere und Offiziere zusammen, die theils selbst in Musik und sonstigen freien Künsten dilettirten, theils gern in Gesellschaft mit Künstlern lebten. Dabei war der Dienst leicht, so wie sich im Schlosse „Trinkstübchen" für Cavaliere und Hofbeamte fanden, auf welchen der gute und wohlfeile Schwäbische Wein trefflich schmeckte. Und warum nicht? Immer lustig! Hoch und Niedrig lebte

ja hier in Stuttgart, ohne einen Blick auf morgen zu werfen, heiter in den Tag hinein; Schulden haben, zechen, Maitressen halten und mehr verzehren, als man hatte, gehörte ohnedem zum guten Ton in dem Hofkreise, und außerdem ging ihm sein Fürst und Herzog darin mit so trefflichem Beispiele voran, daß der junge, biegsame, neugeschaffene Hofbeamte, sich wie gar nicht in die Sphäre, in der er nun einmal lebte, gehörig vorgekommen, ja wie eine lebendige Mahnung für seinen Herrn erschienen wäre, hätte er nicht mitgetrieben — — wozu ihn schließlich Blut und Temperament der Lebensperiode trieb.

So sah er sich bald inmitten von manchen Zirkeln sehr gemischter Elemente, die sich theils in den „Trinkstübchen" des Schlosses, oder in der berühmten gemüthlichen Wirthsstube des Gastwirth Schwaderer im „König von England," oder zur Sommerzeit bei Höner in Schwieberdingen oder Schmalz in Kannstadt rundeten und in denen zwar zuweilen auch ein gutes Gespräch erbaute, meist aber Uebermuth und Ausgelassenheit und stets der Geist des Rebensaftes aus dem Horizonte des Hohenstaufen das große Wort führte. Als lustige, liebenswürdige Mitglieder dieser Zirkel, deren Stammgenosse Carl Maria war, und von denen der lustigste den Namen „Faust's Höllenfahrt" trug, sind die Offiziere von Mylius, von Biebra, Hem-

pel, von Bautze, ferner der Geheimrath Secretair Hanisch, der Doctor Kocher, der Hofrath Lehr und endlich der Schriftsteller Franz Carl Hiemer, der früher Offizier und dann Schauspieler gewesen.*)

Auch Hauptmann Rengel und andere Offiziere so wie verschiedene Mitglieder der Bühne zählten zu seinen Bekanntschaften.

An Zerstreuungen, Lustpartien und geselligen Vergnügungen aller Art fehlte es also nicht; wie peinlich mußte es daher Weber jetzt vorkommen, eingeschlossen und von Allen und Allem abgesperrt zu sein, abgesehen von der Frage: „Was wird noch nachkommen?"

Wenn wir uns vornehmen, auf unserem Zimmer zu bleiben und diesen Vorsatz, vielleicht sogar auf längere Zeit auch ausführen, so tragen wir doch das Bewußtsein in uns: ihn freiwillig aufheben und jeden Augenblick in die Freiheit hinaustreten zu können; ganz anders aber ist das Gefühl, wenn eine fremde Hand die Thüre hinter uns schließt, Schloß und Riegel krachen, und das peinliche Bewußtsein an uns herantritt: du kannst und darfst dein Gefängniß jetzt nicht mehr verlassen!

Schon der Gedanke erregt Angst, Beklommenheit und Herzklopfen.

*) C. M. v. Weber, ein Lebensbild, v. Max Maria v. Weber S. 136 u. f.

Und bei Weber?

Wäre er weniger leichtblütig gewesen, so würde dies auch bei ihm der Fall gewesen sein . . . so . . . kümmerte er sich gewaltig wenig darum; im Gegentheil: die kleine Bosheit, die Grobheit und Ungerechtigkeit des dicken Herrn gegen ihn einigermaßen gezüchtigt zu haben, gaudirte ihn noch immer, und so zog bei Carl Maria jetzt eine wahrhaft bewundrungswürdige Seelenruhe ein . . . eine Seelenruhe, die jetzt nicht mehr nur äußerlich angenommen, sondern ungekünstelt und wahrhaftig war.

Etwas wirklich Böses hatte er ja auch nicht gethan.

Ueberhaupt war ja Weber im Grunde seines Herzens ein edler herrlicher Mensch, nur durch Jugend und Verhältnisse auf eine falsche Bahn geführt. Trat das Leben ernst an ihn heran, bekam er Zeit zum Nachdenken — wie es jetzt der Fall war — kam er leicht zu sich selbst, sah seinen jugendlichen Uebermuth ein, bereute seine leichtfertigen Streiche und faßte gute Entschlüsse und Vorsätze.

Nur eines war dabei schade: die guten Entschlüsse und Vorsätze hielten gewöhnlich nicht lange an.

Auch heute nahm die Sache denselben Verlauf: dem Nachdenken des Arrestanten folgte die Einsicht, der Einsicht die Reue und der Reue der Entschluß: künftig hin vorsichtiger zu sein, und sich vor allen Dingen keine schlechten Witze mehr mit der dicken Majestät zu erlau-

ben. Damit aber war für heute auch die Philosophie zu Ende, die Gedanken an das Vorgefallene wurden abgeschüttelt und darauf gesonnen, wie man sich jetzt in dem niedlichen Cachot die Langeweile vom Halse halten könne.

Natürlich mußte dazu die göttliche Tonkunst helfen.

Aber . . . alle Wetter! das Clavier war gewaltig verstimmt . . . und . . . ein Stimmhammer nicht zu haben.

Was thun?

Indeß, ein großer Geist verzweifelt nie . . . da lag ja der kleine Taschen-Hausschlüssel, dieser alte treue Freund, der eine kleine Nebenthüre im alten Schlosse öffnete und Carl Maria fast täglich in den stillen Stunden der Nacht einen unbemerkten Weg zu seinem Corridor und seinem Zimmer bahnte. Sollte er nicht heute den Weg zu den himmlischen Genüssen reiner harmonischer Freuden bahnen können?

Weber machte sich daran, das Clavier mit dem Schlüssel zu stimmen. Es war allerdings eine mühsame und saure Arbeit.

Indeß . . . Zeit und Muße hatte Carl Maria ja im Ueberfluß . . . und . . . so brachte er zu seinem Entzücken das große Werk im Laufe einer Stunde zu Wege. Ha! wie das herrlich stimmte und klang!

Und wie der herrliche Klang das schöpferische Genie weckte!

Seine ganze Seele hauchte Carl Maria von Weber jetzt in Tönen aus; alle die Gefühle, die ihn seit gestern bestürmt: die erwachende Liebe, das aufjubelnde Entzücken derselben an Margaretha's Seite, die verklingende Sehnsucht in stiller Nacht beim Sang der Nachtigallen, der schrille Mißton diesen Morgen und ... die philosophische Einkehr in sich selbst ... hier ... bei verschlossener und verriegelter Thüre.

„Ach! das gehört ja auch in den ewigen Kampf des Lebens!" — dachte er, sich mit Schmerz daran erinnernd, wie gestern Alles noch so schön gewesen, wie sein Glück so üppig aufgeschossen, und wie er nun, als armer Gefangner, von dem Allen getrennt sei ... nicht zu seiner kleinen Puzzicaca — wie er im Uebermuth der verstrichenen Nacht Margaretha umgetauft — eilen könne .... nicht zu den Freunden auf das trauliche Trinkstübchen ... nirgends hin!

Sollte das am Ende gar alles vorbei sein?

Und wo blieb der Herzog? ... er, für den er litt ... für den er den Zorn des Königs gewagt?

Der Herzog mußte von seiner Arrestation erfahren haben. Warum war er noch nicht gekommen, sich des Näheren zu erkundigen und dann zu seinem königlichen Bruder zu eilen und seinen Geheim-Secretair loszubitten?

War die Freundschaft, die ihm sein hoher Gönner bisher erwiesen, auch nur aus dem Egoismus hervorgehender Schein?

Mißmuth erfüllte bei diesen Gedanken das Herz des jungen Mannes. Es ward jetzt ernstlich trübe in ihm, zumal die Stunden verstrichen, ohne daß sich der Herzog zeigte, . . . den er . . . doch sofort erwartet hatte.

„Das gehört ja auch in den ewigen Kampf des Lebens!“ — rief er wiederholt.

Da durchzuckte es ihn plötzlich; . . . das schöne Lied von Müchler „Die Klage“ fiel ihm ein, das fast mit den gleichen Worten beginnt. Lage und Stimmung waren wie geschaffen, es zu componiren. Mit Blitzesschnelle saß er an dem Clavier, und wie aus tiefster Seele hervorquellend, spielte und sang er:

„Ein steter Kampf ist unser Leben,
Sein Werth . . . Gefühl!
Wir ahnden, wünschen, hoffen, streben . . .
Und sind am Ziel.
Oft keimt aus allen unsern Thränen
Kein Glück uns auf;
Oft schließt mit ungestilltem Sehnen
Sich unser Lauf.
Des Lebens Sturm rauscht wild und trübe
Durch Wüsteneien;
Wir träumen Freundschaft, schwärmen Liebe, . . .
Und steh'n allein!
Wir lieben, ach! und sollten hassen
Zu unserm Glück;

Was wir mit Innigkeit umfassen,
Stößt uns zurück.
Verkannt, verachtet und betrogen
Um Trost und Ruh!
Schließt sich das Herz, zu hart belogen,
Auf ewig zu.
Das Traumbild seliger Gefühle
Schwebt himmelmärts;
Nichts bleibt uns treu, sind wir am Ziele, . . .
Als unser Schmerz!" *)

Langsam, eine tiefe Wehmuth aushauchend, verklangen die Accorde; . . . die Welt war um eine schöne Composition reicher. Weber aber hatte sein Gemüth wieder erleichtert; auf den Flügeln des Gesanges hatte sich erhoben, was für Momente schwer in seinem Blute gelegen.

Er war der Alte wieder.

Wie ein Gewitter für die Luft, so wurde dieser künstlerische Aufschwung im Reiche der Töne, für die sittliche Atmosphäre Weber's von reinigender Kraft. Das Edle reinigt ja immer und erhebt. So nahm sich Carl Maria jetzt vor, den Herzog ernstlich zu mahnen, seinen tollen Ausgaben Einhalt zu thun und sie doch endlich einmal in Einklang mit den Einnahmen zu setzen. Eine Ermahnung, die der junge Mann freilich mit gleichem Rechte an sich selbst hätte richten können, da schwer

*) Bei Simrock in Bonn erschienen.

zu bestimmen sein mochte, in welcher Kasse es — natürlich verhältnißmäßig — oft schlimmer aussah, in der des Herrn Herzogs, königliche Hoheit . . . oder . . . in der seines Geheim-Secretairs.

Aber: Du siehst den Splitter in deines Bruders Auge und den Balken in dem eigenen siehst du nicht!

So leichtsinnig übrigens der junge Mann war, so treu und redlich meinte er es mit dem Herzog. Er selbst konnte nicht tief fallen, weil er nicht hoch stand; daß es aber mit Herzog Louis über kurz oder lang ein trauriges Ende bei jähem und tiefem Sturz nehmen müsse, dies stand für den Geheim-Secretair, der die innersten Verhältnisse des herzoglichen Hauses kannte, unwiderruflich fest.

Außerdem besaß Carl Maria auch den Muth, wahr zu sein.

Noch beschäftigten ihn diese Gedanken, als er Tritte vernahm . . . die Schildwache salutirte . . . der Schlüssel drehte sich im Schloß . . . und . . . der Herzog trat ein.

„Hallo!“ — rief er lachend — „ist die Maus gefangen? Aber zum Teufel, Weber, was plagt Sie denn auch, die Majestät in eine Waschfrau zu verwandeln?“

„Hoheit!“ — entgegnete der Gefangene — „der unselige Irrthum lag nah.“

„Wie so?“

„Majestät hatten mich mit Waschkörben voll Schimpfreden für mich selbst und Hoheit beehrt. Und da ich dieselben mit fortschleppen mußte, so . . .“

„So konnte man einen Witz, der Einem gerade auf die Zunge kam, nicht hinunterschlucken.“

„Ich hatte Unrecht, Hoheit!“ — versetze Weber.

„Wenigstens war es unklug!“ — meinte der Herzog — „mein dicker Herr Bruder bleibt immer der König.“

„Ich war gereizt über die Art und Weise, wie ich Ew. Hoheit behandeln hörte.“

„Ist das meinem Geheim-Secretair etwas Neues?“

„Wahrhaftig nicht!“

„Und hat der König so ganz Unrecht?“

„Nein, bei Gott, Hoheit! . . . das hat er nicht!“

„Also . . .“

„Dem Himmel sei Dank!“ — rief hier Weber freudig bewegt. — „Hoheit sehen es selbst ein.“

„Was?“

„Daß es mit dero Haushalt nicht so fortgehen kann!“

„Ich wüßte nicht, wie anders?“

„Aber es thut's nicht länger!“

„Muß schon!“

„Die Einnahmen betragen circa 58,000 Gulden, die

Ausgaben überschreiten diese Summe wenigstens noch um die Hälfte . . . und die Schulden . . ."

„Dafür ist mein Herr Bruder da."

„Aber der Auftritt heute wieder!"

„Ich muß standesgemäß leben."

„Wenn Majestät aber Hoheit stecken lassen?"

„Er kann seine königliche Würde nicht compromittiren. Die Ehre seiner Krone erfordert, daß er die seines Bruders oben hält."

„Hätten Sie Majestät heute gesehen und gehört..."

„Das wird sofort geschehen."

„Sie wollten?"

„Ich muß das Geld für die Wechsel haben!" — rief der Herzog lachend — „und meinem Geheim-Secretair die Mausfalle öffnen."

„Hoheit sind sehr gnädig . . . aber . . ."

„Nun?"

„Geruhen mir Hoheit zu versprechen, Ihren Haushalt endlich wirklich einmal einzuschränken. Die Ankäufe von Wagen und Pferden, . . ."

„Soll ich zu Fuß laufen?"

„Ihr Marstall ist königlich eingerichtet."

„Die Cora ist lahm!" — rief der Herzog, der sich auf einen Stuhl geworfen hatte, mit leichtsinnigem Lachen — „sie muß ersetzt werden."

„Und die Reisen, die Geschenke . . .“

„Halt, Weber!“ — fiel hier der Herzog ein — „da erinnern Sie mich an gestern Abend. Ich muß der Waldskron einen Schmuck schicken . . .“

„Hoheit!“

„Sie verstehen, Weber, reine Artigkeit . . . sie war eben meine Schäferin! . . .“

Trotz allem Ernst mußte hier Carl Maria über die Unverbesserlichkeit seines erlauchten Gönners lächeln.

„Gehen Sie zum Hofjuwelier,“ — fuhr der Herzog fort — „er soll einen Perlenschmuck haben, der der Waldskron besonders gefällt . . .“

„Da sei uns Gott gnädig!“ — bemerkte Weber — „der wird ein schönes Geld kosten.“

„Pah!“ — rief der Herzog — „das ist Nebensache. Nehmen Sie den Schmuck für mich in Empfang, machen Sie dann ein Gedichtchen dazu . . . Sie wissen ja schon wie . . .“

„Von süßen Schäferstunden?“ — frug Weber fein lächelnd.

„Ganz recht!“ — rief der Herzog — „Sie verstehen mich . . .“

„Und wie ist's mit der Bezahlung?“

„Der Kerl muß borgen.“

„Und wenn er Schwierigkeiten macht?“

„Stellen Sie Wechsel auf sechs Monate aus.“

„Halten zu Gnaden, Hoheit, der Kaufmann Reinhard hat bereits für diesen Termin Wechsel von 10,000 Gulden in Händen.“

„So kommen die neuen dazu!“ — rief der Herzog ungeduldig. — „Bei Gott, Weber, Sie werden langweilig! Ich muß suchen, Sie aus der Mausfalle zu bringen, die scheint niederdrückend auf Sie zu wirken.“

„Aber, Hoheit, ich flehe Sie an . . .“

„Morgen!“ — sagte der Bruder des Königs mit unerschütterlichem Humor — „Morgen wollen wir uns bessern, Herr Hofprediger. Jetzt gehe ich zum König, laß mir Ordre auf die Staatskasse geben, und bitte Sie frei. So bald Sie aus dem Cachot sind, eilen Sie zum Hofjuwelier und besorgen den Schmuck zur schönen Gräfin. Das Gedicht können Sie einstweilen hier machen. Aber halten Sie Ihre Augen im Zaum, Weber, . . . Sie wissen . . .“

Und damit verließ der Herzog das Zimmer des Arrestanten.

Eine Stunde später ward Carl Maria von Weber die Freiheit angekündigt.

Sein Herz jauchzte freudig auf. „Jetzt zum Juwelier!“ — rief er dabei entzückt — „dann zur Waldskron ... und ... wenn dies geschehen, ... zu ihr ... zu meiner kleinen bezaubernden Puzzicaca!“

Liebesabenteuer.

Margaretha Lang — oder wie sie sich selbst am liebsten hieß, Gretchen Lang, — die kleine muntere Sängerin, der Carl Maria von Weber an dem schönen Abende auf der Solitude den Scherznamen „Puzzicaca“ beigelegt, saß eben in ihrem bescheidenen Boudoir und ließ sich von ihrem Mädchen die vollen üppigen Haare kämmen und flechten.

Sie befand sich noch im Négligé, sah aber reizend darin aus. Ließ doch das leichte weiße Kleid, das sie übergeworfen, die schönen Formen ihres Körpers auf die vortheilhafteste Weise erkennen, ohne dem Auge mehr als eine süße Ahnung der Reize zu bieten, die der zarte und feine Stoff mit gefälliger Coquetterie leicht verbarg.

Wenn man achtzehn Jahre alt, schön und schon eine beliebte Sängerin ist, dabei auch einen Schatz neckischen Humors und jene unschuldige Gefallsucht besitzt, die jedem hübschen Mädchen natürlich und angeboren

ist, so kann es nicht fehlen, daß sich ein Schwarm verliebter Männerseelen einfindet.

Auch die liebliche, anmuthsvolle, von Heiterkeit und Witz überschäumende Margaretha sah sich von einem solchen umflattert, ja von verschiedenen Seiten mit Anträgen und Bewerbungen nur allzusehr bestürmt.

Aber das machte dem neckischen übermüthigen Ding nur Freude. Konnte doch Gretchen über nichts mehr lachen, als über die lustigen Streiche, die sie regelmäßig den verliebtesten unter ihren Courmachern spielte.

Weiter jedoch war sie noch mit keinem derselben gegangen. Ihr Herz war ruhig geblieben, bis zu dem gestrigen verhängnißvollen Abend auf der Solitude, wo ihr der Zufall — oder das Schicksal — allerdings gerade denjenigen unter ihren Verehrern zuführte, der ihr der liebste war: den kleinen netten Geheim-Secretair des Herzog Louis, den jugendlichen, genialen Componisten Carl Maria von Weber.

Sie hatte schon bei dem Feste herausgefühlt, daß der junge Mann sie liebe; . . . sie fühlte heute — zu ihrer Freude und zu ihrem Aerger zugleich — daß Weber auch ihr durchaus nicht gleichgültig sei.

Aber das kleine, wilde, achtzehnjährige Herzchen sträubte sich gegen diese Entdeckung, wie der Schmetterling gegen die Nadel, die ihn verrätherisch durchbohrt.

Der Gedanke, geliebt zu werden und zu lieben, war

süß; . . . aber die goldne Freiheit? . . . ging sie dabei nicht verloren?

Und von einem Manne besiegt, Gott Amor erlegen zu sein, über den man bisher immer gespottet? . . .

Margaretha ärgerte sich, während ihr Herz vor Freude stürmisch pochte.

Jetzt mußten die Männer im Allgemeinen leiden, was der eine verschuldet! Während das Mädchen noch an den prachtvollen Zöpfen flocht, machte Gretchen auf drollige Art die ganze Männerwelt herunter. Plötzlich sagte sie:

„Denke Dir, Jenny, daß solch ein männliches Wesen mich gestern herzen wollte. Nun sind sie aber meist so keck, daß man nicht wissen kann, was sie im Schilde führen.“

„Und da gaben Sie ihm zu verstehen . . .“

„Daß ich dergleichen nicht litte!“

„Und drohten ihm am Ende gar . . .“

„Ja! und zwar mit allen Arten der schrecklichsten Strafen, wenn er nur den leisesten Versuch mache, mich zu küssen.“

„Zu küssen? entsetzlich!“ — rief Jenny lachend.

„Ja!“

„Und Sie?“

„Was glaubst Du nun, was der Abscheuliche that?“

„Nun?“

„Er küßte mich auf der Stelle erst recht!“ — sagte Gretchen mit so komischem Ernst, daß Jenny laut lachen mußte.

„Und was thaten Sie?“

„Was ich that?“ — rief die liebliche Sängerin in anscheinender Verwunderung. — „Wie kann man nur so einfältig fragen, Jenny! Was konnt’ ich denn thun? ich mußte es mir eben gefallen lassen. Ja! . . . ich glaube . . .“

„Nun?“

„Daß ich sogar beim dritten male den Abscheulichen . . .“

„Am Ende gar wiedergeküßt?“

„So etwas, Jenny! Ich weiß bei Gott nicht, wie es kam. Ich wollte eigentlich dem abscheulichen Bösewicht für seine Unthat eine Ohrfeige geben; statt dessen drückte ich aber in der Verwirrung meine Lippen auf die seinen.“

„Und das hat Sie nicht gebrannt?“

„O ja! aber süß! Ich weiß nicht, wie mich’s durchrieselte, warm und kalt, schrecklich und selig zugleich.“

„Ach, mein Fräulein, Sie machen mir ja . . .“

„Appetit zum Küssen?“

Jenny lachte schelmisch.

„Nun, wenn Franz kommt“ — sagte Gretchen, indem sie den Kopf zurückbog und das Mädchen mit

einem neckischen Blick ansah — „kannst Du ihn ja stillen. Wie's Küssen thut, weißt Du ja wohl."

„O! mein Fräulein, was denken Sie!" — rief Jenny, die Verschämte spielend.

Dann brachen beide Mädchen in ein munteres Lachen aus.

„Aber" — frug hier Jenny — „wer war denn der Glückliche . . .?"

In demselben Momente zog man die Schelle, die an der Thüre des verschlossenen Vorplatzes angebracht war.

„Himmel!" — rief die kleine anmuthige Sängerin, auffahrend — „das sind meine Seladons! Ich habe ganz vergessen, daß ich sie auf heute morgen bestellt habe."

„Bestellt?"

„Ja! ich muß mir ihre lästigen Werbungen ein für allemal vom Halse schaffen. Jeder kommt gewiß in der festen Ueberzeugung, er sei der Auserwählte."

„Und Sie wollen sie ernstlich fortschicken . . .?"

„Ja! und zwar mit ellenlangen Nasen. Ich will mir einen Spaß mit ihnen machen, an dem sie auf immer genug haben."

„Köstlich!" — rief Jenny mit strahlendem Gesichte. — „Ich darf doch dabei sein?"

„Wenn Du Lust hast, den Spaß mit anzusehen . . ."

„Gewiß!"

„So verbirg Dich hier in meinem Schlafzimmer hinter der Portiere.“

„Himmlisch! das ist wieder einer von Ihren köstlichen Streichen!“

„Aber mache ja kein Geräusch, sonst könntest Du mir den ganzen Spaß verderben.“

„Ich werde so still wie ein Mäuschen sein, das der Katze entwischt ist!“ — betheuerte Jenny.

In demselben Augenblick schellte es abermals.

„Rasch!“ — rief die kleine Sängerin — „öffne und dann schlüpfe unbemerkt hinter den Vorhang.“

Jenny eilte hinaus; Margaretha aber, deren Frisur glücklicherweise beendet war, flog vor den Spiegel, ordnete rasch noch etwas an ihrem Négligé und warf sich dann in einen Sessel.

Im gleichen Momente öffnete Jenny die Thüre und rief:

„Seine Gnaden der Herr Kammerjunker von Wißtritz!“

Lang, steif, hoch aufgerichtet, mit der Miene stolzer Herablassung trat der Angemeldete ein. Noch schmückte ihn die flimmernde Hof-Uniform, noch thronte der feierliche Ernst eines Alba auf seiner Stirne und um seinen Mund.

Wißtritz verbeugte sich jetzt mit feierlicher, abgemessener Miene, doch nur mit leiser Senkung des Haup-

tes; stand er doch nur vor einer Bürgerlichen . . . einer Sängerin sogar; zu jenen Zeiten aber und am Hofe des dicken Königs betrachtete man von oben herab das Theater nur als den Harem des Hofes.

Margaretha Lang hatte sich erhoben und den feierlichen Gruß des langweiligen abgeschmackten Menschen mit einem ebenso feierlichen Knix erwidert.

„Darf ich Ew. Gnaden ersuchen, Platz zu nehmen?" — sagte sie dabei mit gut zurückgehaltenem Spott.

Wißtritz ließ abermals sein birnförmiges Haupt einen halben Zoll sinken, dann schritt er mit einem Anstand auf den angedeuteten Sessel zu, der den abgeschiedenen Geiste seines Urgroßvaters Ehre gemacht haben würde, worauf er sich feierlich, wie auf einen Thronsessel niederließ.

„Wie steht es mit Ihrem Befinden, Mademoiselle?" — frug der Kammerjunker jetzt in gemessenem Tone — „haben Sie sich von der gestrigen Nacht erholt?"

„Gewiß!" — entgegnete die Dame lächelnd. — „An der Seite eines so liebenswürdigen Cavaliers verlebt, deuchte sie mir ein schöner Sommernachtstraum."

Der Junker biß sich auf die Lippen. Dann sagte er: „Sie waren grausam gegen mich."

„Kann ich dafür, daß Graf Dillen dazwischen kam?"

„Mademoiselle!" — fuhr der Junker fort, von der

unangenehmen Erinnerung abspringend — „Sie wissen, ich habe, als Hof- und Weltmann, Erfahrung.“

„Das ist nicht zu bestreiten,“ — entgegnete mit leiser Verbeugung die Sängerin, ein boshaftes Lächeln gewaltsam unterdrückend — „und was nicht in Zweifel zu ziehen ist, kann nicht geleugnet werden.“

„Gewiß nicht!“ — bemerkte der Kammerjunker mit weiser Miene. — „Es freut mich ungemein, Sie so verständig reden zu hören. Nicht alle Damen Ihres Standes . . .“

„Ich bin eine große Verehrerin der Weisheit!“ — meinte Gretchen naiv — „und zwar wo ich sie treffe, . . . in allen Ständen . . . obgleich es einige giebt, in welchen sie eben nicht zu Hause zu sein pflegt.“

„Weisheit“ — sagte Kammerjunker von Wißtritz pathetisch — „Weisheit ist ein Ding . . . d. h. . . . Weisheit ist ein Gegenstand, . . . d. h. . . . wie Sie richtig schon bemerkt haben, meine Liebe, Weisheit ist etwas Verehrenswerthes. Aber Weisheit kann nicht ohne Erfahrung bestehen. Wem diese, in Folge seiner Stellung und Geburt fehlt, dem mangelt auch die Weisheit. Ich besitze nun einige Erfahrung . . . o! ich bilde mir nichts darauf ein, doch ich habe Erfahrung . . . in meiner Stellung, der Majestät so nahe! Uebrigens kam sie mir von selbst, ohne daß ich sie zu erwerben brauchte . . . ist eben angeboren!“

„In der That?“ — frug mit anscheinendem Staunen das reizende Mädchen. — „Merkwürdig . . . Erfahrung angeboren.“

„Wenn man von gutem Adel ist . . .“

„Wie unglücklich sind wir Bürgerlichen doch!“ — seufzte Gretchen.

„Deshalb“ — flüsterte der Kammerjunker, indem er dem hübschen Mädchen mit vornehmer Keckheit näher rückte — „deshalb komme ich, Sie glücklich zu machen!“

„O!“ — rief Gretchen, etwas von dem Zudringlichen abrückend — „welche Güte!“

„Ja, es ist wahr, meine Freundlichkeit gegen Sie, Mademoiselle, ist gewiß groß; directement von dem Levee des Königs kommend, wo ich so glücklich war, heute den Dienst zu haben . . .“

„Ach! welche Ehre!“ — rief die Sängerin — „in was besteht doch die Funktion?“

„Majestät feierlich das Hemde zu reichen.“

„So! . . . das Hemde!“

„Ja! und die Strümpfe und . . .“

„Nun . . .“

„Sie vergeben . . .“

„Was denn weiter?“

„Bei Damen . . .“

„Ich bin so neugierig!“

„Nun, die Unterbeinkleider.“

„Himmel! und dazu muß man von Adel sein?“

„Sicher!“ — rief Kammerjunker von Wißtritz — „zwei und dreißig Ahnen befähigen dazu.“

„Gott! und meine Jenny giebt mir meine Strümpfe und meine Unterröcke ohne von Adel zu sein!“

Wißtritz war wie vom Donner gerührt; aber die Kleine ließ ihm keine Zeit, um zu sich zu kommen. Der zweite Schlag sollte noch furchtbarer treffen.

„Es ist eine unaussprechliche Ehre!“ — fuhr sie fort, indem etwas Komisch-Lauerndes in ihre Züge trat — „und Eure Gnaden haben die unendliche Güte, mich all' dieser Ehren mittheilhaftig machen zu wollen?“

Die Verwirrung des Kammerjunker stieg.

„Wie denn?“ — frug er verwirrt.

„Nun!“ — versetzte die kleine liebliche Sängerin mit anscheinend großem Ernst — „wenn Sie mich heirathen und ich Ihre Frau bin . . .“

„Was?!“ — rief Wißtritz, Todtenblässe im Gesicht.

„Ja, mein Gott!“ — rief die Dame — „sagten und schrieben Sie mir denn nicht, daß Sie mich liebten . . .?“

„Wohl! wohl!“ — stotterte der Junker — „aber . . . versteht sich von selbst . . .“

„Beschworen Sie mich nicht um meine Gunst . . .?“

„Aber, Mademoiselle . . .!“

„Nun denn, ich . . . ich liebe Sie wieder . . . und . . . da versteht es sich ja von selbst . . . daß wir uns heirathen . . . daß Du, Geliebter, mich zur Frau von Wißtritz machst!"

Dem Kammerjunker versagte die Sprache. War er wach oder träumte er? . . . eine Bürgerliche . . . eine Sängerin . . . und heirathen?!

Er hatte sich herabgelassen, dies Mädchen mit seiner Gunst beglücken zu wollen, und die Unglückliche sprach . . . vom Heirathen!

Wißtritz war aufgesprungen; . . . auch die Dame hatte sich erhoben; . . . jetzt trat sie mit unaussprechlich süßem Lächeln auf ihn zu . . . mit einem Lächeln, als wolle sie sagen: – „Komm in meine Arme, mein theurer zukünftiger Gatte!"

Das war aber denn doch für den edlen Kammerjunker zu viel. Rasch, als ob er in dem anmuthigen Kinde ein Gespenst sehe, wandte er sich um . . . und rannte wie besessen davon.

Ein lautes tolles Lachen aus den Kehlen zweier ausgelassener Mädchen folgte ihm. „Den wären wir los!" — rief Gretchen; dann sank sie, die Hände auf die Brust gedrückt und sich vor Lachen schüttelnd, in ihren Sessel zurück.

„O! dies Männervolk!" — rief Jenny — „es verdient, daß man es ihm nicht besser macht."

Während dieser köstlichen Scene hatte Margaretha freilich keine Ahnung davon, daß derjenige Mann, den ihr Herz wirklich zu lieben begonnen, dem königlichen Zorn verfallen, in einem Arrest saß, der gar leicht auf eine traurige Weise zur Verschärfung und Verlängerung auf eine Festung des Landes führen konnte.

Hätte sie eine Ahnung davon gehabt, ihr Lachen würde sich in Todesangst verwandelt haben. So blieb ihr für jetzt der Schrecken erspart, und da sie im jugendlichen Uebermuthe noch mehreren ihrer lästigen Anbeter auf diesen Morgen ein Rendezvous gegeben, so durfte sie nicht lange auf einen zweiten Besuch warten.

Schon nach einer Viertelstunde klingelte es abermals, und Jenny meldete:

„Banquier Stiegele!“

Der Gemeldete war ein kleiner, dürrer, ausgemergelter Geldmensch, dem man es an der geckenhaft-jugendlichen Kleidung und der mit vieler Kunst gekräuselten blonden Perrüke auf den ersten Blick ansah, daß er — der längst sechzig Jahre gesehen — gern noch den jungen Mann spielen wollte. Vieles an ihm mochte ausgestopft und auswattirt sein; doch ließen sich leider die Runzeln der Gesichtshaut nicht wegbringen, und so bildeten denn dieselben einen ebenso merkwürdigen als komischen Contrast mit dem angenommenen jugendlichen

Wesen, mit dem er jetzt in das Boudoir der jungen reizenden Sängerin trat.

Aber giebt denn nicht das Bewußtsein, Reichthum zu besitzen, den Menschen zumeist einen ganz eigenen Aplomb? . . . ja selbst alten Narren, wie Banquier Stiegele, eine gewiße Elasticität?

So trippelte denn der kleine Herr — auch jetzt, wenn gleich mit etwas gebogenem Rücken, den leichten Gang der Jugend nachahmend und sein runzliges Gesicht zu dem Ausdruck jugendlicher Freudigkeit zwingend — auf die Sängerin zu, indem er sie mit großer Artigkeit begrüßte und einen Kuß auf ihre Hand drückte.

„Ach! mein theures Fräulein!“ — rief er dabei schmachtend — „so wahr ich ein reicher Mann bin, Sie sehen heute reizender aus, denn je! Glauben Sie mir, meine Holdeste, die jugendlich-stürmischen Gefühle, die meinen Busen durchglühen, erlauben mir es nicht mehr, ein so verführerisches Wesen, wie Sie, nur aus der Entfernung zu bewundern. Ich muß Sie besitzen, Schönste der Schönen, Anmuthigste der Anmuthigen! Sie müssen mein Weib werden! . . .“

„Das wäre die dritte Frau, die Sie besessen? nicht wahr?“ — fragte Gretchen hier mit köstlicher Naivetät.

„Sie wissen“ — fuhr der kleine Banquier fort — „daß ich reich bin . . . sehr reich! Ich werde Sie vergolden, auf den Händen tragen . . .“

„Bitte! verehrtester Herr Stiegele!“ — rief das Mädchen — „das würde unstreitig zu viel für Ihr Alter und Ihre Kraft sein.“

„O! in meinem Alter, — sagte der Kleine lächelnd — „trägt man einen Engel, wie Sie, bis an das Ende der Welt!“

„Ich meinte . . .“

„Bitte!“ — fiel Stiegele hier wieder ein — „die Erlaubniß zu dem heutigen Stelldichein hat mir die Hoffnung gegeben, der Glückliche zu sein, der, gewiß mit Recht bevorzugt, dies holde Händchen baldigst sein nennen darf. Sie, mein Engel, befehlen dann, wo Sie wohnen wollen: in Stuttgart, in Ludwigsburg, in Reutlingen, auf der Achalm . . . ich habe überall Häuser und Güter. Wenn man noch jung ist und ein so großes Vermögen besitzt, wie ich, kann man sich das Leben angenehm machen! O, meine Beste, Sie glauben nicht, was es heißen will, wenn man sagt: ich bin das Haus Stiegele und Compagnie!“

„Und was für ein altes Haus ist das!“ — sagte Gretchen boshaft.

Der kleine Banquier stutzte.

„Wie meinen Sie das?“ — fragte er.

„Nun, so viel ich gehört habe,“ — fuhr das Mädchen mit anscheinender Unbefangenheit fort, obgleich sie das leise Kichern Jenny's hinter der Portière bald

hätte selbst zum Lachen gebracht, — „nun, so viel ich gehört habe, besteht Ihre Firma schon über sechzig Jahre.“

„Ueber hundert!“ — versicherte der Kleine, indem er sich, vergnügt darüber, daß er sich getäuscht, die abgedörrten knochigen Hände rieb.

„Bei Merkurius, dem Gott der Kaufmannschaft,“ — rief er dabei: — „mein Herz will vor Liebe überfließen, himmlisches Wesen! Tag und Nacht liegen Sie mir in dem Sinn; wenn Sie mir nicht heute Ihr Jawort geben, werde ich die schönsten Jahre meines Lebens um Sie verseufzen und dahinwelken wie eine junge Knospe, an der der Wurm nagt.“

„Doch nicht durch Liebe?“ — meinte die Sängerin unschuldsvoll — „das sollte wohl eher von Ihrem Podagra kommen.“

„Von meinem Podagra?“ — wiederholte der kleine Banquier anscheinend verwundert.

„Nun ja! Sie hatten doch neulich, wie mir gesagt wurde, einen starken Anfall.“

„Ich? einen Anfall von Podagra?“ — rief Stiegele — „Pure Verleumdung! Das ist wirklich spaßhaft! Ein noch junger Mann in den besten Jahren ... das Podagra!“ — und dabei lachte er aus vollem Halse.

„Das Bücken soll Ihnen doch sehr schwer fallen.“

„Mir?“ — rief der Kleine mit erzwungenem Lachen

— „so wahr ich ein reicher Mann bin, ich habe noch ganz kürzlich mit Se. Hoheit, dem Herrn Herzog Louis eine Wette von Tausend Dukaten eingegangen, daß ich binnen einer Viertelstunde dreihundert Steinchen vom Boden auflesen und eines nach dem andern auf den Tisch legen würde . . ."

„O! die böse Welt! und Sie gewannen?"

„Versteht sich! versteht sich!" — rief der kleine Herr sich die Hände lustig reibend, während etwas durch sein runzliges Gesicht zuckte, was fast auf einen Podagrastich hätte schließen lassen.

Zufällig entglitt in diesem Augenblicke der lieblichen Sängerin das Taschentuch.

Der kleine Banquier machte Miene es aufzuheben, unterließ es aber mit so saurem Gesicht, als habe er aus Versehen Essig statt Wein getrunken.

Gretchen biß sich auf die Lippen, um nicht lachen zu müssen.

„O bitte!" — sagte sie dann, auf das an der Erde liegende Tuch zeigend.

Jetzt war nicht mehr zu helfen; in der That bückte sich denn auch das gute Männchen beinahe so tief, daß er das Tuch mit den Fingerspitzen erreicht hätte . . . aber . . . da ging es nicht weiter. Unverrichteter Sache, mit blutrothem, wirklich mitleiderregendem Gesichte rich-

tete sich Stiegele wieder auf, unverkennbar einen Schmerzenslaut unterdrückend.

„Um Gottes Willen!“ — rief die kleine boshafte Sängerin — „was ist Ihnen?“

„Nichts, nichts!“ — entgegnete der Kleine — „nur etwas Seitenstechen. Wenn man so reich ist, . . . wie ich, . . . hat man seine Diener . . . und . . . ist das . . .“

„Ist's auch nicht das Podagra?“

„Bewahre!“

„Ich fürchte doch! und einen Mann, der am Podagra leidet, den möchte ich doch nicht gern heirathen!“

Jetzt sah das Haus Stiegele und Compagnie ein, daß der letzte Trumpf ausgespielt werden müsse. Alle seine Kraft zusammennehmend, bückte er sich daher noch einmal, sich auf's Aeußerste anstrengend. Dem Armen wurde es dabei ganz dunkel vor den Augen; aber es war auch, als ob sich gerade jetzt tausend neckische Kobolde damit belustigten, ihn zu zwicken. Rasch, mit wahrhaftem Heldenmuthe, griff er daher nach dem Tuche . . . aber . . . o Mißgeschick! . . . der Kleine verlor das Gleichgewicht und . . . lag der Länge nach auf dem Boden.

Jetzt aber konnte sich Jenny nicht mehr halten und brach mit unbändigem Lachen los, während Gretchen, als gute Schauspielerin, es bei sich unterdrückte,

und, mit aufeinander gebissenen Zähnen und Lippen, eine Bewegung des Schreckens machte.

„O Himmel!“ — schrie der kleine Banquier, der in seiner grenzenlosen Verlegenheit eine wahrhaft jammervolle Figur spielte — „O Himmel! ich glitt nur aus!“

Vergeblich bemühte er sich dabei aufzustehen. Es ging nicht, bis ihm die Sängerin und Jenny zu Hülfe kamen. Unglücklicherweise aber hatte er bei dem Fall auch noch seine blonde, so schön gekräuselte Perrüke verloren und sah nun mit dem alten runzligen, jetzt kirschrothen Gesicht und dem vollständigen Glatzkopf so komisch aus, daß auch die Sängerin sich nicht mehr des Lachens enthalten konnte.

Jetzt aber hatte der kleine Banquier auch genug. Alles ging mit ihm herum, ja in seiner entsetzlichen Verwirrung und Verlegenheit setzte er auch noch die Perrüke verkehrt auf, bis sie ihm Gretchen, deren Mitleid nun doch erwachte, zurecht rückte.

„Sie haben Unglück gehabt!“ — sagte sie dabei mit mildem Ton. — „Vergessen wir gegenseitig, was in dieser Stunde hier vorgegangen. Vielleicht war es eine höhere Schickung, die uns beide vor einem thörichten Schritt gewarnt hat.“

„Ja! so wird's sein!“ — entgegnete der kleine Banquier, der so ganz auseinander war, daß er gar nicht mehr wußte, was er sprach. — „Aber das Podagra war

es nicht! Ich bin nur ausgeglitten! Indeß . . . ich glaube selbst . . . muß um Vergebung bitten . . .“

Und damit komplimentirte sich Herr Stiegele zur Thüre hinaus bis an die Treppe, nicht ohne Gefahr zu laufen, dieselbe hinunter zu stürzen.

Als er das Haus verlassen, brachen die beiden Mädchen neuerdings in ein unbändiges Gelächter aus.

Margaretha aber war wieder einen von ihren Anbetern los. Der gute Mann hätte ihr Großvater sein können.

Puzzicaca.

„Gott sei Dank, jetzt sind wir allein!" — hatte Gretchen Lang, die liebliche Sängerin, ausgerufen, als sie, an demselben Morgen, noch zwei ihrer Anbeter: Lieutenant Walzer und einen gewissen Baron von Wölferdock, beide leichtfertige Cavaliere des leichtsinnigen Stuttgarter Hofes, abgefertigt.

Auch dies war auf humoristische Weise geschehen, denn Puzzicaca, wie bekannterweise Weber die kleine Schelmin nannte, hatte der Himmel die ganz eigenthümliche aber unschätzbar köstliche Gabe einer unerschöpflichen Heiterkeit verliehen. Selbst da, wo andere Menschenkinder sich ärgerten, in Zorn geriethen und sich in Zank und Verdruß stürzten, konnte sie lachen: über den ärgerlichen Vorfall selbst, über sich oder über die Anderen, die so albern waren, in Zorn zu gerathen oder so dumm sich zu ärgern.

Und hatte sie nicht recht?

„Der Zorn ist ein Narr!" — war der Waidspruch

des wackeren Ritters Schertel von Burtenbach, der es ebenfalls verstand, den Zorn hinwegzulachen, viel Geld und Gut eroberte und den Feind schlug mit Gotteshülfe, während der „wüthende Ajax“ — im Wettkampfe mit Ulysses besiegt — Schafe todtschlägt, die er für Griechen hält, wie Don Quixote Marionetten für Mauern und Schafheerden für feindliche Heere.

„Jeder Zornige ist ein Don Quixote!“ behauptete Margaretha, — „wie jeder, der sich ärgert, sein eigener Feind ist. Warum soll man denn durch Aerger die Galle unnöthig in sein Blut schütten, und sich selbst mit Fieber, Ohnmachten, Darmkrampf und am Ende gar mit Gelbsucht strafen?“

Aber die kleine Schelmin hatte gut reden. Der Teufel bemeistere immer die Aufwallungen des Zornes und des Aergers; auch sie wäre es gewiß nicht im Stande gewesen, hätte sie die Natur nicht mit einem so leichten Blute und einem so heiteren Wesen begabt.

Margaretha war eigentlich zum Lieben und zur Beherrschung der Männer geschaffen. Hätte sie gewollt, sie würde durch ihre reizende körperliche Erscheinung, durch ihre gottvolle, von tausend tollen Streichen übersprudelnde Laune wie durch ihren herrlichen Gesang eine gefährliche Sirene geworden sein. Aber ihr Gemüth war noch unverdorben und ihr Herz gut, nur gefährdete beides jener liebenswürdige leichte Sinn, der junge

Künstlerinnen zumeist eigen, leider aber nur zu oft mit den wachsenden Erfahrungen in Leichtsinn umschlägt.

Wie der Meermann im Märchen, zwang sie Alle, die ihr nahe traten, von ihrem Humor kosteten oder sie singen hörten, ihr zu folgen, wohin sie wollte. In ihr und um sie war dabei Alles Liebeslust und Frühlingsfreude. Selbst ihre kleine bescheidene Wohnung war ein anmuthiger Frühlingstempel. Blumen durften hier — so lang es solche gab — nicht fehlen, und selbst im Winter wußte sie sich solche, aus den königlichen oder herzoglichen Treibhäusern, zu schaffen. Sie nahm nämlich von keinem ihrer Verehrer ein Geschenk an, außer in Blumen.

Kein Wunder, daß der Hofgärtner für die kleine reizende Lang viel zu thun hatte.

Und eben kamen wieder Kinder Flora's an.

Es schellte abermals an der Thüre des Corridors; diesmal aber war es kein Banquier Stiegele und kein Kammerjunker von Wißtritz, sondern ein Diener mit einem wunderschönen Blumenstrauß.

Er frug nach Fräulein Lang. Jenny ließ ihn eintreten.

Der Mensch war sehr schlicht gekleidet. Gesicht und Wesen hatten den Schein einfacher Biederkeit. Das Einzige, was nicht angenehm an ihm erschien, war ein stehendes, allzufreundliches Lächeln, doch konnte dies auch

von einem Zug seines Gesichtes herrühren und eine unfreiwillige Zugabe der Natur sein.

Obgleich er, seinem Aeußeren nach, noch nicht alt sein konnte, waren Rücken und Kopf doch etwas weniges nach vorn gebeugt, was ihm etwas Schleichendes und Lauerndes gegeben hätte, wären die blauen Augen nicht gewesen, deren Blick zu Treu und Glauben aufforderte.

Die junge Sängerin hatte eine eigene Empfindung, als der Mann eintrat; eigentlich war es ein Gemisch von Empfindungen: etwas Gewinnendes, was sie warm anhauchte, und doch auch wieder eine fast räthselhafte Scheu . . . ein Anziehen und Abstoßen, wie es manche Menschen für uns haben. Sie nahm sich indeß keine Zeit darauf zu achten; der wundervolle Blumenstrauß, der aus den seltensten Blumen zusammengesetzt war und einen wahren Zauberduft um sich verbreitete, interessirte sie weit mehr.

Es unterlag keinem Zweifel, er kam aus den Treibhäusern und Gärten des Königs oder des Herzogs.

„Mademoiselle!“ — sagte jetzt der Diener in geschmeidigem Ton — „diese Blumen sendet Ihnen mein Herr, ich soll sie der Königin der Schönheit und der Töne als Huldigung zu Füßen legen!“

Margaretha erröthete tief. Von wem kamen sie? Sie hatte eben erst in toller Ausgelassenheit vier

Verehrer mit übermüthigem Spott von sich getrieben . . . kündete das herrliche Bouquet einen neuen an? . . . Kam es von Weber? . . . Aus den königlichen oder herzoglichen Gärten stammte es, das war sicher! . . . solche Blumen konnte sonst Niemand in Stuttgart aufweisen. Aber wenn . . . es that einen Schlag auf ihr Herz . . . sie dachte an Dillen's Sendung von gestern.

Wie ein Blitz durchzuckte sie dieser Gedanke. Ihr Herz bebte; indeß hatte sie, so jung sie war, so viel Bühnenroutine, um sich rasch zu fassen.

„Sehr liebenswürdig!" — sagte sie mit einem graziösen Lächeln — „aber darf man nach dem Namen Ihres Herrn fragen?"

„Er möchte von Ihrem Herzen errathen sein!" — entgegnete der Diener — „gebot mir daher Schweigen in Betreff alles Anderen. Sobald ich das Bouquet in Ihre Hände gelegt, soll ich mich, laut Befehl, zurückziehen. Sie erlauben daher . . ."

Und ehe die Sängerin nur überlegen und antworten konnte, war der Ueberbringer des Straußes nach flüchtiger Verbeugung verschwunden.

Gretchen stand schweigend und regungslos. Ihre Blicke waren gedankenvoll auf das Bouquet gerichtet.

Jenny schaute sie erstaunt an.

„Mademoiselle!" — sagte das Mädchen dann — „wissen Sie, was ich nicht begreifen kann?"

„Nun?“ — entgegnete die Angeredete, ohne die Frage recht gehört zu haben.

„Warum nehmen Sie denn nur Blumen zum Geschenk an? Wenn ich so viele Verehrer und Anbeter hätte, wie Sie, und darunter so reiche und vornehme, da müßte es bei mir Gold, Schmuck, Perlen und Diamanten regnen.“

„Albernes Ding!“ sagte die Sängerin — „ich bin auch nicht Du! Blumen sind für eine Künstlerin die schönste und zarteste Huldigung und verpflichten die Empfängerin zu nichts. Kostbarkeiten aber . . .“

In diesem Augenblick stieß Gretchen einen halblauten Schrei aus.

„Um Gottes Willen! was ist Ihnen?“ — rief Jenny und eilte herbei.

„Nichts!“ — entgegnete ihre Herrin feuerroth, den Strauß wie schützend an sich ziehend. — „Ich habe mich nur an einer Rose gestochen.“

Aber es war nicht an dem: Margaretha hatte im Kelch einer Rose einen . . . kostbaren Brillantring entdeckt.

Von wem kam Ring und Strauß? . . . ihr Herz sagte von Weber . . . indeß . . .

„Nun,“ — dachte sie — „dann werd' ich ihm den Ring zurückgeben! . . . Und wenn er von . . .“

Sie konnte für den Augenblick nicht weiter denken.

Rasch warf sie das Bouquet in ihren Kleiderschrank, verschloß diesen und steckte den Schlüssel zu sich.

Jenny sah ihre Gebieterin verwundert an. Sie war gar nicht gewohnt, daß ihre Gebieterin ein Geheimniß vor ihr habe . . .

Was sollte das mit dem Strauß?

Und nun ward sie erst gar mit einem Auftrag in die Stadt geschickt, der rein aus der Luft gegriffen war . . . augenscheinlich, um ihre Gesellschaft auf einige Zeit los zu werden.

Jenny gehorchte schmollend.

— — — — — —

„Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach! der ist bald allein.
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein!"

Als Jenny die Wohnung verlassen hatte, warf sich Puzzicaca auf's Sopha und fing eine neue Gedankenreihe an.

Wenn junge Mädchen philosophiren, so hat dies seine eigene Bewandtniß. Die Logik der Damen besteht gewöhnlich darin: von einem unrichtigen Grund ausgehend, Gedankensprünge nach Maßgabe der Gefühle zu machen und zu einem Schluß zu gelangen, der — wenn vielleicht auch jeder wahren und gesunden Logik zuwider — doch den eigenen tiefinnersten Herzenswünschen entspricht.

Die kleine reizende Sängerin philosophirte jetzt über „Liebe." Sie wollte mit sich in's Reine kommen, ob sie den jungen Weber wirklich und wahrhaftig liebe. Wenn dies der Fall, nahm sie sich — als tugendhaftes Mädchen — vor, dieser Liebe aber auch allein das Recht in ihrem Herzen einzuräumen und selbst jedes weitere Liebeln und mit der Liebe spielen, wie dies an der Bühne fast durchweg Mode und Gebrauch ist, mit Entschiedenheit abzustreifen.

Entschiedenheit am rechten und noch vielmehr am unrechten Orte war Puzzicaca sehr eigen.

Auf ihr Sopha leicht hingegossen, sah sie dabei in ihrem einfachen weißen Negligé reizend aus. Und die Gedanken mußten wunderlich sein, die ihr Köpfchen passirten; denn mehr als einmal zuckte ein schelmisches Lächeln um ihren Mund, dann kam etwas Strahlendes über das hübsche Gesichtchen, die Augen öffneten sich weiter, der glanzvolle Blick hatte etwas freudig Triumphirendes und der Busen fing stärker zu wogen an.

Wer der Lieblichen jetzt in die Seele hätte schauen können, der würde bemerkt haben, daß der logische Gedankengang längst zerrissen und sammt der philosophischen Untersuchung ganz einfach den anstürmenden natürlichen Gefühlen erlegen sei. Eine unendlich glückliche Stimmung erfüllte sie! . . . Warum erst fragen? . . . ja! ja! . . . sie liebte den jungen Weber als Künstler, als

hübschen, jovialen jungen Mann. Ihr Herz war für den Augenblick sein! . . . ganz sein! . . . leidenschaftlich sein!

Sie sprang auf und holte den Strauß wieder hervor. Er kam ja sicher von ihm.

Sie sah ihn zärtlich an, . . . küßte ihn, . . . löste den Ring und steckte ihn an den Finger. Er funkelte prächtig . . . herrliche Steine! Weber mußte reich sein und sie in der That ebenfalls leidenschaftlich lieben, um ihr ein solches Geschenk zu machen.

Oder . . .?

„Dummes Zeug! Er kommt sicher von Weber, . . . er muß von ihm kommen!“

Ihre Hand, die das Bouquet hielt, und an deren einem Finger der prächtige Ring saß, sank an dem Körper hinab.

Sie dachte an das Zurückgeben. Bisher war es immer mit Entschiedenheit geschehen; . . . wenn er aber von dem jungen Freiherrn von Weber kam, der sie, was nicht zu verkennen, wirklich liebte — — — war da auch ein Zurückgeben geboten?

„Und wenn er nun doch von einem Andern herrühren sollte?“ — frug die Liebliche halblaut vor sich hin — „am Ende gar doch . . . von dem Herzog . . .?“

Eine Gluth durchflog sie; sie ward roth von der Stirne bis über die Achseln hinab. Rasch flog das arme

Bouquet wieder in den Schrank und der Ring mit ihm . . . sie hatte ihn auf's Neue zwischen die Blumen gesteckt.

„Ich muß vor allen Dingen wissen, von wem beide kommen!" — sagte sie, und war froh, durch diese unhaltbare Phrase momentan aus dem inneren Kampf gerissen zu sein.

In demselben Augenblicke hörte sie abermals die Schelle des Corridors. Da sie Jenny in die Stadt geschickt, mußte sie selbst öffnen . . . es war Weber!

Ein freudiger Schreck erfüllte sie.

Aber wie strahlend sah der junge Mann aus.

„Ich bin wieder frei!" — rief er jubelnd, Gretchen's beide Hände fassend und mit Küssen bedeckend. — „Frei! . . . kennen Sie, göttliche Puzzicaca die Bedeutung dieses Wörtchens?!"

„Frei? von was?" — frug die Sängerin erstaunt und nicht ganz ohne ihr Erschrecken verbergen zu können, da sie unwillkürlich dies „frei!" auf das Losreißen von einem seitherigen Verhältniß bezog.

„Frei vom Arrest! vom Hohenasperg meinetwegen! frei von der königlichen Wasch . . ." — rief Carl Maria lachend und schlug sich auf den Mund.

„Sie? . . . vom Arrest?" — wiederholte die Sängerin, einen Scherz vermuthend.

„Die Geschichte war köstlich!" — rief Weber.

„Aber ich verstehe kein Wort davon!" — sagte die Kleine.

„Nun so kommen Sie, himmlische Puzzicaca!" — rief Carl Maria. — „Setzen wir uns und ich will Ihnen Alles erzählen."

Die beiden jungen Leute ließen sich nun nebeneinander auf dem Sopha nieder und Carl Maria, köstlicher gelaunt denn je, erzählte der lieblichen Sängerin unter Witz und Schnurren die Teufelsgeschichte von der „königlichen Waschfrau."

Gretchen lachte herzlich mit; schalt aber den jungen Leichtfuß auch tüchtig wegen seiner Unvorsichtigkeit aus, die ihn beinahe in ein so jammervolles Unglück gestürzt hätte, wie es seiner Zeit den armen Schubart betroffen.

Unter der lachenden Außenseite ging aber doch noch etwas Anderes in Gretchen's Innerem vor. Nach der Erzählung des jungen Mannes war es kaum möglich, daß er den Blumenstrauß gesandt.

Sollte sie des Bouquets erwähnen? Nach kurzer Ueberlegung entschied sie sich zum Abwarten.

Carl Maria ward jetzt immer wärmer. Von der eben erzählten Geschichte kam er auf gestern Abend und die glücklichen Stunden zu sprechen, die er an Margaretha's Seite verlebt.

Mit kindlichem Gemüth und offener liebender Seele

— noch immer im Innern nachjauchzend, der Haft entsprungen zu sein, — gab er sich ganz, wie er war.

„Herrliches, prächtiges Mädchen!“ — rief er jetzt — „meine kleine, liebe, süße Puzzicaca! Wissen Sie auch, daß ich in meinem Arrest an Niemand als an Sie gedacht habe? Nachdem ich meinen moralischen Katzenjammer durch Composition des Liedes: „„Ein steter Kampf ist unser Leben,““ ausgehaucht und den Staub der Reue über meinen schlechten Witz von den Füßen geschüttelt hatte, schwang sich meine Seele zu Ihnen auf, Himmlische, . . . zu Ihnen . . . die ich schon lange anbete . . . und die mir gestern mein Herz vollends geraubt hat!“

„O, Herr von Weber!“ — rief Gretchen lachend — „welche alte Tiraten! Warum sagen Sie nicht gleich: Ich werde zu Ihren Füßen sterben! Ich kann nicht leben ohne Sie!“

„Das Erste“ — rief der junge Mann heiter — „sage ich nicht, weil ich zum Sterben durchaus noch keine Lust habe, das Zweite könnte übrigens wahr sein.“

„Sie sind also wie alle übrigen Männer!“

„Was!“ — rief Weber, und es leuchtete schön und begeistert aus seinen seelenvollen Augen. — „Ich sehe schon, mein Engel versteht die plumpe irdische Sprache nicht; in Tönen muß man zu der Königin der Töne reden!“

Und er sprang auf.

„Haben Ihnen die Ohren heute Morgen nicht geklungen?“. — frug er dabei.

„Nein!“ — entgegnete die Sängerin schelmisch.

„Nun so gebe ich keinen Deut auf den Rapport der Geisterwelt!“ — rief Weber. — „In Schmerz und Sehnsucht nach Ihnen, göttliche Puzzicaca, aufgelöst, hauchte ich meine Gefühle in folgenden, von Tönen beflügelten Worten aus, d. h. die Worte sind nicht von mir, aber die Töne und die Gefühle!“

Und er eilte zum Clavier und spielte und sang das herrliche Lied, das er ebenfalls diesen Morgen in seiner Haft componirt hatte:

„Was zieht zu deinem Zauberkreise
Mich unwillkürlich hin?
Was seufzt in meinem Busen leise,
Daß ich nicht glücklich bin?
Mein Herz fängt stärker an zu schlagen,
Wenn dich mein Blick ersieht,
Ich wag' es kaum, mir selbst zu sagen,
Was hin zu dir mich zieht.

Wohin ich flieh mit meinem Kummer,
Verfolgt mich auch dein Bild,
Es schwebt mir vor, wenn matter Schlummer
Mein thränend Aug' umhüllt;
Es folgt mir nach im Weltgewühle,
Wie in der Einsamkeit,
Ich fühl's, nur an des Lebens Ziele
Find' ich Zufriedenheit.

Bald möcht' ich vor dir niederknien
Und alles dir gestehen,
Bald möcht ich zitternd vor dir fliehen,
Und dich nicht wiedersehen.
Ich seufz' und weine laut, wenn leise
Der Warnung Stimme spricht:
„„Entflieh aus Ihrem Zauberkreise!““
Und ... kann es nicht!“

Aber mit den rasch verklingenden Tönen war Weber auch aufgesprungen und, sich der Geliebten zu Füßen werfend, rief er mit so warmer und voller Stimme, daß sie Gretchen's Herz wonnig und süß durchzitterte:

„Ja, bei Gott, geliebtes Mädchen, ich kann es nicht! Ich kann Deinen Zauberkreis nicht meiden, ... kann ohne Dich und Deine Liebe nicht mehr sein!“

Und er umschlang knieend den holden Leib und schaute so flehend, so heiß, so liebend zu ihr auf, daß sie — den eigenen stürmischen Gefühlen nachgebend — ihr Haupt zu dem seinen herniedersinken ließ und ihm voll Zärtlichkeit einen langen süßen Kuß auf die Stirne drückte.

„O! so liebst Du mich denn wieder?“ — rief Weber voll Seligkeit — „so haben die Nachtigallen auf der Solitude mich nicht getäuscht; ... so hat der Nachtigallensang aus Deiner süßen Kehle mir Wahrheit gesprochen?“

„Er sagte, was mein Herz in jenem Moment empfand!“ — flüsterte das reizende Mädchen.

„Und das war?“

„Liebe, heiße, selige Liebe zu Dir!“

Ein Jubelruf drang aus Carl Maria's Brust; dann brannten die Lippen der beiden glücklichen Menschenkinder lange . . . lange aufeinander.

„Ach wenn ich nur ein Liebchen hätte!“

Glückliche Tage gingen jetzt für Carl Maria von Weber auf. Sie erschlossen sich wie eine prachtvolle Blüthe; nur war es schlimm, daß sich in dem Kelch dieser Blüthe, hinter Farbenglanz und berauschendem Duft, ein gefährliches Gift verbarg.

Durch das Verhältniß mit der anmuthsvollen, heiteren und liebenswürdigen Sängerin Lang wurde Weber mehr und mehr zu dem Stuttgarter Theater und dessen Personal hingezogen. Dies aber näherte Carl Maria, dessen Leben ohnehin schon am Verkehr mit Kreisen von zu toleranter Sittenanschauung krank war, einer Sphäre, in der, am wenigsten damals unter dem Regimente König Friedrich's — dessen Günstlinge und Höflinge, wie bereits gedacht, das Theater wie einen auf königliche Kosten gehaltenen Harem betrachteten, wo die allgemein depravirte Lebensanschauung der Beamten- und Hofwelt die Weise eines förmlichen Marktes mit Schönheit, Kunst, Reiz und

Geld angenommen hatte, — Haltpunkte für eine Individualität gefunden werden konnte, die sich schon von dem alles verschlingenden unwiderstehlichen Strome der damaligen Zustände fortgerissen fand.

Wie aber hätte der junge Weber hier der Macht der Liebe widerstehen sollen? War doch die kleine, volle, reizende, erst achtzehn Jahre zählende Sängerin neben einem bedeutenden Musiktalente mit einem Schatze des köstlichsten Humors begabt, der so vollkommen im Zusammenklange mit Weber's damaliger Lebensstimmung war, daß ihn die anmuthsvolle Persönlichkeit seiner „göttlichen Puzzicaca" unwiderstehlich anzog, mit der Zauberkraft einer leidenschaftlichen Liebe fesselte und die Liebliche bald zum Mittelpunkte seiner innern und äußern Welt machte.

In ihrer Nähe vergaß der feurige Jüngling jetzt fast alles Andere, namentlich den Umgang mit den Familien, in welchen er in Stuttgart so freundlich aufgenommen worden war. Selbst in dem Schloßtrinkstübchen ward er jetzt nur selten gesehen, ja er schränkte den ohnedem nicht viel Zeit in Anspruch nehmenden Dienst — als vertrauter Secretair des Herzog Louis und Lehrer seiner Kinder — mehr und mehr ein und ließ sich selbst bei Hofmusiken so oft entschuldigen, daß es nicht allein den Unwillen des Herzogs, sondern sogar auch die Aufmerksamkeit des Königs erregte.

Mied er dabei auch die früheren Cavaliergelage und Thorheiten eines ausgelassenen Adels, so förderte dies doch seine äußeren Verhältnisse wenig, da ihn das Verhältniß zu Gretchen Lang in den Wirbelwind des Schauspielerlebens hineinzog, in dem das Geld womöglich noch mehr wie Spreu zerstiebte, als bei Jenen.

Da gab es Landpartien im großen Styl zu veranstalten, die Geburtstage der hervorragenden Mitglieder des neuen Freundeskreises mit Festvorstellungen zu feiern, und dergleichen Dinge mehr, die Zeit und Geld in Masse forderten.

Das Beste davon war, daß sich durch diese Annäherung an das Theater und den Umgang mit den Künstlern auch eine künstlerische Entwicklung Weber's verband. Das Genie siegt eben doch überall. Mitten in dem wirren Treiben, angefacht von den Kunstleistungen um ihn her, und begeistert von der Liebe, fand Carl Maria von Weber doch Zeit für gar manche schöne musikalischen Schöpfungen. Die Oper „Sylvana" wurde begonnen; es entstanden verschiedene treffliche Instrumental-Compositionen,*) die Composition der schönen Baggesen'sche „Serenade", das prächtige

*) Die schönen „Six pièces à quatre mains" (Op. 10); die große Polonaise in Es (Op. 21); die Variationen für Piano und Violine, D-moll (Op. 22); das Momento capriccioso (Op. 12); u. s. w.

Trinklied: „Wenn Brüder, wie wir täglich sehen;" die Romanze: „Süße Ahnung dehnt den Busen," und vor allen Dingen die reizende melodramatische Cantate: „Der erste Ton."

Die Leipziger Musikzeitung hatte nämlich eine poetische Phantasie von Rochlitz gebracht, welche die Begabung der Welt mit der Fähigkeit, sich tönend auszudrücken, darstellte. Das Gedicht enthielt wesentlich musikalische Elemente. Weber erfaßte dies rasch und benutzte es trefflich. Bald lag das ganze Tonwerk zu seiner lieblichen Puzzicaca Füßen, unter deren liebendem Einfluß es — theilweise sogar auf deren Zimmer und an deren Instrument — entstanden war.

Die Composition entsprach ihrer Entstehung: Die Schilderung der abwechselnden Situationen und Empfindungen ist ungemein gelungen; die Tonmalereien sind, ohne kindische Nachahmung von Naturlauten, reizend und geschmackvoll. Vorzüglich zeichnet sich der Eingang des Ganzen durch gute Haltung und Schönheit der Modulation aus. Ueberraschende Uebergänge erhöhen die Wirkung des Ganzen, in dem Würde und edler Charakter herrschen. Von besonders durchschlagendem Effect ist es dabei, daß bei der Schlußstrophe, die den Jubel der Welt über die Schöpfung des Tones ausspricht, der volle Chor, mit kraftvoller orchestraler

Begleitung, an die Stelle der deklamirenden Sprechstimme tritt.*)

So spitzte sich wunderbar, unter Lust, Liebe und einem aufgeregten Leben, die Bestimmung des Mannes zu, der einst für die musikalische Welt von so großem Einflusse werden sollte.

Die glücklichsten Stunden blühten Carl Maria um jene Zeit natürlich bei der Geliebten.

Auch heute Abend war er wieder zu ihr geeilt.

„Wie? Du kommst doch?" — rief ihm die Sängerin überrascht entgegen, als er jauchzend in ihr Zimmer stürzte. — „Ich glaubte, es sei Hofmusik auf diesen Abend angesagt."

„Angesagt oder nicht!" — rief Weber, die Liebliche küssend, — „ich habe mich entschuldigen lassen."

„Und der Herzog . . .?"

„Er mag Gesichter schneiden! Ich kann nun einmal nicht auf Kommando der Kunst obliegen. Und dann mußt ich meine geliebte, kleine, schelmische Puzzicaca sehen!"

„Das ist lieb und schön!" — sagte Gretchen — „aber verdirb's nicht mit dem Herzog und dem König."

*) Max von Weber a. a. O. S. 158—160. Dies kleine aber schöne Werk ist überall, wo es aufgeführt wurde, in Mannheim, Prag, Leipzig, München, Frankfurt ꝛc. mit so großem und allgemeinem Beifall aufgenommen worden, daß es von allen Werken der damaligen Lebensperiode Weber's bei weitem am meisten zur Schöpfung seines künstlerischen Rufes beitrug.

„Pah!“ — entgegnete Carl Maria — „der Herzog braucht mich und einen König erkenne ich nicht an, nur eine Königin . . . und die bist Du!“

„Deren Schutz Dir aber, bei höchster Ungnade, wenig nützen wird!“ — meinte die Sängerin, die anfing, ernste Besorgnisse für den Geliebten zu hegen.

„Puzzicaca!“ — rief Weber laut lachend — „ich glaube gar, Du wirst ernst und legst Deine süße holdselige Stirne in Falten.“

„Nein!“ — rief die Kleine nun ebenfalls lachend — „Falten sollst Du auf meiner Stirne nicht sehen.“

„Sie würden auch weggeküßt!“ — rief Carl Maria und that, was er sagte.

„Genug!“ — rief Puzzicaca, unter den Küssen Weber's fast erstickend.

„Nie!“ — entgegnete jener, und beide balgten sich nun, wie Kinder, herum, Weber küssend, Gretchen zum Scheine abwehrend.

Als Beide von einander kamen — athemlos und erhitzt: rief Carl Maria — „Es geht doch nichts über die Liebe! Der kleine Fritz hat wahrlich recht.“

„Der kleine Fritz? wer ist das?“ — frug Puzzicaca.

„Was? Du kennst das Liedchen nicht: „„Der kleine Fritz an seine Freunde.““

„Nein! Ist es von Dir?

„Keineswegeѕ! Aber wenn Du's hören willst, will ich Dir's gleich vorsingen."

Und Weber eilte zum Instrument, schlug ein paar Accorde an, spielte und sang:

„Ach wenn ich nur ein Liebchen hätte!
So groß wie ich, und rosenschön.
Mit Freuden ging ich dann zu Bette,
Denn Liebchen müßte mit mir geh'n."

Ein sanfter Schlag auf den Mund des Sängers strafte die Kühnheit, der Wahrheit so nahe zu kommen.

Lachend fuhr er fort:

„Ach wenn ich nur ein Liebchen hätte!
Wie gern verlöscht' ich dann das Licht;
Mich schreckte kein Gespenst, — ich wette!
Mir bangte vor dem Alpdruck nicht!"

„Unart!" — rief Gretchen; aber ihr schelmisches Lächeln schien vielmehr zu sagen: „Fahre nur fort!"

Das that denn auch Weber indem er weiter sang

„Ach wenn ich nur ein Liebchen hätte!
Ich wäre fleißig spät und früh;
Trotz meiner Mutter, Etikette,
Und trotz dem Rector küßt' ich sie!

Ach daß ich doch kein Liebchen habe!
Wie's Mode wohl bei Größern ist.
Ich bin ein armer, armer Knabe,
Wer schenkt mir ein's zum heil'gen Christ?"

„Ich!“ — rief Puzzicaca, lustig herbeispringend und drückte Carl Maria einen tüchtigen Kuß auf die Lippen.

O wie lieb und süß verstrichen die nächsten Stunden!

Künstlers Jugend.

„Aber eines hast Du mir noch nicht gehalten, Carl!" — sagte am nämlichen Abend, einige Stunden später und nachdem die Beiden ihr Abendessen in vertraulichem Tête-à-tête eingenommen, Puzzicaca.

„Und das wäre?" — frug Weber erstaunt.

„Du hast mir schon so oft versprochen, mir die Schicksale Deiner Jugend mitzutheilen und hast es noch nicht gethan."

„Ach so!" — meinte der junge Mann, sich mit der Hand über die Stirne fahrend.

„Es ist nicht Neugierde," — fuhr Gretchen fort — „wenn wir aber lieben, so knüpft sich an alles, was dem Geliebten begegnet oder begegnet ist, unser Interesse."

„Du hast recht, holdes Kind!" — versetzte der junge Mann. — „Ich hatte es auch wirklich schon öfter vor: dazu aber gehört ein Stückchen ruhige Vernunft, und wenn man bei Dir, Du kleine lustige Hexe, sitzt, kann der Kuckuk vernünftig bleiben."

„Wer ist daran schuld?“

„Du, mit Deinem Zauber, Deinen Reizen, Deinem himmlischen Humor und Deinen tollen Streichen!“

„O seht doch einmal an! als ob der edle Herr nicht selbst immer anfinge.“

„Wenn man Feuer an Pulver bringt, fliegt das Pulver auf!“

„Möchtest Du mit dem kalten Wasser der langen Weile begossen sein?“

„Um's Himmels Willen nicht. Gieße uns Beiden lieber die Gläser noch einmal von dem Weine voll, den ich durch meinen Diener hergeschickt. Der Wein ist ein Präsent des Prinzen Paul, meines Zöglinges, und ganz vortrefflich. Ich rücke das Tischchen heran, wir setzen uns dann zusammen auf das Sopha, und so erzähl ich Dir, Arm in Arm, Künstlers Jugendleben.“

„Prächtig!“ — rief Gretchen, nach dem Weine springend.

„Du stehst gut mit dem Prinzen Paul?“ — frug die Sängerin, indem sie den prächtig perlenden Wein einschenkte.

„Sehr gut!“ — entgegnete Weber.

„Der Mensch ist ein athletisch breitschultriger Knabe!“

„Und ein noch sehr formloser junger Mann, dem es, auf seine Stellung pochend, Spaß macht, seine Umgebung — hoch und niedrig — zu foppen.“

„Auch Dich, seinen Mentor?“

„Nein! In meiner Gegenwart und mir gegenüber läßt er doch nur höchst selten seiner Natur die Zügel schießen; denn obgleich er öfter bei den Musiken in meinen Gemächern die Bedienten ohrfeigt, so gilt dies bei ihm gerade für keinen Exceß.“

„Recht schön! . . . Und er kommt oft zu Dir?“

„Er liebt es so sehr, bei und mit mir zu musiciren, daß er mir oft unvermuthet Instrumente, Lichter, Silbergeschirr, ganze Soupers aus der Hofküche, und, was die Hauptsache ist, ganze Batterien Flaschen des köstlichsten Weines in meine kleinen Zimmer schickt. Dann kommt er, um stundenlang allein, oder vor nur wenigen Cavalieren zu spielen.“

„Und dabei bleibt's?“ — frug die Kleine mit einem verfänglichen Seitenblick.

„Nun!“ — meinte Weber, den Kopf hin und her wiegend — „in den späten Nachtstunden wird es alsdann oft ein wenig arg!“

„So!“ — sagte Gretchen gedehnt — „Sind wohl auch hie und da Damen dabei?“

„Nie!“ — rief Weber ernst — „das schwöre ich Dir, mein Engel, aber der Prinz läßt trotz des ästhetischen Beginnens, die Abende oft in wüste Trinkereien ausarten. Hat er's dann im Kopfe und ist weingelaunt, so wird er, obgleich bis über die Ohren verschuldet . . .“

„Auch wie sein Herr Vater?"

„Wer ist hier am Hofe nicht verschuldet!"

„Nun?"

„So wird er freigebig und macht Geschenke, von welchem er dann am andern Morgen, wenn er nüchtern geworden, nichts wissen will."

„Saubere Geschichte!"

„Und wer hat das Ausbeißen?"

„Mein armer Carl Maria!"

„Der muß alsdann in der That fast jedesmal die Schlichtung des Streites, der daraus entsteht, übernehmen. Aber, mein Engel, wir sind ja von unserem Vorhaben ganz abgekommen."

„Richtig!" — rief Puzzicaca, sich süß vertraulich an den Geliebten schmiegend. — „Also Deine Jugendgeschichte!"

„Erst noch ein Glas Wein!"

Beide schlürften das köstliche Naß aus einem Glase.

„Also?"

„Und noch einen Kuß!"

„Das waren deren zwei!"

„Und jetzt sind es ihrer vier!"

„Aufhören, Bösewicht!"

„Sechs!"

„Und da soll man vernünftig bleiben!"

„Was Vernunft! die Liebe soll leben und meine himmlische, göttliche, kleine Puzzicaca!"

Beide küßten, schäkerten und lachten fort.

„Aber jetzt ein Ende machen!" — rief Gretchen nach einer Viertelstunde der alten Ausgelassenheit. — „Sonst jage ich den Herrn von Weber zu dem Hause hinaus!"

„Bitte! Bitte! . . . Gnade!"

„Dann aber sich ruhig halten und erzählen!"

„Also . . . wie ein Philosophe . . . . aber noch eine Flasche Wein auf das Tischchen, nicht wahr?"

„Gott! was seid ihr Männer für Aufgußthierchen?"

„Und meine kleine Puzzicaca kann nicht trinken?"

„Stille und angefangen!"

„Also!"

Und Carl Maria von Weber hub an:

„So höre denn, Herzchen, denn ich fange natürlich mit unserem etwas dürr gewordenen Stammbaum an. Sei indeß unbesorgt, er reicht nicht ganz bis zu Adam hinauf, sondern fängt erst im 16. Jahrhundert mit einem Doktor beider Rechte und getreuen Diener mehrerer deutschen Kaiser, Johann Baptista Weber, an. Der gute Mann muß wirklich Verdienste gehabt haben und zwar mehr als sein liebenswürdiger hier sitzender Nachkomme . . ."

„Ein Muster der Bescheidenheit!" — rief Gretchen.

„Gott sei Dank, also doch in irgend etwas ein Muster!" — meinte Carl Maria schalkhaft. — „Aber

zur Sache! Also, der gute Mann mußte wirklich Verdienste gehabt haben, da er 1568 in den Ritterstand von Nieder-Oesterreich aufgenommen und 1622 von Kaiser Ferdinand II. in den Freiherrnstand erhoben wurde. Er starb, über 90 Jahre alt, als Nieder-Oesterreichischer Regierungs-Kanzler."

„Hat er auch schon so schöne Musik gemacht, wie sein Taugenichts von Nachfolger?" — frug die Kleine.

„Davon schreibt die Geschichte nichts!" — meinte Carl Maria. — „Aber er muß doch gut aufgespielt und etwas von Orpheus gelernt haben, denn er spielte sich in seinem langen Leben verschiedene Herrschaften zusammen."

„Herrschaften?!" — rief Gretchen in die Hände klatschend — „und wo liegen die?"

„Im Mond, mein Kind!" — entgegnete Weber lachend.

„Wie so?"

„Nun, sie gingen eben im spanischen Erbfolgekrieg verloren!"

„Und der Familie blieb nichts?"

„Doch! das Nachsehen!"

„Unart!" — rief Gretchen. — „Aber...wie mich das schmerzt!"

„Mich auch!" — fuhr Carl Maria heiter fort — „und gerade jetzt. Ich könnte bei der schauerlichen Ebbe in meiner Kasse eine solche Herrschaft herrlich gebrauchen."

„Ja!“ — meinte die Kleine — „um sie zu versetzen!“

„Oder zu verkaufen!“ — sagte der Geheim-Secretair trocken. — „Aber das sind schöne Wünsche. Kommen wir lieber wieder zur Sache.“

„Also!“

„Nun, etwas ist doch merkwürdig in unserer Familie!“

„Und das wäre?“

„Daß sich, wenn auch nicht die Güter, doch eine musikalische Begabung wirklich in ihr forterbte.“

„Sagt ich's nicht?“

„Mein Großvater, Fridolin von Weber, war ein tüchtiger Rechtsgelehrter, lag aber auch der Musik eifrig ob. Man weiß, daß er den Geigenbogen führte, sang, die Orgel spielte, und mit Eva Maria Schlar vermählt ward. Er hinterließ — außer mehreren Töchtern — zwei Söhne, von denen der ältere sich mit Maria Cäcilia Stamm aus Mannheim vermählte, und der Vater von Mozart's Gattin, Constanze Weber, und ihrer, sämmtlich als Sängerinnen mehr oder weniger ausgezeichneten drei Schwestern, Josepha, Aloysia und Sophie wurde. Der zweite Sohn Fridolin's von Weber hieß Franz Anton und ist mein Vater.“

„Herrlich!“ — rief Gretchen — „so ist ja Mozart der Gatte Deiner Base und Dein Vetter gewesen!“

„So ist es!“ — rief Carl Maria freudig bewegt. Und . . . ist es nicht eigen? Der Geist der Musik, dessen unablässiges, oft dämonisches Wirken sich fast ein Jahrhundert lang in der Familie Weber's verfolgen läßt, und ihre Mitglieder bald hier, als schwankendes Irrlicht in die Wirrsale der thörichtsten Handlungen leitet, dort in Genieblitzen ohne Segen aufzuckt, den leitenden Compaß der Lebenswege aller wie ein Nordlicht irre macht, allen den Wanderstab armer Kunstapostel in die Hand drückt, bis er endlich, sich zum Genius läuternd, zum dauernden Ruhme unseres Helden aufleuchtet, . . . beseelte auch die Brüder Fridolin und Franz Anton. Fridolin besaß eine vortreffliche Singstimme, spielte überdies fertig Violine, worin ihn indeß sein Bruder Franz Anton noch übertraf, der nebenbei eine wunderliche Neigung für das Streichen des Contrabasses hegte, indem er bald eine virtuose Fertigkeit erlangte. Beide hatten den Musikunterricht ihres für die Tonkunst leidenschaftlich glühenden Vaters genossen.

Der junge Weber erzählte nun weiter, wie der Kurfürst von der Pfalz, Carl Theodor, der von den Talenten der Brüder vernommen hatte, sie vor sich spielen und singen ließ und beide, hoch erfreut von dem Gehörten, nach Mannheim zog, wo er die berühmte Capelle cultivirte, die damals vielleicht ohne ihres Gleichen in der Welt war.

„Da mein Vater“ — fuhr hier der Geheim-Secretair fort — „der keinem Fachstudium obgelegen hatte, aber bei sehr angenehmen Aeußern, lebhaften Augen und straffer Gestalt, sehr gewandte Manieren zeigte, auch Neigung zum Militärleben, das damals am Orte nichts als Annehmlichkeiten bot, zu erkennen gab, so reihte ihn der Kurfürst als Portepeejunker in seine reitende Garde mit dem Beding ein, daß er in der Mannheimer Capelle, beziehentlich auf dem dortigen Theater, seine glänzenden musikalischen Talente nutzbar machen sollte. Sei es nun, daß der, durch diese Bedingung ihm aufgelegte Zwang, seinem unruhigen Geiste die Kunst, welche er sonst als Dilettant so heiß geliebt hatte, entfremdete, sei es, daß seinem, sehr specifisch auf Glanz und äußere Erscheinung gerichteten Sinne augenblicklich Pferd, Säbel, Federbusch und Reitbahn mehr zusagten, als Violine, Contrabaß und Capelle, kurz er gewann sich bald durch echt cavalieres Benehmen, straffen Sitz der Uniform und seine pagenhaften Streiche das Wohlwollen seines militärischen Chefs, des Commandanten der kurfürstlichen Garde, Generalmajor Ignaz Franz Freiherrn von Weichs in eben dem Maße, als der Kurfürst seine nachlässigen Dienste in der Capelle überdrüßig wurde, so daß man ihn, als das Contingent des Kurfürsten im Jahre 1756 zur Reichsarmee stieß, diesem als Lieutenant zutheilte. Während des Feldzuges wurde er als

unermüdlich Gutgelaunter, als unerschöpflicher Schwänke-schmieder und Erzähler der ganzen Schwadron lieb und werth und festigte sich so in der Gunst des Generals von Weichs, daß dieser eine wahrhaft väterliche Zuneigung für ihn faßte. In sonderbarem Widerspruche des Geistes führte mein Vater auf dem Feldzuge, oft mit großer Beschwerde, die Geige mit sich, die er im Frieden der kurfürstlichen Kapelle vernachlässigt hatte, und fand sich stets bereit aufzuspielen, wo es zu tanzen galt."

„In der Schlacht bei Roßbach leicht verwundet, zugleich aber durch die wüste Wirthschaft und den unmilitärischen Geist bei der Reichsarmee am Militärleben degoutirt, zog er sich, auf Anrathen seines Chefs, mit diesem, der gleich darauf als Geheimer Rath und Droste zu Steuerwald in die Dienste des Kurfürsten Clemens August von Cöln und Bischofs von Hildesheim trat, von der Armee zurück. Der Freiherr von Weichs, ein liebenswürdiger jovialer Mann, der meinem Vater die Stunden nicht vergessen konnte, die er ihm durch humoristische Vorträge, zu denen er sich mit der Geige begleitete, und für die er ein hervorragendes, sogar original-schöpferisches Talent besessen zu haben scheint, erheitert hatte, placirte ihn als Supernumerararbeiter im Amte zu Steuerwald im Hildesheimischen, nicht ohne dem jungen Günstlinge, der über diese magere Stellung die Nase rümpfen mochte, in's Ohr zu flüstern, daß der

Hofkammerrath Johann Ferd. von Fumetti, der damals dem Amte vorstand, ein hochbetagter Mann sei."

„Dadurch etwas mehr für die Stellung eingenommen, kam mein Vater, gestiefelt und gespornt, sehr cavaliermäßig, im Jahre 1757 in Hildesheim an. Die ersten Aufwartungen, die der junge Offizier-Actuar seinem Chef von Fumetti machte, entschieden über sein Schicksal. Als Protegé des Freiherrn von Weichs und von dem Fürstbischof wohlempfohlener junger Herr in der Familie sehr gut aufgenommen, sah er seines Chefs Tochter Maria Anna, ein reizendes Mädchen von königlicher Haltung, deren blondes, leicht gepudertes Haar einen leuchtenden Teint noch glänzender machte, während ein tiefblaues Auge von seltener Schönheit unter rein gezeichneten dunkelen Augenbrauen hervor, den hübschen Actuar-Lieutenant wohl sehr wohlgefällig angesehen haben mag, denn schon zu Ende des Jahres verlobte er sich mit ihr, die ihm nicht allein die Anwartschaft auf ihres Vaters Stelle, sondern auch ein nicht unansehnliches Vermögen zubrachte. Kurz nach der Verlobung gab der alte Hofkammerrath von Fumetti Raum für die erwünschte Placirung seines Schwiegersohnes, indem er am 2. October 1757 starb."

„Ei! ei!" — rief hier Gretchen lachend. — „Der Herr Geheim-Secretair haben ja das Bild seiner Mut-

ter mit sehr glänzenden Farben entworfen. Soll man vielleicht glauben, er gleiche ihr?"

„So wurde mir wenigstens erzählt, obgleich sie nicht meine Mutter war!" — sagte der junge Mann freundlich und drückte der kleinen Schelmin einen Kuß auf ihre frischen Lippen.

Die Kleine sträubte sich leicht:

„Heißt das, seine Lebensgeschichte erzählen?" — frug sie dabei mit komischem Ernst.

„Nein!" — versetzte Carl Maria — „aber Leben einsaugen und sich zur weiteren Erzählung stärken, heißt es."

Und er berichtete nun, wie sein Vater — kurz zuvor noch ein armer Gardefähndrich — die schöne Braut heimgeführt und somit, in seinem vierundzwanzigsten Jahre als wohlbestellter fürstbischöflicher Amtmann zu Steuerwald, Hofkammerrath zu Hildesheim, wohlhabender Mann und Gatte dagestanden habe.

„Aber" — fuhr hier der junge Mann fort — „es ist sonderbar, wie in unserer Familie der Genius der Musik oft zum unheilvollen Dämon wurde. Mein Vater war durch Gunst und Heirath in ein Amt gekommen, dessen fachliches Wissen ihm bis dahin fern gelegen hatte, und zu dem ihn keine Neigung trieb; es bedurfte daher in der That seiner bedeutenden geistigen Gaben, um ihm die Bewältigung der immerhin compli-

cirten Geschäfte des Justiz- und Oekonomieamtes Steuerwald möglich zu machen, was ihm indeß, mit mehr oder weniger Unterstützung seiner Unterbeamten, neun Jahre hindurch in unerwarteter Weise gelang, wenn auch hie und da der Baron Weichs, der ihm unwandelbar gewogen blieb, ein ausgleichendes Wort einlegen mußte. Nichts konnte indeß verhindern, daß das monotone Knarren des alternden Geschäftsmechanismus, dem er vorstand, und an dessen staubigen Papiergetrieben er sich täglich seine seelischen Gliedmaßen zu besudeln meinte, dem euphonischen Sinne des unruhigen und genialen Mannes immer unerträglicher werden mußte, so daß er mehr und mehr zu Versuchen kam, den inneren Mißton durch äußeren Wohllaut auszugleichen, Geige und Contrabaß wieder hervorsuchte und, als ob die Fluth der alten Leidenschaft für die Tonkunst jetzt alle Dämme durchbräche, mit solchem Fanatismus wieder zu musiciren anfing, daß die Amtsgeschäfte ernstlich zu leiden begannen."

„Das konnte denn freilich dem Fürstbischof nicht verborgen bleiben. Da dieser aber meinen Vater sonst schätzte, so trachtete der gütige und kunstliebende Fürst danach, des Vaters Talente wenigstens auf eine andere Weise nutzbar zu machen, indem er sich bereit erklärte, ihm den Musikunterricht seiner Enkel zu übertragen. Dieser aber, die huldvollen Absichten seines Fürsten völlig ver-

kennend, lehnte in der Meinung, daß man seine Stellung herabzuziehen beabsichtige, das Anerbieten auf das Schroffste ab. Zu gleicher Zeit steigerte sich sein musikalischer Eifer bis zu den wunderlichsten Ausschreitungen. Er verbrachte nicht allein den größten Theil seiner Zeit mit Musiciren, sondern seine Geige begleitete ihn sogar auf seinen Spaziergängen, wo er dann oft, geigend vor seiner ziemlich zahlreichen Familie herschreitend, oder einsam im Felde wandelnd, der Gegenstand der Belustigung und des Spottes der Landbewohner wurde."

„Und hatte dies keine schlimmen Folgen für ihn?" — frug Margaretha theilnehmend.

„Bis zum Jahre 1767 gelang es ihm, seine Function als Amtmann zu Steuerwald inne zu behalten, obwohl er, in Folge der Ablehnung des erwähnten Unterrichts, an Gunst des Fürstbischofs eingebüßt hatte und sich auch sonst in unbehaglicher Lage befand. In diesem Jahre wurde er aber plötzlich seiner Stelle enthoben, obgleich ihm der Fürst Gehalt und Titel als Hofkammerrath beließ. Leider wuchs indeß jetzt sein künstlerischer Eifer zu einem wahren Fanatismus heran, der ihn verführte, sich so leidenschaftlich in die Musikangelegenheiten der uralten Domkirche zu Hildesheim zu mischen, daß es darüber mit dem Domkapitel zu maßlos geführten Differenzen kam, in deren Folge er auch die-

es Amt niederlegte und 1768 ganz in das Privatleben zurücktreten mußte. Sehr zurückgezogen, nur der Musik und dem Unterrichte seiner Kinder lebend, hielt sich nun der Vater bis zum Jahre 1773 in Hildesheim auf."

„Und war die Familie stark?" — frug hier Gretchen.

„Bis zu jener Epoche zählte sie fünf Mädchen und drei Söhne, von welchen drei Mädchen früh starben. Aber hier kommt nun wieder eine Originalität des Vaters. Er sah die Vermehrung der Zahl seiner Kinder mit einem ganz besonderen Vergnügen und einer ganz speciellen Hoffnung. Es gehörte nämlich zu seinen, in der Leidenschaft für Musik wurzelnden Eigenheiten, daß er den Besitz eines musikalischen Wunderkindes, nach dem Muster des jungen Mozart, für das summum bonum des Menschenlebens ansah.*) Mit jedem neugeborenen Kinde wuchs also für ihn die Möglichkeit, daß solch ein Mirakel sich darunter befinden könne. Franz Anton unterließ daher denn auch nicht, zur Zeit des ersten Erwachens selbstständiger Gedanken, mit einem jeden oft grausame Versuche anzustellen, die ihn über das Vorhandensein hervorragender Talente belehren sollten."

*) Max Maria v. Weber. S. 11. v. u. f.

„Köstlich!“ — rief die junge Künstlerin.

Weber zuckte die Achseln, dann sagte er: — „Das Ende vom Lied war dies nicht. Der Rest unseres Vermögens ging drauf, und mein Vater mußte, seine Familie zu erhalten, Musikdirektor in Lübeck werden. Da hatte er denn drei Jahre lang 400 Thaler Gehalt, bis auch dieser nicht mehr gezahlt wurde.“

„Großer Gott, und was machte er nun?“

„Sein Wunsch, unter seinen Kindern ein großes musikalisches Talent sich entwickeln zu sehen, hatte indeß nichts an Lebendigkeit verloren, und da seine beiden Söhne Fritz und Edmund, die er seit seiner Pensionirung einem tüchtigen Musikmeister zu Ludwigslust in die Lehre gegeben hatte, durch bedeutende Begabung wenigstens die theilweise Verwirklichung seiner Wünsche versprachen, so stand er nicht an, für die jungen Männer zur Vollendung ihrer Ausbildung nach einem Lehrer ersten Ranges auszuschauen, den er denn auch in keiner geringeren Person, als der von Joseph Haydn ersah, zu dem er sich mit seinen Söhnen im Jahre 1784 nach Wien begab. Den greisen Meister bewog er durch Zusicherung des für damalige Zeiten hohen Honorars von 150 Dukaten per Zögling, die Söhne zu unterrichten. Haydn ging darauf ein, und siehe, er hatte es nicht zu bereuen; denn Edmund wurde einer seiner Lieblingsschüler und war in der That

ein für die Reception der Musik außerordentlich empfänglicher Kopf, guter Dirigent und befähigter Componist. Außerdem fand mein Vater für seine Söhne eine angenehme Heimath in der Fremde, und dies zwar bei einer Familie von Brenner aus Oberdorff bei Kaufbeuern in Bayern, die sich um jene Zeit, um ihre siebzehnjährige Tochter, Genofeva, in der Musik unterrichten zu lassen, in Wien aufhielt. Mein fünfzigjähriger Vater, der bereits Wittwer geworden, scheint dabei eine rasch auflodernde Leidenschaft für das schöne, sanfte, blauäugige Mädchen gefaßt zu haben, und die Bewerbungen des alternden Herrn wurden denn auch von ihr, sowie von den Eltern, merkwürdig schnell gekrönt, da er schon am 20. August 1785, Abends 7 Uhr, in der Capelle auf der Freiung in Wien bei den Patres Schotten mit der achtzehnjährigen Braut vermählt wurde, bei welcher Handlung der Hofschauspieler Lange, Aloysia Weber's Gatte, und somit Mozart's Schwager, und der Capellmeister Righini Zeugen waren."

„Ein kühner Entschluß!" — sagte hier die kleine Sängerin halb verlegen.

„Ein Entschluß," — versetzte Carl Maria — „auf den das Wort anzuwenden ist: Alter schützt vor Thorheit nicht! Und in der That, diese Heirath brachte den Vater so weit, daß bald die Noth an seine Thüre klopfte; denn es kamen Fälle vor, wo ein Tischler Grün=

wald, in dessen Hause die Familie eine Zeit lang wohnte, das Porto der Briefe vorschießen mußte, die an Frau Genofeva aus der Heimath kamen und die sie immer mit heißen Sehnsuchtsthränen empfing.

„Ein harter Winter vermehrte die Last jener Tage, in deren trüber Mitte, am 18. December 1786, Frau Genofeva von Weber eines Knäbleins genas, das in der heiligen Taufe den Namen Carl Maria erhielt.“

„Und welches in diesem Momente die Ehre hat, neben mir zu sitzen!“ — rief Gretchen heiter.

„So ist es!“ — versetzte der Erzählende, — „das aber auch schon mit der Geburt zu einem unseligen Wanderleben bestimmt war. Der unruhige Geist meines genialen aber unpraktischen Vaters sah sich nämlich von vier erwachsenen Kindern, drei Töchtern, Eva, Josepha und Antonetta, und einem Sohne, Franz Joseph Maria, umgeben, die sämmtlich musikalisch erzogen und wohlgebildet, wohl im Stande erschienen, den Kern einer dramatisch-musikalischen Gesellschaft abzugeben; zwei Söhne, die eben zu tüchtigen Musikern unter Haydn's Leitung herangebildet worden waren, konnten in gleicher Weise, mit ihm selbst vereint, den Stamm einer kleinen Capelle bilden, und so reifte denn in dem Kopfe meines Vaters der unselige Plan: eine Operngesellschaft zu begründen und, mit ihr Deutschland durchziehend, die Meisterwerke dramatischer Musik, die sich

der Leistungsfähigkeit der kleinen Truppe zugänglich zeigen würden, in musikalisch abgerundeter Form dem Publikum vorzuführen.“

„Welch' abenteuerlicher Entschluß!“ — rief Puzzicaca — „und doch hätte ich dabei sein mögen. Ich denke mir das ewige Wechseln des Ortes prächtig!“

„Hastig entschlossen, wie es seine Art war,“ — fuhr der junge Mann fort — „setzte er den Plan unter den Thränen seiner Gattin und seiner Töchter in's Werk. Was half es? Der Alte verkaufte seine Pension, um eine Summe baaren Geldes zum Beginn seiner Unternehmungen in die Hände zu bekommen und begab sich nach Hamburg, um dort die geschäftlichen Schritte zur Organisirung seiner Gesellschaft einzuleiten.“

„Da wird es freilich manch' schwere Stunde gesetzt haben!“ — meinte Gretchen.

„Ich schweige hier über die weiteren Schicksale meiner Familie,“ — fuhr der junge Mann fort. — „Ich selbst ward natürlich dabei der Gegenstand der erneuten Mirakel-Productions-Experimente des Vaters, durch die mir bei vieler Plage wenigstens der Vortheil einer, für die damalige Zeit, ziemlich guten Erziehung zu Theil wurde. Der Knabe kränkelte viel, besonders quälte ihn ein örtliches Leiden, das seinen Sitz im Obertheil des Schenkelknochens hatte. Er wurde auf diese Weise sogar vier Jahre alt, ehe er nur selbstständig gehen lernte.

Jede angestrengte Bewegung verursachte ihm dabei Schmerz, was mich in der Kindheit hinderte, selbst nur an den Spielen meiner Altersgenossen Theil zu nehmen. So ward ich denn, besonders so lange mein Vater die Hoffnung hegte, ein Wunderkind aus mir zu machen und der unaufhörliche Musikunterricht mich nervös reizte und degoutirte, ängstlich und aufgeregt und trug Scheu vor den innern und äußern Bewegungen und Kraftanstrengungen, mit denen Knabenleben und Knabenstreit unvermeidlich verknüpft ist."

„Armer Freund!" — rief hier die Sängerin — „so schmerzlich mußte für Dich das Leben beginnen!"

„Wohl schmerzlich und in doppelter Beziehung!" — entgegnete Carl Maria, — „denn zu dem Allen kam auch noch eine wahre Quälerei in der Erziehung."

„Wie so?"

„In meinen Musikunterricht theilten sich mein Vater und mein Stiefbruder Fridolin (der schlechtweg Fritz genannt wurde). Das arme Kind genoß mit Unlust die ihm zum Ueberdruß vorgesetzte Kost und schien, zu seines Vaters Verzweiflung, fast ganz talentlos. So rief Fridolin einstmals, den Violinbogen, mit dem er mich im Zorne mehrmals über die kleinen ungeschickten Hände geschlagen hatte, wegwerfend, aus: „„Carl, Du kannst vielleicht Alles werden, aber ein Musiker wirst Du nimmermehr!""

„Wie grausam und wie thöricht!“ — rief Gretchen schmerzlich bewegt. — „Aber die Begabung schlug gewiß bald durch!“

„Ich genoß von nun an,“ — fuhr der junge Weber fort, indem er unverkennbar mit Vorbedacht über diese Zeit rasch hinwegging — „der sorgfältigsten Erziehung. Der Nachtheil, den das ofte Wechseln des Ortes und der Lehrer hervorbrachte, hatte den Nutzen des Erweckens der eigenen Kraft, und so darf ich gestehen, daß ich bald etwas Tüchtiges in der Musik zu leisten vermochte. So ward ich zwölf Jahre alt, als ein wichtiges Ereigniß in mein kleines junges Leben trat. Ich kam zu Haydn!“

„Zu Haydn?“ — rief Gretchen freudig — „zu Joseph Haydn?“

„Nein! zu seinem Bruder Michael.“

„Und wie ging das zu?“

„Das sollst Du gleich erfahren, mein Engel! Auf seinen abenteuerlichen Zügen war mein Vater mit der Familie auch nach Salzburg gekommen. Der Thespiskarren wurde aufgeschlagen, und zugleich kam meine Mutter hier nieder. Es war wieder einmal ein Töchterchen, dem mein origineller Vater, charakteristisch genug, nicht weniger als zehn Namen, nämlich: Maria, Antonia, Adelheid, Felicitas, Louise, Philippine, Johanna, Waldburge, Josephe, Joachime beilegen ließ.“

„Gottvoll!“ — rief Gretchen lachend.

„Bis zu dieser Zeit waren die gewaltigen Orkane im Völkerleben, die von Westen herantobten, kaum durch ihr fernes Brausen auf dem Lebenswege Franz Anton's und seiner Familie vernehmlich gewesen. Jetzt begannen sie hie und da durch seine Plane hinzufegen. Die unerhörten Erfolge der republikanischen Waffen hatten die Fürsten Westdeutschlands in die bangste Spannung versetzt. Moreau hatte vor München gestanden, der Friede zu Campo-Formio kaum die Fortschritte des unüberwindlichen Bonaparte, denen mit Waffengewalt kein Ziel zu setzen war, gehemmt; die Karte Europa's hatte andere Gesichtszüge angenommen und instinktiv fühlten die Völker das Heranziehen noch schwererer Gewitter, das Nahen noch durchgreifenderer Umgestaltungen. Es giebt keine Zeiten, die schwerer auf dem Kunstleben der Welt lasten, als die vor großen politischen Umwälzungen, deren elektrische Spannung bewußt und unbewußt die Gemüther füllt. Alle Gefahren erscheinen im Voraus gewaltiger, als wenn sie da sind, und dasselbe Volk, das an die Nachrichten von Kampf, Umsturz, Niederlage und Sieg einmal im Kriege gewöhnt, in unmittelbarer Nähe der Schlachtfelder auf Bällen tanzt und im Theater lacht, brütet ohne Theilnahme für Lebensgenuß und Kunst über seinen Sorgen, ehe der erste Kanonenschuß gedonnert hat.“

„In diese ermattende Siroccoluft vor dem großen europäischen Kampfe fiel die neue theatralische Unternehmung meines Vaters, und dieser, der sich bald durch dieselbe allenthalben gelähmt sah, beschloß das Wetter, das er bald vorübergehend meinte, in Salzburg auszudauern. Dabei gelang es ihm, dem Knaben eine Stelle im Fürsterzbischöflichen Capellknaben-Institute zu verschaffen, dem damals als Gesanglehrer Michael Haydn vorstand, der außerdem auch noch Direktor der erzbischöflichen Capelle war."

„Michael Haydn war damals gerade sechszig Jahre alt. Der große Name seines unsterblichen Bruders trug auch den Ruf des sonst an Talent ziemlich armen, aber gelehrten und tüchtigen Musikus, ja sein edler Bruder verstand einige Jahre später das Mäßige, was Michael geleistet, durch vortreffliche Darstellungen in Wien, unter dessen eigener Leitung, in so glänzendes Licht zu setzen, daß ihm ganz unerwartete Ehren zu Theil wurden. Aber das Traurige für mich war, daß Michael, ein wahres Gegenstück seines liebenswürdigen und heitern Bruders, sich stets verschlossen und oft selbst rauh in seinen Lebensformen zeigte."

„So mußte mein armer Freund auch hier wieder viel leiden!" — fiel Gretchen ein.

„Das mußt' ich in der That!" — versetzte Carl Maria. — „Immerhin war es aber für mich ein Glück,

den Unterricht eines so gediegenen Meisters zu genießen. So kam es denn, daß ich bald im Stande war, als zwölfjähriger Knabe Sechs Fughetten, als erstes Werk zu schreiben, die denn mein Vater auch herausgab."

„Im zwölften Jahre!" — rief die junge Künstlerin erstaunt — „das ist ja fast unglaublich! So hat der Alte doch sein Wunderkind bekommen!"

„Nun!" — meinte Weber lächelnd — „da hat meine holde Puzzicaca doch weit vom Ziele geschossen. Die Fughetten waren wirklich keine Kunstwerke; doch ging es von jetzt an rasch weiter. Ende 1798 kam ich nach München, erhielt Singunterricht bei Vallesi, und in der Composition bei dem jetzigen Hoforganisten Kalcher. Dem klaren, stufenweise fortschreitenden, sorgfältigen Unterrichte des Letztern danke ich denn auch größtentheils die Herrschaft im Gebrauch der Kunstmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierstimmigen Satz, die dem Tondichter natürlich werden müssen, soll er sich und seine Ideen dem Hörer rein und unverfälscht wiedergeben können. Mit unermüdlichem Fleiß und wirklicher Liebe arbeitete ich jetzt mein Studium aus. Die Vorliebe zum Dramatischen fing an, sich bestimmt auszusprechen. Ich schrieb unter den Augen des Lehrers eine Oper: „Die Macht der Liebe und des Weins," — eine große „Messe", — mehrere Clavierso-

naten, Variationen, Violintrios, Lieder u. s. w., die später alle ein Raub der Flammen wurden."

„Wie? ein Raub der Flammen?" — rief Gretchen erschrocken.

„Ja!" — entgegnete Weber. — „Und dies Feuer hätte beinahe über meine ganze weitere Lebensstellung entschieden."

„Wie so?"

„Ich hatte bei Kalcher die fertigen Partituren und die übrigen ebengenannten Compositionen in einem Holzschranke verwahrt. Daß ich als vierzehnjähriger Componist stolz auf diese Arbeiten war, kannst Du mir, lieber Engel, glauben. Welch' Entsetzen erfaßte mich daher, als ich eines schönen Tags zu Kalcher komme und erfahre, daß den Abend zuvor ein kleines Feuer bei ihm ausgebrochen sei, das aber nichts verzehrt habe, als den Schrank mit meinen Compositionen."

„Seltsam!"

„So schien es mir auch; ja, in der Ueberreizung meiner jugendlichen Phantasie kam mir dieser Vorfall wie ein Fingerzeig Gottes vor, der Musik für immer zu entsagen."

„Schwärmer! Und was thatest Du?"

„Ich wandte mich einem anderen Lebensberufe zu. Es kam mir die Idee, dem in jener Zeit von von Sonnenfels neu erfundenen Steindrucke den Rang abzulaufen. Ich machte mich mit Eifer an die Sache und

glaubte sogar endlich die Erfindung auch gemacht zu haben, und zwar mit einer zweckmäßigeren Maschine versehen. Auch der Vater war von dieser Neuigkeit entzückt und begeistert. Sein Wille, die Sache in's Große zu treiben, bewog uns nach Freyberg zu ziehen, wo alles Material am bequemsten zur Hand schien. Indeß siegte der innere Drang zur Musik doch bald wieder über das mir fremde und nur künstlich angeeignete Element. Die Weitläufigkeit und das Mechanische, Geisttödtende des Geschäftes ließen mich rasch die Sache wieder aufgeben, und mit verdoppelter Lust die edle Musika und das Componiren fortsetzen. So schrieb ich, als Frucht des neuen Aufschwungs, die vom Ritter von Steinsberg gedichtete Oper: „Das Waldmädchen", welche im November 1800 auch da gegeben wurde, und sich dann später weiter verbreitete, als mir lieb sein konnte, da es ein höchst unreifes, nur vielleicht hin und wieder nicht ganz von Erfindung leeres Produkt war, von dem ich namentlich den zweiten Act in 10 Tagen geschrieben hatte, — eine der vielen unseligen Folgen der auf ein junges Gemüth so lebhaft einwirkenden Wunder-Anekdoten von hochverehrten Meistern, denen man nachstrebt. Auf eben diese Art weckte ein Artikel der Musikalischen Zeitung die Idee in mir, auf ganz andere Weise zu schreiben, ältere, vergessene Instrumente wieder in Gebrauch zu bringen u. s. w. — In Familien-Geschäften

nach Salzburg gereist, schrieb ich da meinen neuen Planen gemäß, die Oper: „Peter Schmoll und seine Nachbarn," die meinen alten, durch manches Neue darin, höchlich erfreuten Lehrer, Michael Haydn, bewog, mir ein ungemein gütiges Zeugniß darüber zu ertheilen. Sie wurde in Augsburg aufgeführt, natürlich ohne sonderlichen Erfolg."

„Und ich kenne diese Sachen nicht!" — rief Gretchen verwundert.

„Wie solltest Du auch, mein Herz!" — entgegnete Weber — „Es waren ja nur ephemere Erscheinungen. 1802 machte mein Vater eine musikalische Reise mit mir nach Leipzig, Hamburg, Holstein, wo ich mit dem größten Eifer theoretische Werke sammelte und studirte. Unglücklicherweise stieß ein Doctor medicinae alle meine schönen Lehrgebäude mit den oft wiederkehrenden Fragen: warum u. s. w. über den Haufen, und stürzte mich in ein Meer von Zweifeln, aus dem mich nur nach und nach das Schaffen eines eigenen, auf natürliche und philosophische Gründe gestützten, Systems rettete, so daß ich das viele Herrliche, das die alten Meister befohlen und festgestellt hatten, nun auch in seinen Grundursachen zu erforschen und in mir zu einem abgeschlossenen Ganzen zu formen suchte. Da drängte es mich nach der Tonwelt Wiens, und zum erstenmale trat ich hinaus in diese Welt. Hier lernte ich nebst dem Umgange der

bedeutendsten Künstler, des unvergeßlichen Vaters Haydn u. s. w. auch den Abt Vogler kennen, der mit der Liebe, die jedem wirklich großen Geiste eigen ist, dem wahrhaft ernstgemeinten Streben freudig zu helfen, und mit der reinsten Hingebung den Schatz seines Wissens vor mir aufschloß.

„Wahrlich, nur wer so wie ich, Gelegenheit hatte, diesen tieffühlenden starken Geist, diesen unerschöpflichen Reichthum an Kenntnissen, und die feurige Anerkennung alles Guten, aber — auch die strenge Wägung desselben — zu beobachten, dem mußte er ehrwürdig und unvergeßlich sein, und er mußte die durch Erziehung, Stand, Anfeindungen aller Art und Mißverstehen, dem großen Ganzen eingeschobenen, es umgebenden und scheinbar verwirrenden Schlacken und seltsamen Eigenheiten, als an sich minder merkwürdige Erscheinungen hinnehmen, übersehen, und natürlich finden.“

„Auf Vogler's Rath gab ich, nicht ohne schwere Entsagung, das Ausarbeiten größerer Dinge auf, und widmete beinahe zwei Jahre dem emsigen Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, deren Bau, Ideenführung und Mittelbenutzung wir gemeinschaftlich zergliederten, und ich in einzelnen Studien zu erreichen und in mir klar zu machen suchte. Oeffentlich erschien in dieser Zeit nichts von mir, als ein paar Werkchen, Variationen, und der Clavier-Auszug der Vogler'schen Oper Samori.“

Carl Maria hielt inne. Ein Kuß auf die Lippen der Geliebten mußte ihn stärken, dann fuhr er fort:

„Ein Ruf zur Musikdirektorstelle nach Breslau eröffnete mir jetzt ein neues Feld zur Erweiterung der Effectkenntnisse. Ich schuf da ein neues Orchester und einen neuen Chor, überarbeitete manche frühere Schöpfungen und componirte die Oper „Rübezahl“. Die vielen Dienstgeschäfte ließen mich indeß nicht viel zu eigenen Arbeiten kommen; desto besser konnte ich freilich aber auch die so vielfach gestatteten, und mit übergroßer Begierde in mich gesogenen verschiedenartigen Kunst-Principe abgähren und nach und nach das Selbstständige, vom Schöpfer Verliehene hervortreten lassen. Da näherte sich die Katastrophe, die mich in mein jetziges Leben schleuderte. Im Jahre 1806 war es, als mich der kunstliebende Prinz Eugen von Würtemberg an seinen Hof in Carlsruhe in Schlesien zog. Hier lebte ich nun ganz dem Künstlerthum, schrieb Symphonien, Concerte und Harmoniestücke. Mein Glück und meine Zukunft schienen gemacht . . . als plötzlich der Krieg das niedliche Theater dieses braven Fürsten und die tüchtige Capelle desselben zerstörte und zersprengte!“

„Welch' trauriges Schicksal!“ — rief hier das liebliche, an Weber's Seite sitzende Mädchen voll herzlicher Theilnahme.

„Allerdings ein sehr trauriges Schicksal!“ — bestä-

tigte der junge Mann. — „Mit einem alten Vater und einer alten Tante, mittellos, mit Verpflichtungen aller Art beladen, das goldene Loos, das mir mein Schicksal vor wenig Monaten vorgespiegelt hatte, wie den Regenbogen eines Sommernachmittags verschwinden sehend, fand ich mich Angesichts der bittersten Noth. Waren mir die übermüthigen Eroberer mit dem großen, aber allzu rücksichtslosen Helden an ihrer Spitze, schon par distance antipathisch gewesen, so entwickelte sich jetzt, wo das durch sie heraufbeschworene Elend ringsum mich und an mir selbst in seiner bittersten Form herantrat, wo ich Spaltung und Bruderkrieg durch diese Fremdlinge in das ewig uneinige Deutschland hereingetragen, Deutsche für den fremden Dränger gegen Deutsche kämpfen sah, ein grimmiger Haß gegen diese stolzen Soldaten in mir.“

„Und in welchem deutschen Herzen denn nicht!“ — rief Margaretha.

„Vor der Schlacht bei Eylau lagen in und um Carlsruhe den Franzosen verbündete Würtembergische Truppen, die das Ungeheuer Vandamme commandirte. Von Zeiten der römischen Imperatoren her ist es eine alte Erfahrung, daß die Bundesgenossen eines großen Volkes im Kriege dasselbe selten an Tapferkeit erreichten, fast immer aber in allen Lastern dessen übermüthige Soldateska übertrafen. Nun hatten sich zwar die Würtem-

bergischen Truppen in Schlesien bei Belagerung der dortigen Festungen wohlverdiente Lorbeeren geholt, aber es machte dem Solden-Nero Vandamme eine eigene Lust, den deutschen Soldaten durch Zügellosigkeit, Rohheit, Mangel an Mannszucht und Brutalität bei ihren eigenen Landsleuten wo möglich noch verhaßter werden zu sehen, als seine unter seinem Commando doch so ziemlich entmenschten Basken und Gascogner. Er ließ daher die Disciplin der Würtembergischen Regimenter außer dem Dienste ganz aus Rand und Band gehen, lachte zu den Beschwerden der Bewohner verwüsteter Dörfer, der um Hab und Gut Bestohlenen, der Ehemänner, Väter und Brüder geschändeter Frauen mit den Worten: „„Que voulez vous? Ce sont vos compatriotes!““

„Grauenhafter Fluch des Krieges!“ – seufzte Margaretha tief bewegt.

„In der That,“ — fuhr der junge Mann fort — „hat die Zügellosigkeit der Würtembergischen Truppen in Schlesien, die bald, wenn sie nicht in Reih und Glied standen, wo der Marschall eine eiserne Ruthe über sie streckte, einer Rotte Räuber, Schlemmer und Trunkenbolde glichen, denen kein Recht und kein Besitzthum heilig war, wahrhaft gewüthet. Das Privateigenthum des Würtembergischen Prinzen Eugen fand nun zwar, obgleich er selbst noch preußischer General war, thunlichste Schonung, das Schloß in Carlsruhe füllte sich

aber dennoch mit dem Zetergeschrei dahin geflüchteter Bauern und Landedelleute, denen die Einquartierung „zum Scherz“ oder aus Bosheit Haus und Hof verbrannt oder sie aus denselben gejagt hatte. Würtembergische Einquartierung erhalten und an den Bettelstab kommen, waren in Schlesien damals gleichbedeutende Begriffe.“

„Entsetzlich!“

„Da wurde mir der Zustand in Carlsruhe, inmitten von all' dem Elend, geradezu unerträglich und es galt mir vor allem Andern wünschenswerth, von dort weg zu kommen. Die Aussichten, mir als Künstler das Leben zu fristen, waren trostlos; wer dachte in der ersten Bestürzung der Ueberschwemmung Deutschlands durch die Fremden, in dem allgemeinen Umsturze aller Verhältnisse, im Schrecken vor der Unwiderstehlichkeit der französischen Waffen, an die Kunst! . . . wo war Aussicht bei dem auf der Tasche jedes Volkes wie jedes Privatmannes lastenden Drucke, auf Kunstreisen genügenden Erwerb zu finden.“

„So wandte ich mich denn an den Prinzen Eugen von Würtemberg, und erbot mich, eine meinen Fähigkeiten angemessene, wenngleich nicht künstlerische Stellung anzunehmen.“

„Und dieser?“

„In hoher Liebenswürdigkeit setzte sich nun der Her-

zog in allem Sturme seiner eignen Geschäfte, mit seinen Brüdern, dem König Friedrich von Würtemberg und den Herzögen Ludwig und Wilhelm in Vernehmen, und mein guter Stern wollte es, daß der Secretair des Herzogs Ludwig dazu vom Könige designirt war, vom September des Jahres an die Armee als Proviantmeister zu begleiten. Herzog Ludwig erbot sich daher, den ihm von seinem Bruder warm empfohlenen jungen Mann, der noch dazu von Adel war, was hier viel ausmachte, von dieser Zeit ab als Secretair in seine Nähe zu ziehen. So, mein süßes liebes Kind, kam ich hierher, und dies ist die Geschichte meines bisherigen Lebens, das indeß erst recht mit dem Momente beginnt, wo ich . . . meine süße Puzzicaca kennen lernte!"

„Mein Carl!" — rief die Sängerin — „wie viel Lebensprüfungen hast Du schon überwunden!"

„Um hier in den Armen des lieblichsten Mädchens meinen Lohn zu finden!"

Eine glühende Umarmung folgte, dann sprang Carl Maria auf, eilte an das Clavier und sang auf höchst originelle Weise und mit echtem provinziellen Ausdruck die hingescherzte Uebersetzung des italienischen: Non far la smorfiosa, mit dem Ausdruck der glücklichsten und heitersten Laune:

„Jetzt sei nit so sprödig,
Lisettl' mi Schatz,
i bin ja so büllig,
bitt' nur um en Schmatz.
Was Teufel, was machst' denn,
du schaust mi nit an,
ahi, ahi, i g'schlagener Mann!

O Hitze! o Schmerze!
o Feuer! o Brand!
o tröste mein Herze
und reich' mir die Hand.
Nein solchen Spektakel
ertrag' i nit mehr,
ahi, ahi, i lieb' dir zu sehr!

Ein einziges Schmatzerl
von dir will i han,
drum gieb mir dein Tatzerl,
sonst kannst mi begrab'n;
Jetzt sei nit so gremli,
kein' Fratze schneid mehr . . .
ahi, ahi, gib's Göscherl doch her!

Und Puzzicaca that es, nachdem sie die eben besungene Spröde auf's Lieblichste nachgeahmt hatte.

Es war unterdessen spät geworden, Mitternacht hatte längst geschlagen.

Als Weber nach Hause ging, dämmerte der Tag.

Dunkele Mächte.

Für den Geheim-Secretair des Herzog Louis folgte nun eine sehr glückliche Zeit. Das Verhältniß zu der lieblichen Sängerin ward immer reizender, das Leben des jungen Mannes immer bewegter und — durch den sich jetzt von Tag zu Tag steigernden Umgang mit den Mitgliedern des Theaters — geistig und sinnlich anregender.

Nur schade, daß im gleichen Maße seine Ausgaben stiegen und seine finanzielle Lage sich verschlimmerte. Freilich hob sein leichter Sinn ihn über alle dergleichen Sorgen hinaus; . . . aber . . . welches Ende sollte das nehmen?

Welches Ende? . . . frug dann sein Herr und Gebieter darnach?

Wenn es unleugbar war, daß Carl Maria's Verhältnisse sich täglich mehr verschlimmerten, so war es doppelt unverkennbar, daß die des Herzogs gleichzeitig zehnfach schneller dem Abgrunde entgegentrieben.

Der glänzende Hofstaat, die lukullische Tafel, die

über alle Maßen gehenden Trinkgelage und Bacchanalien, die Jagden und Reisen, vor allen Dingen aber die Verschwendungen an Günstlingen und Maitressen, verschlangen nicht nur fortwährend fast doppelt so viel Geld, als Einkommen vorhanden war, und machten somit immer neue Anleihen nöthig, sie führten auch zu den bittersten Verlegenheiten.

Wohl hatte der König — wenn auch jedesmal nach den heftigsten Zornausbrüchen — schon häufig genug die Schulden seines Bruders honoris causa bezahlt; aber der Leichtsinn des Herzogs brachte den dicken Herrn doch endlich zum Aeußersten.

Schon ein Vierteljahr nach der Geschichte mit der „königlichen Waschfrau" war Holland wieder in Noth, so daß König Friedrich, bei abermaligem Bezahlen eines großen Postens, schwor: den Prinzen mit sammt den albernen Leuten, die ihm noch etwas borgen würden, zu Grunde gehen und ihn in eine kleine Garnison stecken zu lassen, wohin er alsdann seinen Marschallstab mitnehmen könne!

Und, bei Gott! der dicke Herr war dazu gemacht, Wort zu halten!

Aber:

Die Menschen sind, was Menschen immer waren,
Gemisch von Schwachheit und von Kraft;
Oft spricht Vernunft, weit öfter Leidenschaft . .
So sind sie seit sechstausend Jahren!

Wir sind stark und Herr unserer selbst, wenn wir es so weit bringen, unsere Triebe durch die Vernunft zu zügeln, oder die dunkelen Vorstellungen der Leidenschaft durch die deutlicheren der Vernunft aufzuklären. Dazu ließ aber ein unbegrenzter Leichtsinn den Herzog nicht kommen.

Selbst das Bitten und Händeringen der Herzogin, die sich ihrem Gatten schon bei der letzten Anforderung an den König zu Füßen geworfen, half nichts. Es machte dies auf Herzog Louis gerade so viel Eindruck, als die Drohungen seines Herrn und Bruders und die offenbare Gefahr, der er, wie mit verbundenen Augen, entgegeneilte.

Auch jetzt war wieder vollständige Oede in den herzoglichen Cassen eingetreten.

Carl Maria kam eben in stiller Verzweiflung von seinem Gebieter zurück, der ihn mit der Negociation eines neuen Anleihens betraut hatte.

Es war noch früh am Tage. Weber, in unbeschreiblicher Verlegenheit über den neuen saubern Auftrag, hoffte daher vor der Hand ruhig auf seinem Zimmer über die kaum mögliche Ausführung desselben nachdenken zu können, eine Sache, die ihm diesmal um so schwerer wurde, als er sich selbst kaum mehr vor Schulden zu retten wußte.

Aber die Hoffnung auf ein stilles Nachdenken war leider eine Illusion gewesen.

Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen und war einigemale in seinem Zimmer auf und ab gegangen, als sein Diener Huber sein ehrliches, ewig freundliches Gesicht hereinstreckte und mit halblauter Stimme rief:

„Halten zu Gnaden, Herr Geheim-Secretair, ich sah' eben den Schneider Frischle in das Schloß treten. Er wird Ihro Gnaden Rechnung bei sich haben, was soll ich ihm sagen?"

Carl Maria fuhr sich ärgerlich durch die Haare, dann rief er:

„Ich bin nicht zu Hause, Huber!"

„Versteh' schon!" — entgegnete der Alte mit den Augen zwinkernd, und zog den Kopf zurück.

Auf der Stirne Weber's hatten sich tiefe Falten gebildet.

„Lästige Menschen diese Handwerker!" — sagte er dabei; schlug sich dann aber rasch die Sache aus dem Kopf, da er sich im Nachdenken über die fatale Angelegenheit seines Gebieters nicht stören lassen wollte. Hing er doch in der That mit Liebe an dem Herzog, den er als Freund und Wohlthäter betrachtete und dessen Verlegenheiten ihm daher auch geradeso zum Herzen gingen, wie die seinen.

Aber so sehr er auch grübelte, er fand keinen Ausweg, keinen Hoffnungsstrahl.

So waren in tiefen Gedanken kaum zehn Minuten vergangen, als Huber abermals hereinschaute und den Hofjuwelier des Herrn Herzogs meldete.

„Das fehlt noch!" — brummte Weber vor sich hin; aber der Juwelier war ein reicher angesehener Mann und konnte nicht, wie der kleine Schneider — so mir nichts, dir nichts abgewiesen werden.

Das Zusammentreffen der Beiden war ein außerordentlich höfliches, da Jeder von dem Anderen etwas zu erhalten wünschte, und von dessen gutem Willen abhing: der Juwelier Geld, der Geheim-Secretair Credit und Nachsicht.

„Und Sie wünschen?" — frug jetzt, nach der ersten Begrüßung und nachdem beide Herren Platz genommen, Weber.

Der Gold- und Juwelen-Mann sandte einen Schwall schöner Worte und Entschuldigungen voraus, in welchem dem ohnerachtet der stechenden Dornen genug verborgen lagen.

Der Secretair hatte sein: „Bitte, Bitte!" oft anzubringen, während ihm im Namen seines fürstlichen Gebieters die Schamröthe mehr als einmal in das Gesicht trat.

Endlich kam die volle Ladung: das höfliche, aber

stark betonte Ersuchen um Berichtigung der noch offen stehenden Rechnung des Herrn Herzogs.

„Sie meinen den Perlenschmuck?" — frug Herr von Weber mit der Miene, als könne er sich der Sache nicht genau erinnern.

„Den Perlenschmuck, ja!" — bestätigte der Juwelier mit artiger Verbeugung — „aber, wie Sie sehen, geehrtester Herr von Weber, befindet sich hier auch noch ein kostbarer Brillantring dabei."

Und der Mann überreichte Carl Maria eine Rechnung, auf der allerdings die beiden Preciosen verzeichnet waren.

„Aber, verehrtester Herr!" — rief hier der junge Mann erstaunt — „von dem Ring weiß ich nichts!"

„Sehr möglich, mein bester Herr Geheim-Secretair!" — sagte der Juwelier mit etwas boshaftem Lächeln — „Hoheit haben ihn in höchsteigener Person ausgesucht. Sehr schöner Stein . . . fünfzig Ducaten werth."

„Hm!" — dachte Weber — „wieder eine neue geheime Liebschaft des Herzogs."

Nun aber wäre es in der That der Mühe werth gewesen, zu sehen, mit welcher Gewandtheit, mit welcher Artigkeit und mit welchem Humor der junge Geheim-Secretair den Hofjuwelier bearbeitete. Der Mann litt sehr an Eitelkeit und bildete sich nicht wenig auf seinen Reichthum und seine Berührung mit dem Hofe

ein. Das war die schwache Seite, die denn auch Weber sogleich erfaßte.

Hoheit — meinte er, — seien zwar gerade im Augenblicke nicht sehr bei Casse, sobald übrigens in der nächsten Zeit die Apanage wieder eingehe, werde die Sache, die ja nur eine Kleinigeit betreffe, geordnet werden. Uebrigens könne ja auch das Ausstehen einer solchen Bagatelle bei einem so reichen Manne, wie der Herr Hofjuwelier, gar nicht in Betracht kommen. Er müsse doch auch die Ehre in Anschlag bringen, in so intimer Geschäftsverbindung mit dem Bruder Sr. Majestät zu stehen. Außerdem würden Hoheit dieses kleinen Freundschaftsdienstes gewiß gedenken . . . wohl demnächst schon . . . bei der nächsten Ordensverleihung!

Das wirkte: mit einem Orden konnte in weiter Ferne eine Erhebung in den Adelsstand in Verbindung gebracht werden. Orden! . . . Adel! . . . Hof! . . . Freundschaft des Herzogs! und der anfangs, trotz seiner Artigkeit, etwas verdrießliche Gläubiger ging geschmeichelt, ja freudestrahlend nach Hause, nachdem er noch weitere drei Monate zu borgen versprochen hatte.

Als er weg war, rieb sich Carl Maria lachend die Hände. Man gewöhnt sich an Alles, auch an solche Turniere mit Gläubigern.

Aber der junge Mann hatte den Teufel zu frühe an die Wand gemalt. Sein böses Geschick ließ ihm

heute noch verschiedene Leute von der Sorte des Juweliers, nur mitunter weniger artig und trätable auf das Zimmer rücken: Beamte, die um ihre rückständigen Gehalte baten, einen Pferdehändler, einen Schreiner, der ungemein grob war und der die Unverschämtheit hatte, zu verlangen: jetzt endlich, nach zwei Jahren Frist, den Rest seiner Rechnung von 290 Gulden vom Herrn Herzog umgehend zu erhalten, ansonsten er sich an den König wenden werde.

Weber versprach in Gottes Namen den Beamten und dem groben Schreiner Zahlung, dem Pferdehändler acht Procent Zinsen . . . und so war die Sache abgemacht.

Nur ein Brief war noch zu eröffnen, den ein Bursche abgegeben, und der an den Herrn Freiherrn von Weber, Geheim-Secretair Sr. Hoheit des Herrn Herzog Louis gerichtet war.

Weber riß ihn auf, er lautete:

„Wenn der Herr von Weber mir nicht in drei Tagen die fünfundvierzig Gulden bezahlt, die er mir jetzt seit einem Jahre für Stiefel und Schuhe schuldig ist, so werde ich Ihn verklagen.

Benderle, Schuhmacher."

„Esel!" — rief Carl Maria vor sich hin, indem er den Brief in tausend Stückchen zerriß — „als ob ich einen Kreuzer in der Casse hätte, und auf morgen hat

noch dazu Puzzicaca eine Landpartie nach Esslingen angeordnet . . . da muß sogar noch tüchtig Geld gepumpt werden."

„Donnerwetter!" — sagte er dann, sich in den Haaren kratzend — „ich stecke verdammt drein! Aber was thut's! Hat der Herzog wieder Geld, so ist auch mir geholfen. Das aber steht fest, bei dem Herzog muß die Sache anders werden. So geht's, weiß Gott, nicht mehr!

Aber wie das ändern? Der Mann muß seine Verschwendung einstellen, muß seinen Haushalt ordnen, sein Schuldenwesen organisiren, damit er seines hohen Standes, seiner Familie würdig auftreten kann!"

Carl Maria hatte dies mit Wärme und im Tone innigster Ueberzeugung gerufen.

Jetzt ging er überlegend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Sollte er persönlich den Herzog daran ermahnen?

Nein!

Er wußte, daß er dann nur ausgelacht werde.

Und doch mußte etwas geschehen:

„Wie wäre es," — frug er sich jetzt — „wenn ich mich schriftlich an ihn wendete?"

Die Sache war doppelt gefährlich. Wer läßt sich in solchen Dingen gern die Wahrheit sagen . . . und dann

. . . das lebendige Wort verfliegt, das geschriebene steht auf ewig fest.

Carl Maria von Weber sann lang, dann rief er: — „Ein elender Feigling ist der, der seinem Herrn und Gebieter, um ihn zu retten, nicht die Wahrheit sagt.

Und er setzte sich und schrieb folgenden Brief an Herzog Louis:

P. P.

„Das unbegrenzte Zutrauen und die gnädigste Zuneigung, die Ihro Hoheit mir bisher bewiesen, macht es mir zur heiligen Pflicht, Höchstderselben eine Ansicht Ihres sämmtlichen Finanzwesens vorzulegen, die, obgleich sie den Unwillen Ew. Hoheit augenblicklich erregen kann, doch bei reiflicher Ueberlegung Ew. Hoheit beweisen wird, wie sehr der Wunsch mich belebt, Ew. Hoheit ruhig, unbesorgt, und dem Glanze Ihrer erhabenen Stufe gemäß, in dem Schooße Allerhöchst Ihrer Familie leben zu wissen.

Es ist dermalen eine absolute Unmöglichkeit, ein beträchtliches Anlehen zu negociiren, kleinere helfen zu nichts und können höchstens die Geschäfte verworrener machen, und dem Rufe Ew. Hoheit schaden, ja selbst ein größeres muß doch immer wieder bezahlt werden, und ist ohne beträchtliche Verluste nicht denkbar.

Ehe ich weiter gehe, erlaube ich mir, Ew. Hoheit

auseinanderzusetzen, was Hochdieselben nach Dero jetzigem Hausstande brauchen.

Der monatliche Etat ist auf die runde Summe von 3000 Fl. bestimmt, welches jährlich die Summe von 36,000 Fl. beträgt. Die Erfahrung hat bewiesen, daß bei der bestberechnetsten Haushaltung, doch wenigstens noch die Hälfte der bestimmten Ausgaben für unvorhergesehene Fälle, als z. B. Ankauf eines Wagens, Reisen, Präsente, Diners 2c. anzunehmen sind, welche Summe von 18,000 Fl. zu der von 36,000 Fl. geschlagen, eine nach dem gegenwärtigen Hausstand absolut nothwendige Gelderforderniß von jährlichen 54,000 Fl. beträgt.

Die Apanagen betragen jährlich . .	Fl.	33,568
Die Wiesbader Interessen circa . .	"	3,600
Aus Würtzau kann ich nicht bestimmen, was Ew. Hoheit einnehmen, will aber gegenwärtig hoch annehmen .	"	20,000
in Summa	Fl.	57,168

Diese Einnahmen decken also gerade den gegenwärtigen nothwendigsten Lebensbedarf. Aber wo ist nun eine Aussicht, oder ein Fond zur Bezahlung der hier befindlichen Schulden? Wie lange wird es dauern, wenn nicht die schleunigsten Maßregeln ergriffen werden, daß Ew. Hoheit den unangenehmsten Auftritten ausgesetzt sein werden?

Seine Majestät der König haben der Klage des

hiesigen Kaufmanns Reinhard Gehör gegeben und ihn an das Ober-Tribunal in Tübingen klagbar verwiesen; sobald gestattet wird zu klagen, muß auch geurtheilt werden, und es ist mit Gewißheit vorauszusehen, daß Ew. Hoheit zur Bezahlung condemnirt, und eben so gewiß ist es, daß alsdann ein Gläubiger nach dem andern auf diesem Weg seine Befriedigung suchen wird. Wo soll dies endlich hinführen, da man keine Gelder zu ihrer Bezahlung anweisen kann? Eine Schuldensumme von circa 60,000 Fl. ist nicht so unbeträchtlich. Se. Majestät der König werden sich zuletzt genöthigt fühlen, dem Wege Rechtens seinen Weg zu lassen, werden Ew. Hoheit beschränken, um von dem Gelde zu bezahlen, kurz, Ew. Hoheit sind in Gefahr, förmlich sequestrirt zu werden, und dieses — welch' eine Unwürdigkeit für einen so erlauchten Fürsten. Ich wage den Gedanken nicht auszudenken. Hierzu kommt noch, daß der Artikel des Familien-Gesetzes, daß die Apanagen der Prinzen weder verschrieben, noch verpfändet, noch anderweitig angewiesen werden können, in dem Regierungsblatt öffentlich eingerückt worden, und dadurch auch, da wir noch drei Monate bis zum nächsten Quartal haben, und kein Geld mehr da ist, kein Mensch sich damit einlassen will, Geld auf die Anweisung an die Apanage herzugeben, ohne daß solche von dem Generalcassirer acceptirt worden, der es nicht thut, und nicht

thun kann, weil — auf den Fall, daß Ew. Hoheit, was Gott in Gnaden verhüten möge, mit Tod abgingen, oder daß Ew. Hoheit, gezwungen durch die Umstände, Ihre Apanagen selbst wieder brauchten, — er sie nicht vorenthalten könne und dann die Gläubiger sich an ihn hielten.

Es giebt daher nach meiner Ansicht nur ein Mittel zur Rettung. Ew. Hoheit müssen sich aus eignen Kräften, durch Verkauf unnöthiger Dinge rc. eine Summe von wenigstens 30,000 Fl. verschaffen, hiermit müssen die kleinen Schulden ganz, die größeren zur Hälfte rc. bezahlt werden. Wenn die Leute sehen, daß man den festen Willen, sie zu bezahlen, hat, werden sie sich dann gern gefallen lassen, das Uebrige zu 5 Procent stehen zu lassen, wodurch Ew. Hoheit eine jährliche Last von 1500 Fl. anheim fällt, die aber nicht von dem Betracht ist, daß Ew. Hoheit nicht bei gänzlicher Reform und Einschränkung des gesammten Hauswesens, in einigen Jahren ganz schuldenfrei und ruhig und zufrieden über Ihre schönen Revenüen disponiren könnten.

Ich fühle freilich, wie viel ich wage, einem Fürsten, der gewohnt ist, dem Glanze seines erlauchten Standes gemäß zu leben, Vorschläge der Art zu machen, aber das heiße Verlangen, das mich beseelt, Ew. Hoheit auch ganz Ihrer Würde gemäß, vor den Augen der Welt stehen zu sehen, und das feste Vertrauen zu Ew. Hoheit,

daß dieselben in meinen Vorschlägen nur die warme Anhänglichkeit des Dieners und nicht seine schwachen Kräfte erwägen werden, bestimmt mich hierzu, und drei mal glücklich sei mir der Tag gepriesen, an dem Ew. Hoheit es einsehen und zu erfüllen sich entschließen.

Manches Ihrem Herzen Theure muß zwar vielleicht geopfert werden, aber was thut ein Vater, ein Mann, nicht seiner Kinder, — seines Rufs — seiner Ehre Willen.

Ew. Hoheit treu gehorsamster
Carl Maria von Weber."*)

Der Schreiber legte die Feder nieder und holte tief Athem. In seiner Hingebung für den Herzog hatte er sich in eine Art Begeisterung hineingeschrieben, die ihn warm gemacht und ihn vergessen ließ, welche Folgen ein solches Schreiben, wenn auch noch so gut gemeint, haben mußte . . . abgesehen von dem thörichten Glauben: einen Mohren weiß waschen . . . einen Verschwender, wie Herzog Louis, von seinem tollen Leben abbringen zu können.

Wunderbarerweise vergaß dabei Carl Maria noch ein Anderes, was wirklich etwas Komisches an sich hatte: stak er denn nicht in denselben Schuhen? und glich er denn nicht hier — wie sein eigener Sohn in

*) Thatsache. Siehe Max Maria von Weber. S. 167 u. f.

seiner Biographie von ihm sagt — einem losen Knaben, der, in des Vaters Rock und Hut, seine älteren Geschwister zu Fleiß und Ehrbarkeit ermahnt?

Natürlich blieb denn auch der Brief ohne allen Erfolg . . . außer . . . daß er den Stachel der Bitterkeit in des Herzogs Brust zurück ließ. Wie sollte es auch ein Mann, wie Herzog Louis, der Bruder des regierenden Königs, seinem kleinen Secretair vergessen, ihm so in das Gewissen geredet zu haben! . . . ein armer Teufel wie Weber! . . . ein unbedeutender Musiker, den er aus Gnade und Barmherzigkeit an seinen Hof genommen.

Einem Anderen hätte der Fürst unbedingt auf diesen Brief hin den Abschied gegeben; Weber aber konnte, seiner Gewandtheit in Geldangelegenheiten wegen, nicht entbehrt werden; auch hatte ihn der Herzog zu tief in die Karten schauen lassen; ja die dunkelen Mächte, welchen dieser Fürst bereits verfallen war, wollten es sogar, daß Carl Maria dem Herzog in einer gefährlichen Sache unentbehrlich geworden.

Bei der steigenden Verlegenheit des Herzogs mußte nämlich immer mehr und mehr nach einer verzweiflungsvollen Hülfe gegriffen werden, und diese fand sich allein — wie die Welt behauptete — in dem geheimen Mißbrauch der den königlichen Prinzen zustehenden Vorrechte, d. h. in dem unrechtmäßigen Verkauf von Titeln und

Stellen und den dadurch erwachsenden Unterschleifen bei der Conscription.

Auch hierzu hatte der Herzog schon öfter seinen geschickten Secretair und Geschäftsführer verwandt, der denn auch, aus Güte und Hingebung an seinen Wohlthäter, der Anforderung seines Herrn und Gebieters willig Folge leistete, ohne in seinem jugendlichen Leichtsinn zu bedenken, wohin dies führen könne.

Hier lag daher der Anker, der Carl Maria auch jetzt noch mit schwerer Kette an dem Admiralschiff des herzoglichen Hofes fest hielt; denn obgleich ihn der Herzog brauchte, seine Verdienste anerkannte und ihn als liebenswürdigen Menschen, Musiker und Geschäftsmann schätzte, hatte doch in der neueren Zeit etwas Anderes seine Stellung in der Gunst des Herzogs untergraben. Dies „Andere" aber war nichts anderes, als die in des Herzogs Brust seit einiger Zeit erwachsene Leidenschaft zu der reizenden Sängerin Margaretha Lang und die Eifersucht auf seinen kleinen Secretair, der ihm die Liebe jenes herrlichen Mädchens vor der Nase weggestohlen.

Der Herzog war ein Mann, der die Gewohnheit hatte, sich über alles hinauszusetzen, was ihm und seinen Wünschen entgegentrat. Bewies er dies doch schon durch den Mißbrauch seiner Vorrechte. Allzugroßer Hang zu Genüssen sucht sich mit Pflicht und Vaterland, Gesetz

und Recht möglichst abzufinden, um in dem Rausche der Sinnlichkeit nicht gestört zu werden.

„Genießen! um jeden Preis genießen!“ — war des Herzogs Motto. Darum mußten auch um jeden Preis immer neue Summen aufgetrieben werden, und um diese aufzutreiben, konnte er seinen Geheim-Secretair nicht fahren lassen . . . und doch . . . brachte ihn jetzt die neue Leidenschaft zu der jungen reizenden Sängerin in Conflict mit diesem.

Von Liebe im edleren Sinne des Wortes, war hier natürlich nicht die Rede, . . . wohl aber von dem Besitz des verführerischen Gegenstandes und von dem schwelgenden Genuß in den Armen desselben.

Wenn aber diese Gedanken anfangs nur als Wunsch in dem Busen des Herzogs geglüht, so gab es an der Seite des Fürsten einen Mephistopheles, der, sobald er die neue Schwäche des hohen Herrn erlauscht, sogleich Oel in das Feuer goß, daß die Flammen wild aufloderten. Dieser Mephisto aber war niemand Anderes, als Graf Dillen, der Vertraute Sr. Hoheit . . . und . . . dennoch sein geheimer Feind.

Dillen hatte mit dem Herzog Eines gemein, die Genußsucht; aber er vereinigte mit dieser Tugend zwei Sachen, die Jener nicht kannte, eine grenzenlose Hab- und Herrschsucht.

Geld konnte die Hoheit zwar auch nie genug auf-

treiben . . . aber nur . . . um es dann wieder mit vollen Händen hinauszuwerfen. Dillen dagegen, als Emporkömmling, war bemüht, sich ein ungeheures Vermögen, wo und wie er konnte, zusammenzustehlen. Herzog Louis wollte leben und genießen, und dachte daher an nichts weniger, als an's Herrschen, was er ruhig seinem dicken Herrn Bruder überließ. Er war in Regionen geboren, denen das Herrschen nichts Neues ist. Dillen dagegen, der aus dem ärgsten Dunkel emporgestiegene Parvenü, hatte, als Günstling des Königs, wie der Löwe Blut geleckt, das heißt, gefühlt, was es sagen will: zu regieren!

Der schlaue Bereiterjunge hatte es denn auch mit der Zeit so weit gebracht, selbst den dicken König, diesen grimmigen Tyrannen, zu beherrschen . . . es fehlte jetzt nur noch wenig und ganz Würtemberg lag zu seinen Füßen. Er konnte das Land aussaugen und beherrschen, daß es eine Freude war . . . nur . . . machte ihm der Bruder des Königs in dem Handel mit Titel, Stellen und Unterschleifen bei der Conscription eine gefährliche und beeinträchtigende Concurrenz. Die mußte weggeschafft, d. h. der Herzog mußte in Ungnade gebracht und vom Hofe entfernt werden.

Die Sache erschien dem schlauen Hofmann aber von vorn herein nicht so leicht. Zeit und Umstände mußten abgepaßt, der Herzog selbst aber so weit durch Verschwen-

dung und Leichtsinn in das Verderben getrieben werden, daß der Zorn des Königs zermalmend über ihm zusammen brach.

Daß dies geschehen würde, stand für Graf Dillen fest, ja der Schlag hätte den Herzog sicher schon längst erreigt und Dillen zum unumschränkten Beherrscher und Landesausbeuter gemacht, wenn Se. Hoheit nicht durch die Gewandtheit und Ergebenheit seines Geheim-Secretairs stets wieder Rettung gefunden.

Weber also war der erste Dorn im Auge des Grafen . . . erst mußte dessen Untergang erfolgen, dann war dem geschickten Diplomaten auch der Sturz des Herzogs gewiß. Rasch reifte daher ein wahrhaft satanischer Plan in Dillen's Gehirn: die Eifersucht des Fürsten auf seinen Secretair mußte diesem den Boden unter den Füßen hinwegziehen, dann sollte Weber . . . gerade durch das gestürzt werden, worin er sich, aus Anhänglichkeit und Hingebung für seinen Herrn, den dunklen Mächten verschrieben hatte.

Die drei Camelien.

Dem Geheim-Secretair des Herzogs war es gelungen, noch einmal — und diesmal in Straßburg bei einem jüdischen Handlungshause — die Negociirung einer Anleihe, natürlich zu hohen Zinsen, durchzusetzen.

Des Herzogs feuriger und wirklich aufrichtig gemeinter Dank war sein Lohn für dies sauere und mühevolle Geschäft; einen anderen erhielt Carl Maria nicht. Bei seinem Gemüth voll des reinsten Wohlwollens, seinem edlen redlichen Charakter und seiner genialen Mißachtung des Geldes, dachte er nie daran, sich zu bereichern, am wenigsten auf Kosten seines Herrn und Wohlthäters. Jeder Andere würde beim Abschließen dieser Geldangelegenheiten, die für den Herzog so unendlich dringend und für die Abschließenden so außerordentlich nutzbringend waren, auch ein Benefiz für sich in Anspruch genommen haben, . . . Weber that es nie; er dachte gar nicht daran, ja er würde ein solches Handeln für betrügerisch gehalten und verachtet haben. Noch

weniger aber fiel es ihm ein, auch nur einen Kreuzer bei jenen unseligen Conscriptions-Unterschleifen zu nehmen.

Was er hier that, that er im Namen und im Auftrage seines Gebieters, des Herrn Herzogs Hoheit, . . . des Bruders der Majestät, des regierenden Königs!

Welch' ein betrübendes Zeugniß von dem ganzen Maße damaligen, durch den Einfluß der ihn umgebenden Erscheinungen gesteigerten Leichtsinnes, und der Abstumpfung seines sonst so feinen Gefühles für die Grenze des Zulässigen und Richtigen, durch andauernde und zur Gewohnheit gewordene Anschauung der allgemeinen, in den höchsten wie den tiefsten Schichten gleichmäßig, wie ein ansteckendes Miasma fließenden Depravation, die hier wie überall, wo sie jemals auftrat, von der Tyrannei erzeugt wurde (und ewig so sicher von ihr gezeugt werden wird, wie die Seuche aus der Verwesung), daß er die Summen, deren Ursprung er kannte, ohne Bedenken verwaltete, über ihren Empfang Quittung ausstellte und über ihre Verwendung Rechnung führte, statt sofort den Dienst, der Solches forderte, zu verlassen.

Die Großen konnten sich ja damals Alles erlauben; wie hätte Weber in den Handlungen seines Herzogs etwas Verpöntes erkennen sollen? Der in ihm schlummernde Rechtlichkeitssinn bewies sich ja darin, daß er, trotz seiner eigenen schlimmen Lage und seinen zerrütteten Geldver-

hältnissen, nicht daran dachte, sich gleichmäßig zu bereichern.

Jetzt befand sich Carl Maria noch in Straßburg, um die Gelder zu empfangen und die nöthigen Documente auszuwechseln. Aber obgleich der Herzog noch gar nicht im Besitz der neuen Summen war, hatte er doch schon, auf den Abschluß des Geschäftes hin, eine Flucht seiner Zimmer neu meubliren lassen.

Der Herzog war auch bei dieser Gelegenheit seiner alten Schwäche, der Nachahmung Louis XIV. treu geblieben und gefolgt: die ganze Einrichtung zeigte sich in dem luxuriösen Geschmack jener Zeit und jenes Fürsten.

Graf Dillen hatte die Sache natürlich längst mit stiller Schadenfreude vernommen. Jede neue Verschwendung des Herzogs war ein neuer Schritt auf der abschüssigen Bahn seines Verderbens, also auch einer auf der ansteigenden von Dillen's unumschränkter Herrschaft.

Aber der Leichtsinn dieses Fürsten und die aus seiner hohen Stellung hervorgehende allzugroße Sicherheit ließen ihn in dem Grafen den gefährlichen Feind nicht entdecken; im Gegentheil, die Schlauheit Dillen's erhielt ihn in der Täuschung, gerade in diesem Manne einen treuen und zuverlässigen Freund gefunden zu haben.

Mit dieser Maske der Freundschaft vor dem heuchlerischen Antlitz, stand der Mignon des Königs denn auch eben vor dem Herzoge, der ihn zu sich gebeten, um ihm die neue kostbare Einrichtung seiner Staatszimmer zu zeigen.

Dillen war die Bewunderung selbst! . . . die Bewunderung des Ameublements, so wie des ausgezeichneten Geschmacks Sr. Hoheit. Während er aber in Lobeserhebungen überfloß, und durch diese den Herzog warm und gesprächig machte, entlockte er dem nichts Böses ahnenden Fürsten durch die feingestelltesten Fragen alles was er wollte: den riesigen Preis, den die neue Einrichtung im Ganzen und in den bemerkenswerthesten Einzelheiten kostete, — die Quelle, aus welcher der neue Segen floß, — selbst die schweren Bedingungen, unter welchen die Anleihe abgeschlossen.

Das waren köstliche Nachrichten für das nächste Levee der dicken Majestät und unschätzbare Handhaben zum Sturze des Herzogs.

Aber bald langweilte die Hoheit auch diese Beschäftigung wieder: denn Langeweile ist der schreckliche Fluch, der auf den Ueberreichen und Großen ruht.

Der physische Mensch fühlt schon eine gewisse Schwere und Unbehaglichkeit, wenn es ihm an Reizbarkeit fehlt, und so der geistige Mensch, wenn Empfindungen mangeln und Sinnlichkeit den Funken des Geistes verlöscht

hat. Hieraus entsteht die schreckliche Krankheit der Seele — Langeweile, oder der Schmerz der Unthätigkeit, der mit dem Ekel der sinnlichen Uebersättigung große Aehnlichkeit hat. Dieser böse Genius waltet über der ganzen Erde und scheint sich von höherer Kultur, die er aber auch wieder mächtig befördert hat, am wenigsten verscheuchen zu lassen. Die Zeit, die für sich gar nichts mit uns zu thun hat, scheint uns lange, wenn wir etwas Angenehmes, kurz aber, wenn wir das Gegentheil erwarten. In jenem Falle trennt uns die Zwischenzeit von dem, was wir wünschen, die Horen scheinen mit Bleigewicht an den Füßen zu tanzen, das macht widrige Gefühle — Langeweile; im letztern Falle aber befreit uns die Zwischenzeit, daher ist sie nicht lange wie die Galgenfrist. Die Zeit galopirt mit dem Missethäter zum Richtplatz, sagt Shakespeare, und schleicht wieder wie eine Schnecke mit der Braut zum Brautgemach.

Langeweile ist dabei, die Geißel des Uebergenusses der höhern Welt, und das Product eines geringen intensiven Lebens.

Der Herzog hatte sich jetzt gähnend in einen der neuen Fauteuils geworfen — das große Kind hatte sich an dem neuen Spielzeug ermüdet.

„Apropos, Dillen!“ — rief er jetzt — „wie war es mit der letzten Jagd? Sie wissen, ich fehlte . . .“

„Und warum, Hoheit?“

„Weil ich kurz zuvor mit meinem dicken Herrn Bruder, Majestät, . . . eine Scene hatte."

„Ach ja!" — entgegnete Dillen, sprang aber sogleich, ausweichend, auf die angeregte Frage zurück, indem er sagte: — „Nun, die diesmalige Jagd war eine der brillantesten, die vielleicht je in einem Staate gehalten wurde."

„Ein Lob, Herr Ober-Intendant der königlichen Schlösser und Vergnügungen, General-Lieutenant, Commandeur des Regiments Garde zu Pferd und Vice-Oberststallmeister . . . ein Lob" — rief der Herzog, sich im Sessel dehnend, — „das man außerhalb vielleicht als einen scharfen Tadel der Regierung unseres Herrn Bruders ansieht!"

„Mag sein!" — entgegnete Dillen mit verächtlichem Achselzucken — „was kümmern wir uns darum. Majestät waren sehr vergnügt und heiter und damit ist der Zweck erreicht!"

„Nun, wenn nur das ist!" — rief der Herzog ironisch — „und die Welt staunt!"

„Parbleu!" — entgegnete Dillen — „das wird sie! Ich habe darnach gestrebt, dem großartigen Geschmack unseres allergnädigsten Herrn zu entsprechen: da Majestät zu corpulent sind, um dem hochedlen Waidwerk jetzt noch auf gewöhnliche Weise obzuliegen, ließen wir das Wild auf enge Räume zusammentreiben."

„Da gratulire ich den armen Bauern, die das Glück hatten, Sr. Majestät Besuch zu erhalten!" — spottete der Herzog, in dessen Innerem es noch von jener letzten Scene her nachgrollte.

„Was kümmert den König das Bauernpack!" — rief der Graf — „die Canaille muß es sich zur Ehre rechnen, wenn Majestät auf ihren Feldern jagt."

„Es war in der Umgegend von Tübingen?"

„Zu dienen, Hoheit!"

„Und recht viele Treiber?"

„Parbleu! ich meine: 12,780 Kerls mit 1258 Pferden."

„Schwerenoth!" — rief der Herzog auffahrend — „das ist ja eine ganze Armee!"

„War es auch; hatten aber auch das Wild aus dem halben Königreich zusammengetrieben. Mußten fünfzehn bis zwanzig Stunden weit herbei kommen."

„Und wohl auch noch einige Tage warten?"

„Nicht meine Schuld, Hoheit! Majestät hatten das Treibjagen erst auf den Montag angesetzt, dann für den Mittwoch beliebt und endlich den Donnerstag gewählt."

„Und die Leute?"

„Parbleu, Hoheit, welch' seltsame Frage, das Volk mußte warten."

„Und wer vergütet ihm die Reise und die Zeit?"

Graf Dillen lachte laut auf: — „Das fehlte auch noch! Am Ende soll Majestät auch noch den Schlingels die Erfüllung ihrer Pflichten bezahlen, oder den Wildschaden, wie sie es nennen? Die Hundspeitsche hat es gegeben, wo man sich muckste!“

„Allerdings eine Demonstration ad hominem!“ — meinte der Herzog lachend. — „Und kam sonst keiner von den Kerls um das Leben?“

„Das ist bei einer solchen Jagd nicht zu vermeiden!“ — meinte Dillen gleichgültig — „da trifft sich's immer hie und da, daß Einer statt einer Sau die Kugel erhält. Aber was glauben, Hoheit, was das Ergebniß der Jagd war?“

„Nun?“

„Parbleu! es ist der Mühe werth!“ — rief der Herr Ober-Intendant der königlichen Schlösser und Vergnügungen mit strahlenden Blicken — „1282 Hirsche, 2554 Rehe, 780 wilde Schweine, 15644 Hasen und so weiter, und so weiter! Ist das nicht groß?“

„Das läßt sich allerdings hören!“ — meinte der Herzog — „ich möchte nur eines noch wissen.“

„Und das wäre?“

„Wieviel der Spaß gekostet hat?“

„Wer fragt danach, wenn es die Vergnügungen Sr. Majestät betrifft.“

„Hm!“ — machte der Herzog; dann setzte er bitter

hinzu — „ich begreife alsdann nur nicht, warum mein dicker Herr Bruder über meine Ausgaben stets so gewaltig in Zorn geräth, da er bei den seinen, die noch — nebenbei sei es gesagt — das Land ruiniren, nach keinem Teufel fragt!"

„Hoheit . . ." — stotterte Dillen.

„Genug!" — rief der Herzog finster.

Aber der Mignon des Königs war auch Hofmann genug, um der Unterredung rasch eine andere Wendung zu geben, und zwar eine solche, die ihn auf den Gegenstand führte, um deßwillen er eigentlich gekommen war:

„Apropos der Jagden!" — sagte er daher anscheinend mit der größten Heiterkeit und Unbefangenheit — „wie steht es denn mit der neuesten Jagdpartie Ew. Hoheit?"

„Mit meiner neusten Jagdpartie?"

„Auf Hochwild, ja!"

„Verstehe Sie nicht, Dillen!"

„Nun, mein Gott, auf die niedliche Gazelle, die wir bei dem Fest auf der Solitude . . ."

„O! die Lang meinen Sie?"

„In der That!"

„Der Teufel soll sie holen!" — rief der Herzog ärgerlich.

„Wen? mich?" — fragte der Graf boshaft lächelnd.

„Nein, sie, den kleinen niedlichen Satan."

„Warum?"

„Warum?" — rief der Herzog leidenschaftlich — „weil sie mir der verfluchte Weber vor der Nase weggefischt."

„Hoheit glauben also wirklich . . ."

„Da ist viel zu glauben! Ich weiß es!"

„Durch wen?"

„Durch meine gesunden Augen und durch Huber."

„Durch Huber?"

„Seinen Diener."

„Den schlichten, bieder aussehenden Huber?"

„Der trotz dem Schein der größten Einfachheit und Offenheit und der Treue und Ehrlichkeit, die seine Augen widerzuspiegeln scheinen, ein schlauer Schurke ist, der sich für Geld zu allem gebrauchen läßt. Der Kerl ist der Leidenschaft des Geizes und der Habsucht verfallen und somit zu Allem fähig."

Dillen biß sich auf die Lippen.

„Wissen Sie, Graf, was ich that?"

„Nun?"

„Gerade durch den Schein seiner Biederkeit und sein ewiges Lächeln aufmerksam gemacht — Alle die beständig lächeln haben es hinter den Ohren — zog ich ihn im Geheimen an mich heran."

„Klug! sehr klug! Hoheit!"

„Ich sondirte ihn sodann . . .“

„Vortrefflich!“

„Und hatte bald heraus . . .“

„Daß er dem Klang des Goldes nicht widerstehen könne.“

„So ist es. Mit zehn Dukaten war er mein.“

„Billig genug!“ — meinte Dillen, indem er dachte: — „Dummkopf! ich hätte es für so wenig nicht gethan.“

„Ich nahm nun einen Brillantring, ließ vom Gärtner ein Bouquet binden, befestigte den Ring in demselben und sandte Beides an die kleine niedliche Lang.“

„Und sie?“ — frug Dillen mit erheuchelter Spannung, da er schon längst den ganzen Sachverhalt durch seine Spione ermittelt hatte.

„Ich verbat Huber, meinen Namen zu nennen.“

„Warum?“

„Ihr Herz sollte ihn errathen!“

„Parbleu! Hoheit mögen vergeben, aber das war . . . das hätte ich nicht gethan.“

„Antwort erhielt ich freilich keine!“

„Und den Ring?“

„Auch nicht! aber daran liegt nichts!“

„Parbleu! im Gegentheil, Hoheit, daran liegt sehr viel.“

„Was kümmern mich vierzig bis fünfzig Dukaten!“

„O! nicht um des Geldes willen!“

„Wie denn?“

„Es ist bekannt, daß Mademoiselle Lang bis jetzt noch von Niemanden Geschenke — es seien denn Blumen — angenommen hat . . . und“ — setzte Dillen lauernd hinzu — „möglicherweise das Herz des Monsieur Weber!“

Der Dolch hatte getroffen.

„Dillen!“ — rief der Herzog finster, die Wallungen der frisch geweckten Eifersucht kaum verbergend.

„Der Schlaukopf gab am Ende gar den Ring als ein Geschenk von sich aus.“

„Dillen!“ — rief der Herzog noch einmal aus, indem er aufsprang und in großen Schritten im Zimmer auf- und abging. Aber plötzlich blieb er stehen und sagte mit Entschiedenheit:

„Nein! das thut Weber nicht!“

„Nun!“ — meinte der Günstling des Königs mit leisem Hohn — „wenn Hoheit dessen so gewiß sind, so hat ihm die Schlaue wohl gar nichts von Bouquet und Ring gesagt.“

„So denk' ich mir es auch.“

„Nun dann stehen die Sachen ja für Ew. Hoheit vortrefflich.“

„Was ich nicht einsehe!“

„Es ist das erste Geschenk, welches sie annimmt und . . . dessen Annahme sie dem Geliebten verschweigt!“

„Und was ist dabei?“

„Darin liegt, daß ihre Tugend schwankt, ihre Eitelkeit angestachelt und . . . bereits Bresche in den Wall der Unzugänglichkeit, mit dem sie sich bis dahin umgeben, geschossen ist!“

„Dillen! Sie sind kühn in Ihren Folgerungen!“

„Parbleu! auf diese Geschichte hin wette ich mit Ew. Hoheit auf tausend Ducaten, daß ich sie binnen acht Tagen in Ihre Arme führe. Blieb sie sich consequent und sandte den Ring zurück . . .“

„An wen?“

„An Hoheit!“

„Sie wußte ja nicht, von wem er kam?“

„Das müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sie das nicht ahnte. Nur Hoheit konnte einen solchen Ring schicken, und daß ich für Sie am Abende auf der Solitude warb, hat die kleine Schlaue auch nicht vergessen. Kein Mädchen vergißt die Werbung eines Herzogs. Fester Wille hätte ohnedem die Spur gefunden; jedenfalls mußte sie es Weber mittheilen und der kennt seines Herrn Hofjuwelier.“

„Das ist wahr!“

„Nein, nein, Hoheit! Ich kenne die Weiber! Indem die Lang so verfuhr, brach sie, ohne es selbst zu wol-

len, aus Eitelkeit mit ihrer bisherigen Tugend und verschrieb sich dem Bösen. Es darf nur Eine schwanken, so hat sie der Mann von festem Willen."

„Graf!" — rief der Herzog in mächtiger Bewegung — „wenn ich zum Ziele meiner Wünsche kommen könnte! . . ."

„So lieben Sie das Mädchen wirklich?"

„Leidenschaftlich!"

„Wie die Anderen auch!"

„Freund! ich kann nicht anders! Ich muß lieben! . . . ich bete die Weiber an . . . und hasse und verachte sie doch auch wieder."

Der Herzog hielt an . . . es war ihm, als habe er ein Geräusch im Nebenzimmer gehört.

Er trat an die Thüre und hob die Portière auf . . . es war Niemand zu sehen.

Rasch und heftig kam er zurück.

„Ich habe nie wahrhaft geliebt, Dillen!" — sagte er dabei — „die Verbindung mit meiner Gemahlin ist eine Convenienz-Heirath, wie fast immer bei uns. Ich habe nie wahrhaft geliebt, denn nur zu bald zeigte mir meine Vernunft, daß alle Weiber, von welchen ich Thor geliebt zu sein wähnte, nur aus den erbärmlichsten Antrieben mit mir spielten; . . . die Eine liebelte mit mir . . . weil es ihr schmeichelte, einen Herzog zu ihren Füßen zu sehen; — die Andere lockte meine Verschwen-

dung, mein Gold, meine Diamanten; — die Dritte glaubte vielleicht mich zu lieben, weil sie überhaupt das Bedürfniß zu lieben hatte, und der Zufall gerade mir, dem Bruder eines Königs, den Weg bahnte! So ist mein Glaube an weibliche Tugend zu Nichts zusammengesunken . . . und wahrlich! sie haben mich sammt und sonders keines Besseren belehrt. Dennoch muß ich, wie ich eben sagte, lieben und kann nicht ohne Weiber sein. Jetzt hat mir's diese kleine verführerische Lang angethan und ich setze um so mehr Alles daran, sie zu besitzen, als ich damit diesem verdammten Weber einen Dolch in das Herz stoßen und mich an ihm für so Manches rächen kann!"

„Warum jagen Hoheit den lästigen Menschen nicht fort?" — meinte Dillen.

„Weil ich ihn nicht entbehren kann!" — rief der Herzog unvorsichtig. — „Aber lassen wir Weber und kommen auf die Lang!"

„Soll geschehen!" — sagte der Graf lächelnd. — „Wollen Hoheit mir vertrauen?"

„Ganz!"

„Und meinem Rath folgen?"

„Unbedingt! Sie sind ein alter Fuchs!"

„Ich habe mir da eben in der Schnelle einen Plan entworfen!"

„Heraus damit!" — rief der Herzog aufgeregt, indem er sich abermals in den Fauteuil warf.

„Nun denn, Hoheit, so viel ich weiß, ist der Geheim-Secretair im Augenblick nicht in Stuttgart."

„Er hält sich in Straßburg auf."

„Wie lange noch?"

„Es wird immer noch acht Tage dauern, bis er zurückkommt."

„Vortrefflich!"

„Die Zeit ist gemessen."

„Hoheit wissen, daß ich übermorgen einen Maskenball gebe."

„So ist es! Tolle Idee in der jetzigen Zeit!"

„Ich habe meine Gründe. Und Hoheit werden mich auf demselben beehren?"

„Ich werde kommen, Dillen!"

„Gut denn! Und Huber können wir mit in's Spiel ziehen?"

„Er ist unser!"

„Nun, ich habe zu dem Maskenball, damit die Sache ein wenig piquant werde, als Intendant auch das Theatervolk eingeladen."

„Und die Lang?"

„Versteht sich von selbst ebenfalls."

„Und wird sie kommen?"

„Sicher! Sie kann die ihr von dem Ober-Inten-

danten erzeigte Ehre nicht zurückweisen. Auch würde dies schon ihre Eitelkeit nicht zugeben; außerdem liebt die Kleine den Tanz leidenschaftlich!"

„Enfin!"

„Parbleu! die Sache macht sich dabei fast von selbst. Wir verhalten uns bis zum letzten Abend ruhig. Ganz kurz vor dem Beginn des Balles schicken wir alsdann durch Huber — von dem sie, wie ich sichere Kunde habe, nicht weiß, daß er Weber's Diener ist, — einen Brief. Der Brief muß von dem Spender des Ringes ausgehen, der mit einigen Worten dieses reichen Geschenkes flüchtig erwähnt, der Eitelkeit der kleinen Sängerin aber tüchtig schmeichelt und Großes auf verdeckte Weise in Aussicht stellt. Mit dem Brief übergiebt Huber drei von den neu aus Japan eingeführten Blumen, den prachtvollen dunkelrothen Camelien, wie sie nur einzig und allein Hoheit, nicht einmal der König, in Ihren Treibhäusern besitzen. Sie sind von der kleinen Lang als Kennzeichen im Haar anzubringen, während als Losungswort „Fiametta" genannt wird."

„Vortrefflich! vortrefflich!" — rief der Herzog, der nicht mehr im Stande war, das aufwallende Feuer der Leidenschaft zu verbergen.

„Huber und ich nahen alsdann in den im Briefe bezeichneten Masken der Reizenden. Ein paar Tänze echauffiren sie, einige Gläser Champagner bringen das

Blut vollends in Wallung, einige galante Worte werden ihre Wirkung auch nicht verfehlen, eines der anstoßenden Zimmer, in das man das Täubchen unter irgend einem Vorwande lockt, ist bereit. Narkotische Düfte bezaubern und verwirren . . ."

„Genug! genug!" — rief der Herzog, erhitzt aufspringend, — „Dillen, das haben Sie dem Satan abgelauscht! . . . Sie sind ein Meister in" . . .

„Nur leichte Mittel, um ein so schwaches Hirngespinnst, als weibliche Tugend ist, umzuwerfen."

„Der Plan kann nicht fehlen, wenn sie nur kommt!"

„Sie kommt, Hoheit, dafür bürgt mir das Zurückhalten des Ringes und das Verschweigen der Annahme desselben gegen Weber!"

„Weber!" — rief der Herzog — „ich zittere vor Lust, wenn ich denke, ihn in den Staub zu treten. Aber jetzt fort, Dillen, hinüber in mein Cabinet, . . . ich muß mein Blut mit einigen Gläsern Champagner abkühlen!"

Die Herren verließen rasch und geräuschvoll das Zimmer. In demselben Augenblicke vernahm man aus dem Gemach nebenan ein leises Weinen, das sich indeß sofort zu einem krampfhaften Schluchzen steigerte. —

Margaretha war eben im Begriff, sich zu dem Maskenballe zu schmücken, welchen heute Abend der Herr Ober-Intendant der königlichen Schlösser und Lustbarkei-

ten, der allmächtige Günstling des Königs, Graf Dillen gab. Das Fest sollte ungemein glanzvoll werden, es galt also für jeden Einzelnen, namentlich für jede Dame, so viel als möglich selbst zu glänzen.

„Die Weiber“ — sagt Goethe — „sind eitel von Haus aus; doch es kleidet sie und sie gefallen uns um so mehr.“

Warum auch nicht?

Die den Frauen so häufig vorgeworfene Eitelkeit ist ein Antrieb, Annehmlichkeiten und guten Anstand zu zeigen, ihren munteren Witz spielen zu lassen, durch die veränderlichen Erfindungen des Putzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erhöhen. Hierin ist nun so gar nichts Beleidigendes für Andere, sondern — in sofern es mit Geschmack geschieht — so viel Artiges, daß es sehr unrecht ist, dagegen mit mürrischem Tadel loszuziehen.

Auch unter den wildesten Völkern unterscheidet sich das Weib vom Manne durch eine zartere Gefälligkeit, durch Liebe zum Schmucke und zur Schönheit; auch da noch sind diese Eigenschaften kennbar, wo die Nation mit dem Klima und dem schnödesten Mangel kämpft. Ueberall schmückt sich das Weib: wie wenigen Schmuck es auch hie und da sich zu schmücken haben mag, so bringt im ersten Frühlinge die lebensreiche Erde wenigstens einige geruchlose Blümchen hervor, Vorboten, was sie in anderen Jahreszeiten zu thun vermöchte.

Wo aber sollte die natürliche Eitelkeit bei Männern und Frauen eine reichere Nahrung finden, als auf der Bühne, wo beide fast immer genöthigt sind, sich im schönsten und vortheilhaftesten Lichte zu zeigen; ja wo die Kunst zu gefallen, schön und reizend zu erscheinen, mit zu der höchsten Aufgabe zählt und eine der ersten Tugenden ist.

Bedenkt man dabei die tausend und abertausend Schmeicheleien, die einer hervorragenden Künstlerin und einem so hübschen Mädchen wie Margaretha Lang, fortwährend gesagt werden, so kann man es nur natürlich finden, daß die liebe Eitelkeit eine sehr bedeutende Rolle im Charakter Margaretha's spielte.

Sie war, gleichzeitig mit den hervorragendsten Künstlern und Künstlerinnen der Stuttgarter Bühne zu einem Feste geladen, das den ganzen schwäbischen Adel vereinigen sollte und noch dazu in den Sälen eines so hochstehenden und allmächtigen Mannes, wie Graf Dillen war.

Wie hätte sie zurückbleiben sollen oder können?

Welche Gelegenheit, unschuldige Triumphe zu feiern und sich nach Herzenslust zu vergnügen!

Allerdings hätte es Margaretha doppelt gefreut, wenn auch Carl Maria von Weber, der Auserwählte ihres Herzens, an dem schönen Feste hätte Theil

nehmen können; allein er war von Stuttgart abwesend, sie mußte also auf diese Freude verzichten.

An Weiteres hatte die liebliche Sängerin bis jetzt wirklich nicht gedacht.

Kindliches Entzücken erfüllte daher jetzt ihren Busen, als sie sich, gehüllt in den bereits vollendeten Maskenschmuck, im Spiegel betrachtete, während Jenny ihr das Licht vorhielt.

Aber bei Gott und allen sieben Himmeln! . . . Puzzicaca sah auch bezaubernd aus!

Die reizende, volle und doch so zierliche Gestalt trug das Kostüm einer Andalusierin. Hals und Arme, beide prächtig geformt, waren unbedeckt; von dem nur halb verhüllten Busen bis zu der ungemein schlanken Taille umspannte den Oberkörper ein Leibchen von straffem schwarzem Atlas, das, wie das kurze Kleid von lichtgelber Seide — unter welchem die kleinen zierlichen Füße und die reizend geformten Beine sinnverwirrend hervorsahen — von schwarzen Spitzen eingefaßt war, die wieder Agraffen von dunkelrothem Atlasband zierlich und geschmackvoll hoben und aufzogen.

Auch in der Fülle des dunkelen Haares zeigten sich Schleifen von gleichfarbigem Band.

Gold, Perlen und Juwelen freilich hatte Margaretha nicht aufzuweisen, dafür umstrahlte sie der Zau-

berschmuck einer jugendlichen Frische und Blüthe von achtzehn Jahren.

Ueberhaupt hatte die kleine Sängerin hier wieder das angeborne Geschick: mit wenig Aufwand eine reizende Toilette zu machen, beurkundet.

Der ganze Kunstgriff bestand dabei .... in Einfachheit und Geschmack.

Auch die Kleidung ist Ausdruck und Darstellung unseres Charakters, und das Bemühen, sich so vortheilhaft als angemessen darzustellen, muß der Matrone so wichtig, als dem jungen Mädchen sein. Das Bemühen kann dann nur als lächerliche Eitelkeit erscheinen, wenn wir einen verkehrten Zweck haben, oder auch nicht geschickt genug sind, zu einem an sich guten Zweck die richtigen Mittel zu wählen.

Den meisten Frauenzimmern fehlt es aber an der Kunst, eine gewisse Einheit in ihren Anzug zu bringen, die doch am sichersten und auffallendsten wirkt. Sie tragen oft mehrere Farben, wenn gleich in kleinen Partien vertheilt, auf ihrer Person, die dadurch eine Art von Musterkarte wird, und wenn gleich jede dieser Farben an sich schön ist, so fließt sie doch auf den ersten Blick in eine unreine Mischung zusammen, so verschwimmt das reine Blau, aus dem der Künstler das schmachtende Auge bildet, der Carmin der Rosenwangen, und das Gold der blonden Locken, auf seiner Palette in ein

schmuziges Grau. — Ebenso geschmacklos ist es, ein Stück des Putzes, welches das Eigenthümliche eines Anzuges bezeichnet, bei einem anderen anzubringen, der vielleicht einen ganz entgegengesetzten Charakter hat; denn es giebt nichts, so schön es immer sei, das nicht durch unrichtige Zusammenstellung häßlich werden könnte.

Margaretha fiel nie in diesen sonst so allgemeinen Fehler, vor dem sie ein innerer Tact, der in der Seele, wie im Auge lag, bewahrte. Und der Mangel dieses Fehlers schloß noch dazu das Vorhandensein einer der schönsten weiblichen Tugenden nicht aus, der Tugend und Zierde der Anmuth. Es umfloß sie eine so schöne weibliche Grazie, ein so entzückender äußerer Liebreiz, daß sie fesseln, bezaubern und hinreißen mußte, wo sie sich eben zeigte.

O! wenn sie Weber jetzt gesehen, wie sie, in den Spiegel schauend, vor Freude über ihr prächtiges Aussehen wie ein Kind in die Höhe sprang, er wäre ihr um den Hals gefallen und hätte sie mit Küssen erstickt.

„Prächtig! prächtig!“ — rief sie jetzt — „so hab ich mir nie auf der Bühne gefallen, auch wenn ich als Königin oder Prinzessin unter Goldflimmern strotzte!“

„Wie Sie auch schön sind!“ — sagte Jenny mit einem Seufzer — „und können den herrlichen Maskenball mitmachen. Das wird wieder ein Courschneiden

absetzen! Gut daß der Herr Geheim-Secretair nicht hier sind."

„Gut? nein nicht gut!" — versetzte die Sängerin mit einer leichten Falte auf der Stirne. — „Ich würde mich doppelt freuen, wüßte ich ihn dort zu finden. Wie wollt ich ihn necken und foppen, bis er mich errathen!"

„Ich kenne nichts Schöneres, als einen Maskenball!" — fuhr Jenny fort, indem sie das Licht zurück auf den Toilettentisch setzte, — „unter der Maske ist man ein ganz anderes Geschöpf. Alles Denken, alles Reden ist freier, sobald man das Bischen Wachspapier vor dem Gesichte weiß; der blöde Verliebte wagt es zuerst, seiner Schönen Liebe zu gestehen; — das schüchterne Mädchen fürchtet sein Erröthen nicht mehr, weil es dasselbe ungesehen glaubt; und wer seinem Herzen mit beißenden Bemerkungen Luft machen und Jemanden ärgern will, der . . ."

„Der kann dies allerdings unter der Maske am besten, wohlfeilsten und gefahrlosesten thun!" — ergänzte Margaretha. „Das wäre freilich etwas für 'meiner Jenny boshafte Zunge. Es liegt allerdings etwas darin, so Mitten unter der wirbelnden Menge bunter Geschöpfe zu stehen, die dann das Recht haben, öffentlich nicht zu scheinen, was sie sind! Aber lassen wir das, Kind!" — setzte die Sängerin hinzu, indem sie nach der Uhr schaute. — „Es ist schon spät . . . der

Herr Intendant versprach den Damen der Bühne, sie in einer seiner Equipagen abholen zu lassen, und . . ."

„Ach! das ist köstlich!" — rief Jenny.

„Und was ist da besonders Köstliches daran?" — frug die Sängerin.

„Die Midke, Ihre Revalin, wird doch auch dabei sein?"

„Sicher!"

„Nun so sehe ich sie schon jetzt vor Aerger und Neid platzen, wenn Sie, Mademoiselle, einsteigen." — rief Jenny.

„Da wäre die gute Midke eine große Närrin!" — meinte Margaretha. — „Ich, für mein Theil . . ."

In demselben Augenblick wurde die Schelle gezogen.

„Der Wagen!" — riefen Beide und Jenny sprang nachzusehen. Wie aber staunte die Sängerin, als das Mädchen zurückkam und statt der Nachricht: — „Der Wagen sei unten!" — einen Brief und ein kleines Bouquet von drei prächtigen dunkelrothen Blumen brachte.

Gretchen erröthete:

„Von wem?" — rief sie.

„Ich kann's nicht sagen!" — entgegnete Jenny. — „Der Ueberbringer aber war derselbe gutmüthig aus-

sehende Mensch, der Ihnen vor nicht langer Zeit das prächtige Bouquet brachte, das Sie seit jenem Abend so sorgfältig in Ihrer Kommodschublade vor aller Welt verschließen . . . selbst vor mir!"

Die Sängerin zuckte sichtbar zusammen, während das Roth ihrer Wangen sich jetzt in Blässe wandelte.

„Vom Herzog!" — dachte sie. — „So liebt er mich wirklich, und mein Schweigen hat ihn nicht abgeschreckt."

Gretchen mußte sich setzen; die Kniee zitterten ihr und versagten den Dienst.

Die Hände — die Blumen und den Brief haltend — waren ihr in den Schooß gesunken.

Jenny, die sich an dem Putztisch etwas zu thun machte, beobachtete ihre Herrin genau, während ein befriedigtes schlaues Lächeln um ihren Mund zuckte und ihre Hand in der Tasche ihres faltenreichen Kleides mit einer vollen Börse spielte, deren Inhalt, wenn auch nur ganz leise, wie Gold klang.

Nur einen Moment trat eine ernste, fast bange Spannung in ihre Züge, . . . es war, als die nahe Thurmuhr sonderbarerweise acht Uhr schlug, während die Uhr in dem Zimmer erst sieben zeigte.

Aengstlich schauten des Mädchens Blicke während die-

ser Zeit auf Margaretha; als diese aber, in tiefe Gedanken verloren, das Schlagen der Uhren nicht bemerkte, fingen sie triumphirend zu leuchten an.

In der lieblichen-Sängerin Brust und Kopf stürmte es jetzt freilich gar gewaltig. Ohne den Brief noch gelesen zu haben, konnte sie dessen Inhalt ahnen. Der Herzog wollte sich ihr unter dem Schutze der Maskenfreiheit nahen . . . ihr . . . o es war kein Zweifel . . . seine Liebe erklären.

Der alte stolze Gedanke, der sie schon auf der Solitude berührt, den sie aber damals siegreich zurückgewiesen: die Liebe eines Herzogs . . . eines Bruders des Königs . . .!

Jenny schien etwas ungeduldig zu werden; mehr wie einmal flogen ihre Blicke zu dem Zifferblatt der Uhr und von diesem zu ihrer noch immer regungslos dasitzenden Gebieterin.

„Aber Weber!" — dachte jetzt Gretchen . . . er war ihrem Herzen so theuer geworden . . . er war so lieb, so gut, so offen, so treu!

Sie liebte ihn wahrhaftig . . . und . . . wenn er auch von Adel war, er war doch eigentlich nur Künstler . . . sie paßten Beide so hübsch zusammen . . . wie unglücklich würde er sein . . . und der Herzog? wohin sollte das führen . . .?

Gretchen stieß jetzt unwillig mit dem Fuße auf den Boden . . . warum hatte sie auch den Ring nicht gleich zurückzugeben gesucht.

Sie verfiel abermals in tiefe Gedanken, von deren Für und Wider, von deren Kampf in ihrer Seele das stürmische Wogen ihres Busens zeugte.

Jenny's Unruhe wuchs; sie machte mit den Pomadetöpfchen und Riechfläschchen der Toilette so viel Lärm als möglich, aber ihr Fräulein wollte noch immer nicht aus seinen Träumen erwachen.

Es war auf der Zimmeruhr schon nahe ein Viertel über Sieben.

Der Wagen konnte jeden Augenblick vorfahren.

Jetzt mußte gehandelt werden.

„Aber, liebes Fräulein," — sagte Jenny herantretend — „wollen Sie den Brief denn nicht öffnen?"

Margaretha erwachte wie aus einem Traum:

„Ja so, den Brief!" — sagte sie dabei und erbrach ihn.

Warum zitterten wohl bei dieser leichten Arbeit ihre Hände?

Sie las das Schreiben.

Purpur und Blässe wechselten in ihrem Gesicht. Ihr

Busen flog, als ob sie eben aus den Reihen eines wilden Tanzes getreten sei. Ein sonderbares Feuer durchglühte sie.

Sie rief nach einem Glas Wasser.

„Mein Fräulein!“ — sagte Jenny beim Ueberreichen — „wollen Sie sich nicht fertig machen, der Wagen kann jeden Augenblick hier sein.“

Margaretha sah nach der Uhr . . . es war so.

„Und warum nicht!“ — murmelte sie vor sich hin, den Brief in kleine Stückchen zerreißend; dann leuchteten plötzlich Augen und Züge auf; wie auf einen Zauberschlag brach die alte, ihr so eigene Heiterkeit wieder durch, ein prachtvoller Lauf rang sich schmetternd und wie in Silbertönen perlend aus der Brust, und sich zurechtsetzend und Jenny die drei Camelien reichend, befahl sie durch ein Zeichen, die Blumen in ihrem Haar zu befestigen.

Ein Wagen fuhr vor.

„Die Equipage des Intendanten!“ — meinte die Sängerin.

„Sicher!“ — flüsterte Jenny, ein Erröthen geschäftig verbergend.

„Meinen Ueberwurf!“

„Hier!“

„Adieu!“

„Leben Sie wohl und amüsiren Sie sich gut."

Jenny half ihrer Gebieterin einsteigen. Es war Niemand in dem Wagen.

Margaretha gab nicht darauf acht.

Als Jenny die Wagenthüre geschlossen und die Equipage davon fuhr, sagte Margaretha vor sich hin:

„Bin ich denn nicht ein thörichtes Kind? Was verhindert mich denn, daß ich mir gleich bleibe und es mache wie bisher? Ich liebe Weber aus tief innerster Seele und bleibe ihm treu. Der Herzog will den Maskenball zu einem Scherz benutzen, . . . warum ihm diesen verderben? Habe ich schon so viele meiner Anbeter gefoppt, warum nicht auch einmal eine Hoheit! . . . Und der Ring? . . . Ei nun, ich stelle mich, als wüßte ich nicht, von wem er gekommen sei; bekennt sich alsdann der Herzog als Geber, so habe ich ja die beste Gelegenheit, ihm zu sagen, daß er zu seiner Disposition stehe!"

Und Gretchen verfiel abermals in tiefe Gedanken.

Eine Viertelstunde später hielt noch einmal ein ganz ähnlicher Wagen, als der, mit welchem die reizende Sängerin weggefahren, vor Margaretha's Wohnung.

Eine zweite Andalusierin, der ersten ganz ähnlich, stieg ein.

Die Pferde zogen an, . . . die Equipage flog davon.

Ein Maskenball.

Die prachtvollen Räumlichkeiten des großen schloßartigen Hauses, welches der erste Günstling des Königs, Graf Dillen, in Stuttgart bewohnte, hatten sich bereits mit Masken gefüllt.

Es war ein schöner, ein entzückender Anblick, dies Gewühl von Herren und Damen, von Türken und Türkinnen, Rittern und Edelfräuleins, Griechen und Römern, Schäfern und Schäferinnen, Königen und Königinnen, Mohren und anderen Ungeheuern zu sehen, die fast sämmtlich Familien höchsten Ranges angehörten: alle gehüllt in die kostbarsten Masken, umblitzt von Gold und Silber, prächtigen Stickereien und bunt spielenden Edelsteinen aller Art, empfangen von einer köstlichen, die weiten Räume durchrauschenden Musik.

Und diese Räume, mit welch' fürstlicher Pracht und Verschwendung waren sie ausgeschmückt.

Schon die in Licht und Glanz schwimmende Treppe, mit ihrem Schmuck aus zahllosen blühenden Gewächsen,

glich einem Feengarten, der, sanftaufsteigend, zu dem Palaste einer Armida führt.

Ebenso herrlich war der Empfangsalon hergerichtet:

Kaum möchte es der reichsten Phantasie möglich sein, sich zu gleicher Zeit etwas Eleganteres, Kokketteres, Reicheres und Prachtvolleres zu denken.

Den kostbar eingelegten Fußboden deckte ein herrlicher Teppich von feinster Arbeit, dessen Füllung unzählige Blumen in den reichsten Farbenabstufungen bildeten. Um diesen Grund schlang sich ein breiter Rand, der in seinen vier Ecken das gräfliche Wappen zeigte.

Salon und Decke waren mit einem blaßrothen Seidenstoffe ausgeschlagen, der mit jenen kleinen unter dem Namen „Goldknöpfchen“ bekannten Blumen-Bouquetchen übersäet war. Die Vorhänge von ähnlichen Stoffen, auf das Geschmackvollste nach den Zeichnungen des berühmten Le Clerque, endeten in prachtvollen Brüsseler Spitzen, welche die Fenster vollkommen deckten.

Kordeln und Goldfransen schmückten und umgaben das Ganze.

Um die herrlichen Spiegel wandten sich Blumenketten von vergoldeter Schnitzerei. Die Möbel, ebenfalls mit blaßrothem Seidenzeug ausgeschlagen, die Thüren, die Etagères, die wundervollen Tische zum Theil von geschmackvollen silbernen Aufsätzen überragt, waren

sämmtlich von Veilchenholz mit eingelegter Arbeit von Gold.

Die Flügel des Haupteinganges, von dem berühmten Lairesse gemalt, barg zur Hälfte ein Vorhang von granatfarbenem Sammet, auf beiden Seiten durch schwere Goldschnüre zurückgehalten.

Das marmorne Kamin, von Dannecker's Meisterhand gearbeitet, trug einen Spiegel ohne Hinterlage, der dem Auge einen entzückenden Anblick auf einen anderen, in einen Garten verwandelten Salon voll der seltensten Pflanzen und der herrlichsten Blumen gewährte.

Die Standuhr, von vergoldeter Bronze, Canova's Geburt der Venus nachgebildet, war von zwei ausgezeichnet schönen Vasen umgeben, aus welchen sich Massen von Asclepiastengeln erhoben, die, sich auf sich selbst zurückbeugend, zwischen ihren Blättern, Blumen und Dolden eine Menge kleiner Paradiesvögel mit Flügeln von Gold, Purpur und Azur bargen, die sich wiegten, scherzten und liebend schnäbelten.

Mit gleicher Pracht wie dieser Empfangsalon waren auch die übrigen Säle und Zimmer ausgestattet, nur daß eine noch größere Fülle des Lichtes von den riesigen Kronleuchtern herab und über alle die unzähligen Kostbarkeiten und sich in flimmerndem Glanze bewegenden Masken ergoß.

Armes Volk des schönen Schwabenlandes! all' die Pracht und all' der Flimmer, waren sie nicht aus deinem Blut und deinem Schweiß zusammengewoben? Daran freilich dachte die bunte Menge nicht, die in diesen Gemächern umherwogte.

Welcher Aufwand an Brillanten und Edelsteinen, Federn, Sammt und Seide!

Da ging eine französische Marquise in dem Anzuge, wie ihn vielleicht ihre Urgroßmutter bei dem Balle in Trianon oder Fontainebleau getragen hatte; hier eine Griechin in ihrer so höchst eleganten Nationaltracht, daneben sah man wieder eine Engländerin in dem idealisirten Anzuge aus den Zeiten der Königin Elisabeth und der unglücklichen Maria Stuart; — auch Charaktermasken waren vielfach vertreten, doch diese mehr von den eingeladenen Künstlern und Mitgliedern der Bühne.

Hier führt ein englischer Husarenoffizier eine Schäferin, mit gepudertem Haare und Mouchen am Arme, dort ein junger italienischer Räuberhauptmann — vielleicht Rinaldo Rinaldini selbst — eine französische Marketenderin; während dicht daneben ein riesiger Grenadier mit einer Ophelia spricht und ein in Gold und Juwelen beinahe erstickender Kazike einer reizenden Andalusierin mit Enthusiasmus Elogen macht, und ein kostbar gekleideter Türke, mit einer wundervollen viele Tausende

werthen Brillantagraffe und einer Reiherfeder an dem rothen seidenen Fez, die Andalusierin und den Kaziken umschleicht.

Wer aber vermöchte denn das bunte Wogen — dem allerdings der tolle Witz eines wahren Maskenballes gänzlich fehlt — zu beschreiben?

Plötzlich ertönt aus einem der hinteren Säle eine zweite rauschende Musik.

Alles schaut auf, — wendet sich den Tönen zu, — und in wenigen Minuten wälzt sich der bunte, blinkende und blitzende Strom nach dem Orte, von welchem her die prächtigen Melodien erschallen.

Die hintere Wand deckt ein Vorhang; man staunt, man vermuthet . . . endlich hebt sich die neidische Verhüllung und unter entsprechender Musik zeigt sich „Die Befreiung Jerusalems" in sieben lebenden Bildern.

Auch sie gehen rasch vorüber. Die Menge verschlägt sich wieder in die verschiedenen Säle und Zimmer. Der Tanz beginnt, die Paare wirbeln, die beiden Orchester spielen um die Wette. Kostbare Weine werden von reich gallonnirten, im Geschmacke Louis XIV. gekleideten Dienern herumgereicht. Den Glanz der Lichter, der Atlas- und Sammtroben, der kostbaren Uniformen, der Gold- und Silberstoffe, überhaupt einer imponirenden Pracht kann man sich nicht wegleugnen; dennoch ist die Fröhlichkeit und gute Laune keine echte, wie bei einem Volks-

maskenballe; die hier entwickelte Pracht macht Staunen . . . aber . . . sie läßt kalt.

Drei Tänze sind vorüber. Alles wogt wieder durch einander.

Der vornehme Türke mit dem rothseidenen Fez, der wundervollen Brillantagraffe und der Reiherfeder begegnet dem Kaziken.

„Fiametta!“ — raunt der Kazike dem Türken zu.

„Dillen!“ — lispelte der Türke leise.

„Folgen Sie mir, Hoheit!“ — erwidert dieser in gleicher Weise.

Beide treten in eine Fensternische, in der sie der schwere Damastvorhang halb verbirgt.

„Wie steht es, Dillen?“ — fragt der Herzog — „meine Pulse hämmern; ein Feuer wilder Leidenschaft verzehrt mich . . . werde ich bald glücklich sein?“

„Parbleu! in wenigen Minuten Hoheit! Die Sache macht sich vortrefflich!“

„Sie sieht als Andalusierin zum Entzücken aus . . . fast größer . . . aber das mag das kurze Kleid machen . . . das . . . das mir vollends alle Sinne verwirrt.“

„Haben Sie die Camelien als richtig erkannt?“

„Nur mein Treibhaus besitzt solche. Daß sie übrigens die Blumen in das Haar geflochten, beweist . . .“

„Daß sie den hohen Sender kennt und willig ist...“

„In meinen Armen glücklich zu sein!"

„Drei Tänze hat sie mitgemacht."

„Und Wein?"

„Es hielt sehr schwer, ihr ein einziges Glas Punsch aufzunöthigen. Aber er ist desto feuriger . . . dieser Punsch!"

„Und wann soll die Sache vor sich gehen?"

„Sogleich."

„Sie haben sie doch nicht außer Augen gelassen?"

„Parbleu, nein! Huber, als Chinese maskirt, folgt ihr mit den Augen und hat Auftrag, mich zu benachrichtigen, wenn . . ."

„Also vorwärts!" — sagte der Herzog in leidenschaftlicher Gluth.

„Der Augenblick ist da!" — entgegnete der Kazike. „Passen Sie jetzt auf, Hoheit. Wir trennen uns jetzt und treten in verschiedenen Richtungen in den Saal. Ihr scharfer Blick wird meine Federkrone nicht aus den Augen verlieren. Wo Sie aber meine bunten Federn nicken sehen, da ist unser Täubchen. Dann rasch sich nähern. Sehe ich Hoheit kommen, trete ich zurück und geb' ein Zeichen, worauf in dem Saale, in welchem die lebenden Bilder sich zeigten, die Musik auf's Neue beginnt und Zaubrer Merlin, der aus seinem Grabe im Ardenner-Wald kommt, die Menge anlockt. So wie der Menschenstrom sich dorthin wälzt, treten Hoheit zu

der Andalusierin heran, flüstern ihr das Loosungswort „Fiametta“, was sie durch den Brief kennt, in's Ohr, reichen ihr den Arm und folgen dem Chinesen, der Sie an der Statue der Venus im großen Tanzsaal erwartet und der Hoheit, wie aus Zufall, durch eine durch Trapperien verhängte Thüre in einen Gang und von diesem in das bewußte Zimmer führen wird.“

„Tausend Dank, Dillen . . .“

„Um Gottes Willen, Hoheit, nichts von Dank.“

„Ich werde nie . . .“

„Jetzt rasch vorwärts und Amor's Segen auf den Weg!“

Lachend drückten sich der Herzog und der Graf die Hände und verschwanden auf verschiedenen Seiten unter der Menge.

— — — — — — —

„Lassen Sie mich, Hoheit! lassen Sie mich!“ — flüsterte ängstlich die Andalusierin, als sie der Türke mit dem rothseidenen Fez fast mit Gewalt in das Zimmer zog.

„Warum denn, mein Täubchen?“ — entgegnete der Muselmann, dessen Augen unter der Maske hervor mit unheimlicher Gluth funkelten. — „Da Du mich kennst, so weißt Du auch, wie glühend ich Dich anbete und da Du die Camelien in Dein Haar flochtest, hast Du mir das Recht gegeben, an Deine Gegenliebe zu glauben.“

„Nicht doch, Herr Herzog, nicht doch!“ — flüsterte kaum vernehmbar die Dame in spanischer Tracht, und der Herzog fühlte, wie sie in seinen Armen zitterte, ja der Ton der Stimme schien ein leises Weinen zu verrathen.

„Sei kein Närrchen, mein Kind!“ — sagte er daher jetzt liebevoll. — „Du sollst es nicht zu bereuen haben. Ich werde dem Ring einen passenden Schmuck beigesellen und Deine Liebe mit fürstlicher Aufmerksamkeit lohnen.“

Ein leises Schluchzen antwortete, die Andalusierin schien zusammensinken zu wollen. Der Herzog ließ sie leise und sanft auf einem breiten, kostbaren, weichgepolsterten Divan von veilchenblauem Sammt nieder, indem er selbst vor ihr auf die Kniee sank und sie mit tausend Liebesschwüren bestürmte.

Die Andalusierin athmete schwer; die Liebkosungen des Herzogs erstickten sie bald; . . . wunderbar starke narkotische Düfte durchzogen dabei das Gemach, das an üppiger Pracht seines gleichen suchte: ein Fußteppich aus Smyrna, so dick, weich und elastisch, daß man in Versuchung gerieth, sich auf ihm zu betten . . . Meubles in vieux laque mit Silber- und Perlenmutter-Einlagen. Divans an allen Seiten . . . Tische mit kunstvollen Mosaiken nach dem bekannten erotischen Geschmack der guten alten Schwelger von Pompeji und

Herkulanum . . . an der Rückwand aber ein unvergleichlich schönes Oelgemälde, Amor und Psyche in zärtlichster Umarmung vorstellend.

Und an Zärtlichkeit fehlte es wahrlich auch dem Herzog nicht, der in leidenschaftlicher Aufwallung Kopfbedeckung und Maske bereits abgeworfen und jetzt einen kleinen süßen Kampf mit der abwehrenden Andalusierin bestand.

„Aber, mein Täubchen!“ — sagte er mit zitternder Stimme — „laß nun endlich das thörichte Sträuben. Nimm die Maske ab und laß mich in die süßen Sterne Deiner himmlischen Augen schauen.“

Die Andalusierin schüttelte mit dem Kopfe und stieß die Hände des allzukühnen Türken zurück, der die Gesichtsmaske lösen wollte.

Der Herzog, fieberhaft erregt, lachte laut auf.

„Und soll ich Dich, meinen Engel, nicht küssen?“

Sie rangen.

Der Herzog, der starke und lebenskräftige Mann, drang siegend vor.

„Und nun die alberne Maske weg!“ — rief er triumphirend.

„Nie! nie!“ — entgegnete die Andalusierin; aber jetzt lag in dem „nie!“ kein Widerstand mehr; die Hände sanken erschöpft herab, der Kopf tauchte tiefer in die Sammtkissen, . . . der Weg war frei . . . der Her-

zog riß die Maske herunter . . . ein gellender Schrei entfuhr ihm . . . er sah in das todtenbleiche Antlitz . . . seiner Gemahlin.

Die Gattin des Herzog Ludwig Friedrich Alexander von Würtemberg, die frühere Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, lag ohnmächtig auf dem Divan.

Schlaraffenleben.

Es bleibt eben doch ewig wahr: die Kunst gehört der Sinnlichkeit an, und so auch fast in der Regel der Künstler. Tonkünstler sind dabei zumeist leicht wie ihre Notenblätter, wenn auch ihre Gefühlswelt tief geht, wie ihre Kunst tief und gewaltig auf das Gemüth einwirkt. Oft genug ist der Kern gut und edel, aber der leichte Sinn geht mit dem Verstande durch, gleich dem jungen feurigen Pferde mit dem ungeübten Reiter.

So war es denn auch bei dem an und für sich vortrefflichen und liebenswürdigen Geheim-Secretair des Herzog Louis.

Carl Maria von Weber war jetzt wieder von Straßburg zurück und führte nach wie vor in Stuttgart ein Leben . . . wie der Vogel im Hanfsamen.

Im Rausche der Liebe zu Puzzicaca, die ihn durch ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit und ihren gottvollen Humor — der sich sogar in der letzten Zeit in lustigen Tollheiten noch gesteigert hatte — immer mehr

bezauberte, vergaß er jetzt alles Andere. Aber dieser süße, die ruhige Vernunft völlig betäubende Rausch stürzte ihn auch immer mehr und mehr in den Strudel des Komödiantenlebens, wobei sich Carl Maria zu Verschwendungen aller Art hinreißen ließ.

Allerdings war das Leben, in dessen Wogen er tauchte, ein unendlich verführerisches, da der ausgelassensten Heiterkeit und dem reichsten Sinnengenuß sich das frische kräftige Pulsiren des Geistes beigesellte, und es natürlich auch an künstlerischer Anregung nie fehlte.

Die Lustpartien im großen Styl, die Geburts- und sonstigen Feste, die Artigkeiten und Ueberraschungen, die Festlichkeiten zu Ehren großer Künstler und Dichter hörten gar nicht auf, und wenn sich gar keine Veranlassung zu irgend einer Tollheit und Ausgelassenheit von selbst geben wollte, so brach man sie eben vom Zaun.

Aber woher das Geld zu all' diesen Ausgaben nehmen, ohne die Goldgruben von Peru zu besitzen?

Weber war dabei unter den Schauspielern der einzige Mann von Stand, zu dem vielvermögender Geheim-Secretair des Bruders des Königs, und, eine Tendenz den Cavalier zu spielen, gehörte ohnehin unter die Abnormitäten, die der Stuttgarter Aufenthalt, sein Umgang und seine Umgebung, damals in Carl Maria's Charakter erzeugt hatte. Ja dieß Bestreben verführte

ihn sogar zu der großen Thorheit, sich Reitpferde und Reitdiener zu halten, um den Wagen der Damen cavaliermäßig auf den Streifereien nach Cannstadt, Schwieberdingen u. s. w. zu begleiten. Ferner haßte er es, Abrechnungen bei auf gemeinschaftliche Kosten gemachten Vergnügungs-Unternehmungen zu halten; war aber auch bei den meisten derselben unwillkürlich durch Geist, Stellung und Lustigkeit an die Spitze gedrängt und somit der Kosten-Vorleger, so daß er auch auf diese Weise, da die Künstler und Cavaliere gern das Bezahlen vergessen, in große Verluste kam. Vereint mit der ganzen Form seines Lebens verwickelte ihn dies in eine Masse von Verbindlichkeiten, die zusammen mit den von früher her noch nicht gelösten, ihn mit einem wahren Netze von Verpflichtungen umspannten, das er selbst nicht mehr zu überschauen, viel weniger zu entwirren vermochte.

Hülfe, ja nur eine Aenderung der Verhältnisse, durch die ein fortwährendes Anwachsen seiner Schuldenlast vermieden werden könnte, war nicht abzusehen, ja die Beziehungen zum Hofe, seine Dienstform selbst, erforderten Opfer, die schon an sich allein sein fixirtes Einkommen überstiegen. An einen Beistand durch den, verhältnißmäßig noch weit mehr als Weber selbst pekuniär broullirten Herzog Ludwig war nicht zu denken; dem Könige war der junge, allzu „geheime" Secretair sei-

nes Bruders fatal; der Verkauf einiger Compositionen ließ nur Tropfen auf die heißen Steine fallen, auf denen Carl Maria stand, und der Blick auf den viel zu hoch veranschlagten Ertrag der „Sylvana", die unter den obwaltenden Verhältnissen verzweifelt langsam fertig wurde, war der einzig tröstliche im ganzen Umkreise dieses pekuniären Chaos.

Hauptsächlich schwer auf Weber's Börse lasteten auch die häufigen Umzüge des Hofes zwischen Ludwigsburg und Stuttgart, denen er, ohne Vergütung zu erhalten, mit seinem ganzen Material zur Führung der Geschäfte des Herzogs und zum Unterrichte der Familie folgen mußte, und die Bade-Erholungsreisen nach Ems, Frankfurt und dem Rhein, die der Herzog mit seiner Familie und dem Prinzen Paul zeitweise unternahm und auf denen ihn Weber begleiten mußte, ohne später die ihm zugesicherte Reiseauslösung zu erhalten.*)

Aber was kümmerte das Weber, was kümmerte es Puzzicaca, was die übrigen lustigen Gesellen?

Weber war doch der Lustigste unter den Lustigen; zu jeder Zeit fluthete er in Witz und Laune über. Sein Freund Hiemer arbeitete ihm um jene Zeit den Text zu der Oper „Sylvana" aus, die Carl Maria bereits zu componiren begonnen. Als die Arbeit nicht

*) Max Maria von Weber, a. a. O. pag. 162, 163.

flecken wollte, schrieb Weber an den leichtsinnigen und faulen Freund:

Epistel an Hiemer den 19. Juli 1809.

„Da Prosa sie nicht rühren kann,
So fängt mein Brief mit Versen an.
O allgewaltiger Reim-Tyrann!
Der alles, was er will, auch kann,
Erhör'n des Componisten Fleh'n:
Laß ihm die Krisis nicht vergehn,
In der Er durch Dich inspirit,
So manche Nummer expedirt.
Du weißt, die Kunst ist ja ein Weib,
Hat Teufels Launen in dem Leib;
Ist da der rechte Zeitpunkt fort,
Ist man verlesen, auf mein Wort. —
Zum Teufel, Dir ist's Kleinigkeit
Mit Deinem dicken Kopf;
Nimm, wo Du findst mit Dreistigkeit
Die Reime bei dem Schopf.
Reim' Herz und Schmerz
Und Sonn' und Wonn',
Laß Herzen brechen,
Und Freunde rächen,
Mal Sturm und Graus
Fluch wie ein Haus,
Laß ringen, streben, toben, dräun,
Und endlich selbst dem Feind verzeihn —
Ich weiß, wenn Du nur willst, Du kannst,
Man kennet Dich, Du fauler Wanst;
Begeistre Dich bei Lasting schnell,
Laß brausen dann die Dichtungsquell,
Und sieh', ich will ein Waldhorn sein
Gelingt Dir nichts bei Lieb' und Wein.
Und sollt dies alles helfen nicht

Sollt selbst mein Zorn genug nicht sein
(Der mir doch half zu dem Gedicht)
Sollt doch noch immer faul Er sein, —
Soll mich, weiß Gott, der Teufel holen,
Fordre ich ihn nicht auf zwei Pistolen;
Nicht eher will ich ruhen, rasten,
Und sollt ich zwanzig Tage fasten
Kein Mädchen küssen
In's Bette p — —
Clavier nicht spielen,
Stets Hunger fühlen,
Nicht singen können,
Das Maul verbrennen,
Kurz keine Note kennen mehr,
Zu Grunde geh'n — und was noch mehr —
Bis daß ich freudig rufen kann —
Poetischer Ochsenziemer!
O Brief! — Dir gleicht kein Gold Arcan
Denn — Du bezwangst den Hiemer

Voll Reiz und Humor ist ein musikalischer, durchweg componirter und versifizirter Brief, der an Danzi, den Dirigenten der königlichen Capelle, gerichtet ist.

Ein anderes Schreiben ebenfalls an den Capellmeister Danzi, der ihn gebeten, für sich und eine Freundin Quartier in Ludwigsburg zu bestellen, wo Weber sich damals mit dem Hofe befand, lautet:

An Danzi!

„Donnerwetter, was bin ich erschrocken
Als ich vermerkte an den Hausglocken
Daß wieder ein Brief an mich da sei!
Ich dacht' es wär' so eine Dammerey

Von irgend einem edlen Schuldherrn,
Und die hör ich bekanntlich verflucht ungern.
So aber war ich um so mehr überroschen
Und zahlte mit Freuden meinen Groschen.
Euer Brief hat mich sehr amisoren,
Ich kratzt mich alsobald hinter den Ohren,
Und rief den treuen Gehann herbei,
Erklärte ihm, wovon hier die Rede sei,
Lobte im Suchen sein großes Talent,
Und fix wie der Teufel war er davon gerennt;
Denn ich sagt ihm, er müsse gar sehr sich beeilen,
Und am besten (wo möglich) in zwei Hälften sich theilen.

Bevor nun die ersehnte Nachricht ankommt,
Bin ich (als im Beantworten prompt,)
Zu dem nur mir eigenen Schreibtisch geronnen,
Und habe einstweilen zu schreiben begonnen.

Das ist wahr, der Gehann ist ein ganzer Kerl,
Flink und schnell wie'n Schokoladen=Querl.
Kaum war eine Stunde in's Land gekrochen,
Hatt er schon zwei Zimmerchen ausgerochen.
Das eine ist nicht groß, doch's zweite ist klein,
Inzwischen gehn viel Geduld'ge hinein,
Und wenn am End alle Stricke zerreißen,
So werden Rapunzel und ich uns nicht beißen;
Ich hab ein'n chinesischen Hofrath im Haus,
Der fuhr um die Welt herum, 's ist gar ein Graus —
Nun kann ich denn so einen Herrn einquartieren,
So wird ein Capellmeister mich auch nicht geniren.
Mit einem Wort, Alles ist gut eingerochen,
Tragen's nur gefälligst heraus Ihre Knochen.
Denn was meiner Anstalt die Krone verleiht,
Ist das, daß von meinem Palast es nicht weit. —
Sobald Ihr in unserer Stadt angekommen,
So wird bei mir erstens der Abtritt genommen,
Dann könnt Ihr Euch drehen und wenden nach Lust

Indem Ihr verzehrt eine kälberne Brust;
Denn Hunger auf Reisen beständig thut quälen,
Und Wein wird den Sängerinnen auch hier nicht fehlen.
Finaliter also, Ihr dürft nur erscheinen,
Und einstweilen Thränen der Dankbarkeit weinen;
Denn alles was nöthig, besorgt in der That,
Der immer Euch liebende Freund Krautsalat.
Ludwigsburg in demjen'gen September,
Der zwei Monate früher kommt als der December.
1808.

„Krautsalat" hatte sich Weber hier genannt, weil er — von diesem seinem Leibessen — in den lustigen Theaterkreisen diesen Spitznamen führte, wie er die Geliebte cara Puzzicaca nannte. Aehnlich tolle Namen führten Alle: der unverwüstliche Tenorist Krebs hieß in der lustigen Gesellschaft „Schreihals", der prächtige Deckers „Murmelthier," der Bassist Fischer „Leviatan" und der originell drollige Baßbuffo Weberling „Schrannelei." Auch die Coloratursängerin, Madame Graff, die als Schauspielerin und Tänzerin glänzende Gollin und die reizende Lang schlossen sich bei diesem Spottnamenregister an.

Auch heute sahen sich die Freunde wieder; Capellmeister Danzi hatte bei sich einen lustigen Abend veranstaltet.

Alles war, wie gewöhnlich, ausgelassen heiter, obwohl sich auch jetzt wieder der Lust eine geistige Weihe zugesellte.

Man musicirte, sang, deklamirte, soupirte, trank, lachte,

machte Witze, nahm Pfänderspiele vor und löste diese mit Küssen und tausend anderen Scherzen aus.

Als Weber eines seiner Pfänder lösen mußte, ward ihm die Aufgabe gestellt: auf der Stelle aus dem Stegreif eine humoristische Erzählung vorzutragen, die in sein Fach, als Componist, schlage.

Carl Maria von Weber besann sich einige Augenblicke, trank ein Glas Ananaspunsch, legte sich in seinen kunstgeschnitzten weichen Lehnsessel zurück und hub an:

„Voll Zufriedenheit über eine Vormittags glücklich geendete Symphonie und ein vortreffliches Mittagsmahl entschlummerte ich, und sah mich im Traume plötzlich in den Concertsaal versetzt, wo alle Instrumente belebt, große Assemblée unter dem Vorsitze der gefühlvollen und mit naiver Naseweisheit erfüllten Oboe hielten. Rechts hatte sich eine Partie aus einer Viole d'amour, Bassethorn, Viole di Gamba und Flûte douce arrangirt, die über die verflossenen guten alten Zeiten klagetönten; links hielt die Dame Oboe Zirkel mit jungen und alten Clarinetten und Flöten, mit und ohne unzählige Modeklappen, und in der Mitte war das galante Clavier, von einigen süßen Violinen, die sich nach Pleyel und Girowetz gebildet hatten, umgeben. Die Trompeten und Hörner zechten in einer Ecke, und die Pikkoloflöten und Flageoletchen durchschrieen den Saal mit ihren naiven kindlichen Einfällen, wovon Madame Oboe durchaus

behauptet, es sei ächt Jean Paul'sche Anlage, durch Pestalozzi zur höchsten Natürlichkeit erhoben, in ihren Tönen. Alles war seelenvergnügt, als auf einmal der grämliche Kontrabaß, von einem Paar verwandter Violoncellen begleitet, zur Thüre hereinstürmte, und sich so voll Unmuth auf den dastehenden Direktionsstuhl warf, daß das Clavier und alle anwesende Geiginstrumente vor Schrecken unwillkürlich miterklangen. „Nein!“ — rief er aus — „da sollte einen ja der Teufel holen, wenn täglich solche Compositionen vorkämen; da komme ich eben aus der Probe einer Symphonie eines unserer neuesten Componisten; und obwohl ich, wie bekannt, eine ziemlich starke und kräftige Natur habe, so konnte ich es doch kaum mehr aushalten, und binnen fünf Minuten wäre mir unausbleiblich der Stimmstock gefallen, und die Saiten meines Lebens gerissen. Hat man mich nicht wie einen Geisbock springen und wüthen lassen, habe ich mich nicht zur Violine umwandeln sollen, um die Nicht-Ideen des Herrn Componisten zu executiren, so will ich zur Tanzgeige werden, und mein Brot mit Müller'schen und Kauer'schen Tanzdarstellungen verdienen.“

„Jetzt nahm das erste Violoncell, sich den Schweiß abwischend, das Wort: — „Allerdings haben cher père recht,“ — stöhnte es — „ich bin auch so fatiguirt, daß ich seit den Cherubini'schen Opern mich keines solchen Echauffements erinnere!“

„Da riefen alle Instrumente: Erzählen Sie, erzählen Sie!“

„Erzählen“ — sagte das zweite Violoncello — „läßt sich so etwas kaum, und eigentlich wohl noch weniger hören, denn nach den Begriffen, die mir mein göttlicher Meister Romberg eingeflößt hat, ist freilich die von uns eben executirte Symphonie ein musikalisches Ungeheuer, wo weder auf die Natur irgend eines Instrumentes, noch auf Ausführung eines Gedankens, noch auf irgend einen andern Zweck, als den des neu- und originell-Scheinenwollens hingearbeitet wäre. Man läßt uns gleich der Violine in die Höhe klettern . . .“

„Als ob wir das nicht eben so gut könnten!“ — fiel unterbrechend das erste Violoncell ein. — „Ein jeder bleibe in seinen Schranken!“ — quiekte die zweite Violine.

„Ja!“ — rief die Bratsche — „denn ich stehe ja auch zwischen Ihnen, und was bliebe denn mir sonst übrig?“

Das erste Violoncell nahm wieder das Wort. — „Ach, von Ihnen ist ja gar nicht mehr die Rede,“ — sagte es. — „Sie fluthen nur noch mit uns im Unisono, oder sind des Schauder- und Spannungerregens wegen, wie z. B. im Wasserträger, da; aber was den schönen Gesang betrifft . . .“

„Da kann sich doch wohl mit mir Niemand messen!“ — rief die Oboe.

Das aber ärgerte die Clarinette: — „Erlauben Sie Madame,“ — näselte sie — „daß wir auch unsere Talente bemerken.“

„Ja, für Märsche und auf Hochzeiten!“ — versetzte die Flöte würdevoll.

Jetzt aber ging der Streit erst recht los; auch das Fagott entbrannte und rief erhitzt: — „Wer kommt dem göttlichen Tenore näher, als ich?“

„Sie werden sich doch nicht einbilden, so viel Zartheit und Kraft verbinden zu wollen, als wir?“ — schrien die Hörner dazwischen.

Da klang es mit einemmal mit vollen Accorden: — „Ach! was ist denn alles dieses gegen die Fülle der Harmonie, die ich umfasse? Wo Ihr Alle nur Theile eines Ganzen seid, bin ich selbstständig und volle Harmonie!“ — Es war das Clavier, das so gesprochen. Aber das war Oel in's Feuer.

„Schweigen Sie! schweigen Sie!“ — schrieen hier alle Instrumente zugleich. — „Sie können ja nicht einmal einen Ton aushalten!“

„Kein Portamento!“ — rief die Oboe.

„Da hat Mama recht!“ — quiekten die Flageoletchen.

„Da kann ja kein ordentlicher Ton zum Tönen kom-

men in diesem Lärme!" — donnerte der Kontrabaß. Auch die Trompeten und Pauken fielen jetzt fortissimo ein: „Stille: wir wollen auch reden. Was wäre die ganze Composition ohne unsern Effect? Wenn wir nicht knallen, applaudirt kein Mensch!"

„Gemeine Seelen reißt der Lärm dahin, das Hohe wohnt im Lispeln!" — flötete die Flöte.

„Und wenn ich Euch nicht führte," — hauchte die erste Violine mit Selbstbewußtsein — „was würde aus Euch Allen?"

Jetzt aber sprang auch der alte Brummbaß erhitzt auf und rief: „Meine doch, ich halte das Ganze, und ohne mich ist nichts!"

Da schrien alle Instrumente zugleich: — „Ich allein bin die Seele, ohne mich ist nichts!"

Auf einmal trat der Kalkant in den Saal, und erschrocken fuhren die Instrumente auseinander, denn sie kannten seine gewaltige Hand, die sie zusammenpackte und den Proben entgegentrug. „Wartet!" — rief er, — „rebellirt Ihr schon wieder? Wartet! gleich wird die Sinfonia Eroica von Beethoven aufgelegt werden, und wer dann noch ein Glied oder eine Klappe rühren kann, der melde sich."

„Ach, nur das nicht!" — baten Alle. — „Lieber eine italienische Oper, da kann man doch noch zuweilen dabei nicken!" — meinte die Bratsche.

„Larifari!“ — rief der Kalkant — „man wird Euch schon lehren. Glaubt Ihr, daß in unseren aufgeklärten Zeiten, wo man über alle Verhältnisse wegvoltigirt, Euretwegen ein Componist seinem göttlichen riesenhaften Ideenschwunge entsagen wird? Gott bewahre! Es ist nicht mehr von Klarheit und Deutlichkeit, Haltung der Leidenschaft, wie die alten Künstler Gluck, Händel und Mozart wähnten, die Rede. Nein, hört das Recept der neuesten Symphonie, das ich soeben von Wien erhalte, und urtheilt darnach: Erstens, ein langsames Tempo, voll kurzer abgerissener Ideen, wo ja keine mit der anderen Zusammenhang haben darf; alle Viertelstunden drei oder vier Noten! — das spannt! dann ein dumpfer Paukenwirbel und mysteriöse Bratschensätze, alles mit der gehörigen Portion Generalpausen und Halte geschmückt; endlich, nachdem der Zuhörer vor lauter Spannung auf das Allegro Verzicht gethan, ein wüthendes Tempo, in welchem aber hauptsächlich dafür gesorgt sein muß, daß kein Hauptgedanke hervortritt, und dem Zuhörer desto mehr selbst zu suchen übrig bleibt; Uebergänge von einem Tone in den andern dürfen nicht fehlen; man braucht sich aber deßwegen nicht zu geniren, man braucht z. B. wie Pär in der „Leonore“ nur einen Lauf durch die halben Töne zu machen, und auf dem Tone, in den man gern will, stehen zu bleiben, so ist die Modulation fertig. Ueberhaupt vermeide man

alles Geregelte, denn die Regel fesselt nur das Genie!" —

Da riß plötzlich eine Saite an der über mir hängenden Guitarre, und ich erwachte voll Schrecken, indem ich durch meinen Traum auf dem Wege war, ein großer Componist im neuesten Genre, oder — — — ein Narr zu werden.

„Dank Dir, freundliche Begleiterin des Gesanges, für Deine Aufmerksamkeit!" — rief ich froh und eilte schnell zu meiner eben vollendeten Arbeit, fand sie nicht nach dem Recepte des gelehrten Kalkanten, und ging, beruhigt und den Himmel im Busen vor Erwartung, in die Aufführung des „Don Juan."*)

Weber schwieg; von allen Lippen aber schallte es: — „Bravo! bravo!" — und ein allgemeiner Applaus lohnte die köstliche Humoreske.

Heiterkeit und frohe Laune steigerten sich jetzt noch; man blieb bei ähnlichen Erzählungen und schied erst mit dem Grauen des Tages.

Den anderen Abend erhielt Carl Maria von Puzzicaca folgenden, den Uebermuth und das neckische Wesen der kleinen reizenden Sängerin so recht bezeichnenden Brief:

---

*) Nach Carl Maria von Weber's eigenen Worten.

„Hoch-Wohl-Edel-tugendhaft-liebherzig und was weiß ich noch alles Geborener!

Die Zeit ist zu kurz und der Verstand von Gretchen Lang nicht lang genug, um wie Sie in Hexametern zu schreiben, darum sage ich Ihnen eiligst in Prosa sub Rosa (nicht Rosa Bautze), daß wir gesonnen sind, sobald Sie gewonnen und dann noch gesonnen sind die Kleopatra zu spielen, und der Hiemer gesonnen ist die Octavia, die erst Lehr unbesonnen genug war spielen zu wollen, also Hiemer nun gesonnen ist zu spielen, wir also nun gesonnen sind es nach Untergang der nächsten Sonne aufzuführen, dafern Sie gesonnen sind den Spaß mitzumachen und uns die Ehre, Ihr Talent zu bewundernden Vergnügen gesetzmäßig beizutragen. Verstanden? Es heißt nämlich: Morgen Abend möchten wir gern Probe hier machen, kommen Sie also bis sechs Uhr hierher, damit wir probiren können die Probe zu probiren.

Ihre Sie eben so hochverehrende als tief schätzende und zärtlich liebende

Gretchen Lang

Wird ihnen nicht bang
Um Ende und Anfang
meines Verstandes?

Viel tausend Grüße, Küsse und Schüsse an Faust's Höllenfahrt!“

Der Schlüssel zu diesem Briefe nämlich ist folgender:

In dem durch Geist und Witz so köstlich gehobenen und durchwobenen Schlaraffenleben, das Weber damals mit den Freunden und Freundinnen führte, waren er und Puzzicaca zumeist die Tonangeber; doch ließen sich zur Mitwirkung bei den vielen, meist geistvollen Späßen auch ernste Männer wie Hofrath Lehr und Capellmeister Danzi oft bereit finden.

Carl Maria zeichnete sich dabei stets durch die köstlichsten Gedanken aus.

So auch bei dem herannahenden Namenstag des Tenoristen Krebs. Da Krebs bei Allen außerordentlich beliebt war, sollte sein Fest auch durch etwas ganz Besonderes gefeiert werden.

Da kam Weber auf den originellen Gedanken: Hiemer solle eine Posse „Antonius“ schreiben, deren witziger Inhalt natürlich auf Krebs und die ganze Gesellschaft ziele. Er selbst — Weber — wolle sie dann componiren und dabei so einrichten, daß die Männer die Frauenrollen und umgekehrt die Damen die Herrenrollen zu übernehmen hätten.

Natürlich wurde dieser köstliche Gedanke mit Jubel aufgenommen, und die Rollen fanden wie folgt ihre Vertheilung:

Weber übernahm die Kleopatra,

Hiemer die Octavia,

Lehr die beißende Schlange,

Danzi die Amme der Kleopatra.

Die Sängerin Midke den Octavius, und die kleine üppige Lang den Antonius.

Auf die letzte Probe dieses köstlichen Witzes ging nun der obige Brief.

Aber welche Tollheiten hatten schon die bisherigen Proben herbeigeführt, nun erst gar die Hauptprobe in Kostüm . . . und . . . die Aufführung!

Der glückliche Carl Maria durfte sich in die Gewänder seiner geliebten Puzzicaca hüllen, die ihm, dem kleinen schmächtigen Mann, ohnehin trefflich paßten, und da die Geliebte dabei seine Kammerjungfer abgab, so saßen sie ihm auch ausgezeichnet.

Der kleine Kreis von Zuschauern — der natürlich nur aus ganz vertrauten Bekannten bestand — wollte sich bei der wirklichen Auf- und Ausführung an dem Namenstage des Künstlers beinahe todt lachen. Aber es war auch alles: Dichtung, Composition, Spiel, Gesang und Erscheinung so trastisch-komisch gehalten, daß man gar nicht aus dem Lachen und „Bravorufen!" herauskam.

Der Glanzpunkt aber war der Moment, da Hofrath Lehr, als giftige Schlange, der Kleopatra-Weber in den Busen beißt und die unglückliche Königin nun an dem giftigen Bisse des Unthieres stirbt.

Nach der tollen Aufführung kam eine noch tollere Nacht. Die Freunde waren so ausgelassen wie noch niemals vorher; . . . aber zumeist auch . . . noch glücklicher.

Schuld und Noth.

Wenn nur nicht das Sprichwort: „Keine Rose ohne Dornen!" so oft, ja fast immer Recht hätte. Das Unglück steht neben dem Glück, wie der Schatten neben dem Licht, und die Noth folgt nur zu oft der Schuld.

Mitten in dem heiteren, ja ausgelassenen Leben, das Carl Maria von Weber in jener Zeit führte, tauchten doch häufig die Schatten jener dunkelen Mächte auf, in deren unselige Netze er sich hatte verstricken lassen.

Der Mensch ist, vermöge seines freien Willens, sein eigener Herr, Schöpfer seines Schicksals und seiner Bestimmung. Er kann durch sein Wirken den schönen Gang der moralischen Welt befördern und stören, und das ganze Menschengeschlecht, vom Bettler bis zum König, ist also, jeder nach seiner Kraft, zusammengenommen, Werkmeister der moralischen Welt. Der Mensch entwickelt nur das einmal in ihn gelegte Streben, wie jedes Ding der sichtbaren Welt; doch mit dem Unterschied, daß nur ihn sein freier Wille, und sein das Böse und

Gute begreifender Sinn, der Strafe und der Belohnung fähig machen.

Das heißt mit anderen Worten: „Der Mensch ist seines Schicksals Schmied.“ Er selbst und sein Handeln hängen aber sehr viel von den Kreisen ab, in welchen er sich bewegt: „Nenne mir Deine Freunde, und ich will Dir sagen, wer Du bist!“

Und wie unendlich wichtig ist die Wahl des Umganges in jungen Jahren. Carl Maria zählte jetzt erst zweiundzwanzig, seine Geliebte neunzehn Jahre.

Die Kreise aber, in welchen er sich bewegte und in die er hineingezogen worden war — sowohl die höhere Sphäre am Hofe des Herzogs, als namentlich auch die mit der Bühne verwandten — waren unseligerweise die frivolsten, die man sich nur denken kann. Nichts ist aber gefährlicher für einen jungen Mann, als wenn ihm, wie hier, die Frivolität gepaart mit Geist und Liebenswürdigkeit, ja, mit allen Auszeichnungen und Reizen der Außenwelt geschmückt, entgegentritt.

Der frivole Mensch hat stets den Leichtsinn zum Begleiter, und nur zu leicht vertrocknet in seinem Herzen der Quell höherer Sittlichkeit ganz und gar. Sein ganzes Wesen, Denken und Treiben beschränkt sich alsdann auf eine wahre Jagd nach Genuß. Er hat kein Gut mehr, als das Leben, darum umklammert er es so fest und reißt doch jeden Augenblick eine Blüthe des-

selben ab, bis zuletzt nur noch der kahle dürre Stamm dasteht.

Aus der Frivolität geht aber die erstarrende Selbstsucht hervor, die Gleichgültigkeit, neben welcher das Edle und Gute nicht mehr bestehen können. Sie hat keine Kraft, als die des Spottes, und keinen Muth, als im Hohn gegen das Heilige. Für sie giebt es keine Ideenwelt, darum auch weder Gott noch Vaterland. Sie ist keiner Erhebung fähig, und keiner Aufopferung, denn diese setzen den Glauben an ein Höheres voraus, und dieses Höhere ist ihr ein lächerliches Unding.

So weit war es freilich noch nicht mit Weber gekommen, aber doch mit Vielen seiner Umgebung. Indeß stand es auch mit ihm schlimm genug. Er war in der That am Rande des Abgrundes angekommen, sowohl in sittlicher als in pecuniärer Beziehung, während auch — ihm völlig unbewußt — seine Lebensstellung, dem Herzoge und dem Könige gegenüber, immer schwankender wurde.

Von der unseligen Geschichte auf dem Maskenball hatte keine Seele, außer Dillen, etwas erfahren; aber sie wirkte nachtheilig genug auf Weber zurück, obgleich der arme Teufel nicht die geringste Schuld daran trug, da er sich ja damals in Straßburg befand.

Auch der Herzog, der aus Scham von dem ersten Momente an nicht mit einer Sylbe mehr die Sache

vor seiner Frau berührte (ihr war die Lection, die sie ihrem leichtsinnigen Gatten gegeben, ohnehin genug) — auch der Herzog, Gretchen und selbst Huber konnten lange dem räthselhaften Vorgange nicht auf den Grund kommen, bis Letzterer die Fährte fand und Seine Hoheit, über die Art und Weise, wie er getäuscht worden, aufklärte.

Die Sache verhielt sich wie folgt:

Als gleich nach der neuen Meublirung der herzoglichen Staatszimmer im Geschmacke Louis XIV. die Hoheit den Grafen Dillen zu sich gebeten, um ihm die neue Einrichtung zu zeigen — auch große Kinder haben ja ihr Spielzeug — und der Herzog und Dillen, in eifrige Gespräche vertieft, sich allein glaubten, war gerade die Frau Herzogin dem Gatten nachgeeilt, um ihm die unangenehme Nachricht des ganz plötzlichen Erkrankens eines ihrer Kinder selbst zu hinterbringen.

In dem Zimmer angelangt, das an jenes stieß, in welchem die Herren eifrig sprachen, überraschten ihr Ohr Phrasen, die ihren Füßen Halt geboten. Die Herzogin erschrack und wollte leise zurückkehren, als sie zu ihrer Bestürzung hörte, wie ihr treuloser Gatte auf's Neue mit dem von ihr gehaßten Grafen einen ruchlosen Plan zur Verführung eines, von ihr nur als sehr sittsam gekannten Mädchens, entwarf.

Jetzt versagten ihr die Füße vollends den Dienst, wäh-

rend gerechte Eifersucht und Indignation sie zum Weiterhören zwangen.

Rasch trat sie hinter einen der schweren Damastvorhänge. Der Herzog selbst hatte das leise Geräusch vernommen und in das Zimmer geschaut, ohne jedoch in seinem leidenschaftlichen Eifer etwas zu gewahren.

Erst als er und Dillen die Zimmer verlassen, brach die Herzogin weinend zusammen; bald aber richtete sie der gerechte Zorn über das ruchlose Treiben ihres Gatten wieder auf, und wenn ihr auch nicht einfiel, den, längst als Wüstling erkannten, Gemahl zu bessern, so nahm sie sich doch vor, ihn zu strafen, die kleine liebliche Lang zu retten und einer neuen, leicht aus der Zusammenkunft erwachsenden verschwenderischen Maitressenwirthschaft vorzubeugen.

Schon bei der ersten Erkundigung fand denn auch die kluge Frau in Jenny ein vortreffliches Werkzeug zur Ausführung ihres Planes. Eine Börse voll Gold kann Zauberdinge bewirken. Das Kammerkätzchen verrieth die Maske . . . der Anzug der Andalusierin war rasch gefertigt, und da die Herzogin nur wenig größer als die Sängerin war, so stand der Täuschung um so weniger im Wege; da die Camelien — von welchen der Herzog mit Bestimmtheit, als von einer ganz neu aus Japan gekommenen Pflanze, wußte, daß nur seine

Treibhäuser sie besäßen — der Fürstin ebenfalls zugängig.

Jenny mußte nun am Abend des Balles die Pendule im Zimmer der Sängerin um eine Stunde vorrücken und darauf hin ihre Gebieterin auch um eben so viel Zeit früher zum Balle fertig machen. Etwas, was um so leichter geschehen konnte, da das Mädchen das aufgeregte, ungeduldige Wesen ihrer Herrin kannte, wenn es sich darum handelte, einem begehrten Genusse entgegen zu gehen.

Der Wagen kam ... aber nicht der des Intendanten, sondern ein ähnlicher von der Herzogin gesandter. Margaretha stieg unbefangen ein. Die Pferde zogen an; aber der Kutscher nahm einen entgegengesetzten Weg. Die in tiefe Gedanken verlorene Sängerin merkte es nicht, ja sie achtete um so weniger darauf, als sie der Meinung war, daß der Wagen auch ihre Colleginnen, die Damen Midke, Graff und Gollin abholen werde. Endlich, als ihr die Fahrt doch zu lang wurde und sie den Kutscher anrief, gingen auch die Pferde noch durch und rannten wie besessen durch die Straßen, ja sogar noch ein Stück vor die Stadt hinaus; erst hier ward der Kutscher ihrer mächtig, fuhr nun aber auch um so vorsichtiger und langsamer zurück.

Unterdessen war die zweite Andalusierin in den rechten Wagen des Intendanten gestiegen, und da sie be-

fohlen: erst sie an dem Palais-Dillen abzuliefern und dann die übrigen Damen abzuholen, diesem Befehle auch mit einem Dukaten Nachdruck gegeben, so war sie längst, längst auf dem Balle und schon verschwunden, als Margaretha eintraf.

Zu Gretchens unaussprechlicher Verwunderung kümmerte sich hier aber keine Seele um sie. So oft sich ihr eine Maske nahte, lauschte sie auf das Loosungswort. Aber die Masken hatten zumeist nur die alten trivialen Phrasen und Witze anzubringen und nirgends erschallte ein „Fiametta!“

War sie mystificirt worden? oder was hatte das räthselhafte Nichterscheinen, was hatten der Brief, die Camelien und das Loosungswort zu bedeuten?

Das Räthsel blieb um so mehr ungelöst, da mit dem Herzog zugleich auch der goldstrotzende Kazike verschwunden war, um selbst, in eine andere Maske gehüllt, einem famosen Liebesabenteuer nachzugehen. Auch Huber hatte vorschriftsmäßig den Ball verlassen, während der Herzog, stumm vor Zorn und Scham, mit der von einer Ohnmacht in die andere fallenden Gattin so rasch als möglich den unglückseligen Ort verließ, um nach Hause zu eilen.

Sonderbarerweise trug nun aber der Herzog seinen Zorn im Geheimen auf den armen Weber über, wobei natürlich die Eifersucht und die Erbitterung darüber,

daß er bei der lieblichen Lang nie ankommen konnte, das Meiste thaten. Ohnehin wuchs durch den Widerstand des Herzogs Leidenschaft. Dillen, dem diese Stimmung der Hoheit gegen seinen Geheim-Secretair nicht fremd blieb, hetzte natürlich, und so kam es bald so weit, daß der Herzog, um den lästigen, den bevorzugten Nebenbuhler zu entfernen, den Entschluß faßte, ihn bei der nächsten Gelegenheit fallen zu lassen und zu opfern.

Während aber so — in Beziehung auf die Existenz — das Damoklesschwert über Carl Maria von Weber's Haupt schwebte, stiegen auch von anderen Seiten schwere Gewitterwolken an seinem Lebenshorizonte auf.

Ein großer Theil seiner Gläubiger ward ungestüm und wollte sich nicht mehr vertrösten lassen. Carl Maria verkaufte sein Reitpferd, schaffte seinen Reitknecht ab . . . aber es half nichts. Puzzicaca wollte bald hier, bald dorthin; der Freundeskreis führte sein lustiges aber das Geld geradezu verschlingendes Leben fort und Weber konnte und durfte nicht zeigen, wie es mit ihm stehe.

Da traf auch noch Carl Maria's pecuniäre Existenz ein unvorhergesehener, aber sehr harter Stoß, der fast einem Gnadenstoße glich.

An einem schönen Morgen fuhr eine alte Kutsche an Carl Maria's Wohnung an, oben auf eine Baßgeige, im Inneren aber, neben einem alten, höchst sonderbar

aussehenden Herrn, zwei bettartige Körbe, in welchen zwei feiste Pudelspitze lagen.

Carl Maria glaubte, der Schlag müsse ihn rühren: es war sein Vater, der bisher in Carlsruhe bei wohlwollenden Menschen ganz gut aufgehoben gewesen und nun den Sohn mit der Nachricht überraschte: daß er ferner bei diesem in Stuttgart leben wolle.

Wohl hing der Sohn noch immer mit unwandelbarer Liebe an dem Vater; aber Entsetzen erfaßte Carl Maria bei dem Gedanken: daß sich jetzt seine Freiheit, mithin auch sein musikalisches Schaffen, sehr beschränken werde, und ihm der alte Herr nichts mitbringe, als die bekannte Baßgeige, seine beiden leidenschaftlich geliebten aber unausstehlichen Hunde und . . . eine Last voll Schulden, unter denen sich sehr dringende Ehrenschulden befanden, die den schon von eigener Schuldenlast niedergedrückten Sohn mit neuen Sorgen beschwerten. Dabei war das Aergste, daß des guten Franz Anton von Weber's sonst so reicher, immer aber excentrischer Geist durch Alter und Krankheit sehr gelitten hatte und bei der jetzt herrschenden Gedächtnißschwäche und dem vollkommenen Mangel an Urtheilskraft und Distinktionsfähigkeit fast unzurechnungsfähig war. Es bedurfte also geradezu einer Ueberwachung von Seiten des Sohnes, wenn sich dieser nicht durch tolle Streiche des Alten compromittirt sehen wollte.

Carl Maria war außer sich. Der Vater richtete sich bei ihm häuslich ein, hing die schwebenden Körbe seiner Hunde im Schlafzimmer, das er mit dem Sohne theilte, auf, und brachte nicht allein durch Unarten dieser verzogenen Thiere den feinfühlenden jungen Künstler, dessen Geruchsnerven und Gehör krankhaft empfindlich gegen jeden übeln Eindruck waren, halb zur Verzweiflung, sondern wirkte auch auf dessen ganzes Leben und Treiben hindernd und nachtheilig ein, besonders indem er durch gewisse Unliebenswürdigkeiten seines Wesens, die durch die Krankheit noch gesteigert worden waren, die Geselligkeit in dessen Wohnung unmöglich machte, und, unter andern, das Quartett des Prinzen Paul mit allem Zubehör von lustigen Abenden und kleinen Vortheilen, daraus verscheuchte.

Aber dies und die Kosten, die seine standesgemäße Erhaltung in Stuttgart dem Sohne verursachten, waren noch die kleinsten Nachtheile, die er ihm mitbrachte. Weit verdrießlicher, ja endlich fast verderblich waren für diesen die Consequenzen von Eingriffen, die er sich in die Handlungen und Verhältnisse desselben, gerade so, als sei er noch der Knabe im Unterricht bei Michael Haydn, oft selbst ohne Carl Maria's Vorwissen erlaubte. So sandte er dessen Composition „Der erste Ton" hinter seinem Rücken an Rochlitz in Leipzig, dessen Ruf als Kritiker damals in höchster Blüthe stand

mit einem Briefe, der in seiner fast drolligen Mischung von Hochmuth erkünstelter Demuth und Schmeichelei und mit seiner unrichtigen Unterschrift, ein trauriges Zeugniß für seinen geistigen Verfall lieferte und dessen Absendung in dieser Form Carl Maria nimmermehr geduldet haben würde.*)

Aber das war nicht alles: ein noch härterer Schlag sollte Carl Maria niederschmettern.

*) Max Maria von Weber a. a. O. Seite 164.

Schurkenstreiche.

Der November des Jahres 1809 war angebrochen; trübe Wolken bedeckten den Himmel, während ein kalter Wind große Regentropfen wider die Fenster warf. Straßen und Dächer waren naß und eine gewisse peinliche Unbehaglichkeit hatte sich überall breit gemacht: draußen und innen, ja in dem durchwärmten Zimmer und in den Menschen selbst.

An solchen Tagen liegt etwas ungemein Frostiges und Trübes über der ganzen Welt, das auch den Geist niederdrückt und das Herz schwer macht. Es sind die Einflüsse des Hinsterbens der Natur, die durch den grau und schwarzen Trauermantel, den der Himmel übergeworfen, nur noch mächtiger werden und auch uns, oft ohne daß wir es wollen und wissen, mit Ahnungen des Todes, mit den Gedanken an die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen, erfüllen. Werden wir uns über dieselben nicht klar, so liegt es doch wie mit Bleigewicht über der Seele und beugt uns oft bis zum unwillkürli-

chen Weinen nieder; oder aber es macht uns — je nach dem Charakter — finster und ärgerlich.

Solch ein Tag war es, der auch heute über der Erde lag und aus trüben Augen in trübe Gesichter sah.

Carl Maria von Weber saß an dem Clavier und suchte zu componiren, das heißt, noch einiges an seiner Oper „Sylvana" zu verändern und zu verbessern, was ihm in den Proben nicht genügt hatte. Sollte doch die Oper demnächst in Stuttgart aufgeführt werden, ein Erlebniß, das für Weber in künstlerischer und pekuniärer Beziehung von großer Bedeutung sein mußte.

Aber so freudig er sonst im Reiche der Töne schuf, so wenig wollte es ihm heute von Hand und Kopf gehen. Er hatte keine Gedanken, war zerstreut, ärgerlich; aber . . . war es denn ein Wunder? Drei seiner Gläubiger und zwei, die an den Herzog zu fordern . . . hatten heute morgen schon bei ihm angeklopft, und waren — es giebt Tage, wo sich das Schicksal geradezu gegen uns verschwört, — grob geworden. Sie drohten der Hoheit und dem Herrn Geheim-Secretair ihre Klagen bei Gericht anhängig zu machen.

Dabei spielte der alte Weber im Nebenzimmer tolle Melodien auf seiner Baßgeige, während die beiden fetten Pudelspitze bei jedem Geräusch in und vor dem Zimmer kläfften und heulten und ihnen und ihren

Hängkörben ein Geruch entstieg, der Carl Maria zwang, alle zehn Minuten, trotz der frostigen Witterung, das Fenster aufzureißen.

Es war dem jungen Weber, als müsse er aus seiner Haut herausfahren. Zornig warf er das Notenblatt, das halb beschrieben, zur Erde, woselbst es sofort die beiden ekligen Hunde mit den Zähnen erfaßten und in Stücke rissen.

Was lag Carl Maria daran . . . er warf seinen Regenmantel um, stieß den Hut auf den Kopf und lief davon.

Aber wohin? . . . das Wetter war unausstehlich, für die Trinkstube war es noch gar zu früh! . . .

Also . . . zu Puzzicaca! Nur der süße Rausch in ihren Armen und die gemeinsamen mit den Freunden ausgeführten Tollheiten konnten ihn ja seit einiger Zeit der stillen Verzweiflung entreißen, die, wie ein höllischer Dämon, ihre Krallen nach ihm ausstreckte.

Zwar kam ihm die Geliebte jetzt hie und da kälter und oft sonderbar zerstreut und verlegen vor; . . . indeß das lag denn doch wohl mehr in ihm selbst — dachte er — und in seiner inneren Verstimmung.

Als er ein Viertelstündchen später vor ihrer Wohnung stand und klingelte, dauerte es längere Zeit, bis Jenny erschien. Zum erstenmal schien sie ihm über seinen Besuch betreten zu sein. Wie aber erstaunte We-

der, als er erfuhr, daß Fräulein Lang unwohl sei, und Niemanden zu sprechen wünsche.

Das war Carl Maria bisher noch nie vorgekommen ... und so plötzlich erkrankt zu sein! Gestern Nachmittag hatte sie noch auf einer Probe Weber in ihrer gewöhnlichen tollen Heiterkeit ausgelacht, weil er nicht glauben wollte, daß der Brillantring an ihrem Finger — den er noch nie an ihr gesehen — ein Erbstück von ihrer verstorbenen Mutter sei.

Seine liebe Puzzicaca, sein einziger Trost in der jetzt so mißlichen und trüben Lage ... erkrankt!

Mißmuthig und noch niedergeschlagener als er gekommen, ging Weber nach seiner Wohnung zurück.

Der Alte handhabte noch immer seine Baßgeige, ... die fetten Pudelspitze gautzten und im Zimmer herrschte ein mephitischer Geruch.

Carl Maria riß die Fenster auf, einen leisen Fluch zwischen den Lippen murmelnd.

Auf seinem Tische lag ein Brief an „Se. Hochwohlgeboren den Herrn, Herrn Freiherrn von Weber, Geheim-Secretair Sr. Hoheit des Herrn Herzog Ludwig Friedrich Alexander von Würtemberg zu Stuttgart.“

„Geschäftssachen!“ — murmelte Carl Maria und erbrach das Schreiben. Es kam von dem Verwalter der in Schlesien gelegenen Güter des Herzogs.

Mit einemmale ward Weber blaß wie der Tod. Der Verwalter schrieb: daß er nur einen Theil des Geldes empfangen habe, welches doch der Herzog, nach mündlicher Unterredung mit ihm, auf das Bestimmteste zugesagt, da dasselbe durchaus nöthig sei, wenn die schlesischen Güter Sr. Hoheit nicht ganz in Verfall gerathen sollten.

Laut der Bescheinigung des Verwalters fehlten achthundert Gulden . . . und Carl Maria hatte doch die ganze Summe aus der Hand des Herzogs erhalten, und — da er damals gerade einen Ausflug mit Puzzicaca und den Freunden vor hatte — dem Vater zur Uebersendung nach Schlesien übergeben.

Sollte der alte Herr in seiner geistigen Schwäche, ohne Begriff von der ihm und seinem Sohne daraus erwachsenden Verantwortlichkeit, die bezeichnete Bestimmung des Geldes vergessen haben?

Weber stürzte an seinen Schreibtisch, öffnete die Schublade, in der das Geld gelegen . . . und sank auf den danebenstehenden Sessel . . . das Geld war nicht mehr da! . . . Die als Kasse dienende Schublade zeigte sich so leer, wie ein im heißen Sommer ausgetrockneter Bach.

Dem Geheim-Secretair vergingen thatsächlich für einen Augenblick die Sinne. Das Bewußtsein, grenzen-

los leichtsinnig gehandelt zu haben, verwirrte sich mit dem Gedanken: „Allmächtiger Gott, was nun?!"

Aber nein! es konnte ja nicht möglich sein! Verwirrten sich auch manchmal des alten Vaters Begriffe, hier hatte er ihm alles deutlich gesagt . . . vorgeschrieben . . .

Carl Maria erhob sich mit Mühe und schwankte nach dem Nebenzimmer. Der Alte spielte noch immer auf seinem Lieblingsinstrument, indem er sich dabei mit seinen zwei fetten vierbeinigen Lebensgefährten unterhielt:

„Achtung, Erato!" — rief er jetzt — „das haben wir selbst componirt. Hörst Du? . . . meisterhaft . . . mach's Einer nach!"

Der Angeredete ließ als Antwort ein heiseres Gautzen hören.

„Wir!" — fuhr der Alte mit schmunzelndem Lächeln fort — „k. k. Kammerherr!"

Daß Franz Anton von Weber dazu kam, sich diesen Titel und den eines Majors beizulegen — was er ebenfalls öfter that — war nur aus seiner geistigen Schwäche erklärlich.

„Vater!" — sagte in diesem Augenblick Carl Maria mit zitternder aber milder Stimme — „darf ich Sie um ein Wort bitten?"

„Warte!" — entgegnete der alte Herr unwillig —

„mußt Du mich immer stören? ich muß Erato das Adagio erst völlig vorspielen. Verstanden, Erato?... welch ein Reiz für Geist und Ohr, wenn man, wie hier, einen einfachen melismatischen Gedanken, eine leichte Fioritur, welche die Harmonien weniger begleitet, als hörbar macht, sich gleich darauf in eine contrapunktische Figur voll Anmuth verwandeln hört."

Carl Maria war sich voll Verzweiflung an die Stirne gefahren.

„Aber Vater!" — sagte er jetzt, die Hand auf die Schulter des Alten legend — „ich bitte Sie nur um einen Augenblick Gehör, die Sache hat Eile und ist verzweifelt wichtig."

„Nun denn!" — brummte der Alte unwillig, indem er einhielt.

„Erinnern Sie sich noch, an wen Sie vor ungefähr vierzehn Tagen das Geld geschickt haben, das ich Ihnen zur Beförderung übergab?" — frug die zitternde Stimme des Sohnes.

Franz Anton sann einen Augenblick nach ... dann sagte er lächelnd:

„An Dautrevaux!"

„An wen?" — rief Carl Maria entsetzt.

„Nun, was schreist Du denn so?" — sagte der Alte finster. — „An den Canzelisten Dautrevaux in Carlsruhe, ... meinem alten treuen Freund ... er hat

damit meine dringendsten Schulden in Carlsruhe bezahlt."

„Aber um Gottes Willen!" — rief hier der Sohn die Hände ringend — „das Geld war ja nach Schlesien bestimmt."

„Dahin" — sagte der Alte pfiffig lächelnd — „sandte ich auch das Uebrige."

„Es sollte ja aber alles dahingehen!"

„Wird nicht so eilen, . . . die Deckung meiner Schulden war dringender. Dautrevaux schrieb . . ."

„Aber um Gott und aller heiligen Willen, Vater!" — rief Carl Maria — „haben Sie denn nicht bedacht, daß das Geld nicht unser, sondern dem Herzog sei?"

„Pah!" — brummte der Alte, indem er wieder zu geigen anfing, — „was kümmert Dich der Herzog, . . . Dein alter Vater steht Dir näher!"

Carl Maria stand wie eine Marmorstatüe: bleich, kalt, die Züge starr, die Augen weit aufgerissen:

„Und wie viel" — stammelte er — „wie viel sandten Sie an Dautrevaux?"

„Achthundert Gulden."

„Und die sind ausgegeben?"

„Bis auf den letzten Heller" — sagte der Alte wieder lächelnd — „hier ist die Abrechnung!" — und er

griff in seine Rocktasche und reichte dem Sohn ein beschriebenes Papier hin.

Carl Maria warf einen Blick darauf, damit aber versagten ihm die Füße den Dienst, er schwankte nach seinem Sessel zurück und brach in demselben zusammen.

In demselben Momente öffnete sich die Thüre und Huber trat ein; aber . . . nicht mehr als Diener Weber's, sondern in der glänzenden Livreé eines herzoglichen Kammerlakais.

Da Weber in der letzten Zeit nicht mehr im Stande gewesen, Huber den Lohn regelmäßig zu bezahlen, so war dieser vor einiger Zeit mit dem ihm eigenen Schein einfacher Biederkeit und mit der Bitte vor ihn getreten: ihm doch gütigst seine Entlassung zu geben. Wohl habe er — Huber — bis jetzt noch keinen anderen Dienst, was allerdings einem armen Manne wehe thue; da er aber den Herrn Geheim-Secretair so sehr schätze und liebe, so könne er nicht sehen, wie dieser auch noch die Last für seine Existenz mittrage.

Allerdings wollte Carl Maria anfangs nicht hierauf eingehen, weniger weil er selbst eines Dieners bedurfte, als aus Rücksicht für Huber, den er wirklich schätzte; endlich aber gab er doch nach, da ja Huber vielleicht einen besseren Dienst finden konnte. Merkwürdigerweise kam es denn auch so. Schon nach zwei Tagen schickte Herzog Louis urplötzlich einen seiner

Kammerlakaien fort, mit dem er bisher sehr zufrieden gewesen.

Huber, der dies sofort erfahren, kam zu Weber gelaufen und bat um Befürwortung für diese Stelle, und den anderen Tag war der schlichte, bescheidene, immer still und zufrieden vor sich hinlächelnde Mann . . . herzoglicher Kammerlakai.

Das sollte ihn aber nicht von seinem bisherigen so guten und liebenswürdigen Herrn trennen — wie er selbst mit weicher Stimme und offenem Blick sagte — sondern er bleibe stets und immer zu dessen Verfügung.

Und wirklich, Kammerlakai Huber ließ sich täglich wenigstens einmal bei seinem alten Herrn sehen, was diesem nachgerade fast lästig wurde; wie aber hätte das gute Herz Carl Maria's der treuen Ergebenheit seines bisherigen Dieners hart entgegentreten können? Und er war so theilnehmend, frug so nach allen Verhältnissen.

Freilich . . . hätte Weber auch nur von ferne geahnet, was zwischen dem neuen Kammerlakaien, dem Herzog und Graf Dillen vorging, . . . er wäre vorsichtiger gewesen; aber Carl Maria's kindliche und wohlwollende Natur wußte ja nicht, was Argwohn sei.

Huber's Erscheinung war ihm daher jetzt, wo er

sich in einer so verzweifelten Lage und ganz rathlos befand . . . nicht unangenehm.

Einen Menschen muß man doch haben, gegen den man in solchen Situationen sein Herz ausschütten kann.

Aber Huber war ihm auch gleich beim Eintreten entgegengekommen.

Kaum nämlich sah sein ewig lächelndes Gesicht zur Thüre herein, als er, unter wüthendem Gebell der Pudelspitze empfangen, ausrief:

„Aber um Jesu Christi Willen, wie sehen Sie denn aus, gnäd'ger Herr? Was haben Sie, was ist Ihnen begegnet? Sie sehen ja aus, wie der leibhaftige Tod!"

„Halb todt wenigstens bin ich auch!" — stöhnte Weber.

„Aber was ist's denn?" — frug Huber, ohne den fatalen Zug seiner stereotypen Freundlichkeit aus dem Gesicht verbannen zu können.

„Was es ist?" — wiederholte Carl Maria.

„Ja denn!"

„Huber, können Sie schweigen?"

„Wie das Grab!" — sagte Huber lächelnd.

„Und haben Sie noch einen Funken Anhänglichkeit an mich?"

„O mein lieber guter gnäd'ger Herr . . ."

„Der bin ich nicht mehr, der ist jetzt der Herr Herzog!"

„Sie bleiben es ewig! Sie waren ja immer so gut gegen mich, so freundlich und freigebig . . .“

„Lassen wir das jetzt!“ — versetzte Weber ernst. — „Ich kann also auf Ihre tiefste Verschwiegenheit rechnen?“

„Sie können es, gnädiger Herr!“

„Nun denn, Huber, mir ist ein Unglück passirt, . . . das mich in Verzweiflung bringt. Ich muß einen Menschen haben, dem ich mein Herz ausschütten kann. Vielleicht wissen Sie mir Rath. Ich weiß ja, daß Sie es gut mit mir meinen.“

„O gewiß! gewiß! gnäd'ger Herr!“

„Also hören Sie!“

Und Weber erzählte Huber den ganzen Verlauf der Sache.

Der Kammerlakai, den Kopf vorgebogen und etwas zur Seite gelegt, den Rücken leicht gekrümmt, die Hände in einander geschlagen, das ehrliche Gesicht von einem jetzt wehmüthigen Lächeln übergossen, hörte mit der gespannten Aufmersamkeit zu, mit der wohl der Fuchs in seinem Versteck dem Gackern der Henne lauscht, die in Verzweiflung hin und her läuft, um das eine ihrer Jungen zu suchen, das Meister Reinecke bereits im Leibe hat.

„Jetzt rathen Sie mir, rathen Sie mir, Huber, was ist in meiner Lage zu thun. Wenn der Herzog die Sache erfährt, bin ich, wenn auch noch so unschuldig, verloren. Was mein armer Vater gethan, geschah aus

Geistesschwäche. Sein sonst so reicher Geist, hat durch Alter und Krankheit gelitten ... die Urtheilskraft fehlt ... aber die Sache ist geschehen ... und ... ich bin verantwortlich!"

Huber rieb sich lächelnd die Hände: — „Hm! hm!" — machte er dabei — „ist eine ärgerliche Geschichte. Und Sie können das Fehlende nicht decken?"

„Unmöglich! meine Kasse ist leer bis auf den Grund!"

„Hm! hm!" — brummte Huber wieder und ging, wie vorhin, die Hände reibend, im Zimmer auf und ab.

„Und wissen Sie gar keinen Rath?"

„Vielleicht, ... vielleicht auch nicht!" — sagte Huber.

„O sprechen Sie, ich werde dankbar gegen Sie sein!" — rief Weber. — „Wenn Sie mir tausend Gulden verschaffen — denn ich stecke auf allen Seiten — so zahle ich Ihnen sogleich von dieser Summe fünf Louisdor und wenn demnächst meine Oper „Sylvana" gegeben wird, so sollen Sie noch ein weiteres Trinkgeld erhalten."

Das waren goldene Worte für den Teufel der Habgierde, der hier unter einem so schlichten Gewande saß: konnte er doch im Auftrage des Grafen Dillen — dahin gehend: Weber zu verderben — von jener Seite noch das Doppelte verdienen.

Für so viel Geld kam es dem ehrlichen biederen Huber auf einen Schurkenstreich nicht an.

„Nun lieber Huber,“ — unterbrach Carl Maria jetzt die momentane Stille — „über was denken Sie nach?“

„Ei!“ — entgegnete der neugeschaffene Kammerlakai, indem er sich, die Hände reibend, vor den Geheim-Secretair hinstellte und so unschuldig-vergnügt lächelte, als könne er kein Wasser trüben und sei wirklich glücklich, einen Rettungsweg für seinen alten Herrn gefunden zu haben. — „Ei da wüßte ich am Ende einen Ausweg.“

„Huber!“ — rief Weber aufspringend. — „Lassen Sie sich umarmen! Sie sind der beste, der edelste Mensch, den ich kenne. Aber wie? wo? wer soll helfen?“

„Ich denke an den Wirth Höner zu Schwieberdingen!“

„Donnerwetter, ja!“ — rief Weber, wie neu angezündet — „bei dem unsere überlustigen Cavalier- und Bühnengesellschaften viel verkehren. Der Mann ist reich und hat an uns schon riesenmäßig verdient!“

„Ich werde ihn im Namen Ew. Gnaden um ein Darlehn von tausend Gulden angehen.“

„Angehen, ja, das geht! . . . aber . . . ob er darauf eingehen wird?“

„Dafür lassen Sie mich sorgen, Herr Geheim-Secretair!"

„Huber! wie soll ich Ihnen danken!"

„Bitte, Sie wissen . . ."

„Und Sie glauben, daß Sie Höner zu dem Darleihen wirklich vermögen werden? Der Mann ist als Wirth sehr artig und freundlich; . . . aber . . . in solchen Dingen halte ich ihn für zäh!"

„Vertrauen Sie mir!" — sagte Huber schmunzelnd — „ich kenne ihn und seine Verhältnisse . . ."

„Nun gut! gut!" — rief Weber jetzt eben so entzückt, wie er kaum zuvor verzweifelt war. — „Ich vertraue ganz auf Sie, Huber, bringen Sie die Sache in Ordnung, damit mein und meines Vaters guter Name nicht compromittirt wird!"

„Verlassen Sie sich auf mich!" — versetzte Huber freundlich — „ich gehe noch heute nach Schwieberdingen!"

— — — — — — — —

Seit jenem verhängnißvollen Tage waren vier Wochen verstrichen. Carl Maria von Weber war wieder der alte lustige Gesell, denn Huber hatte Wort gehalten und ihm schon vierundzwanzig Stunden nach der obigen Unterredung das besprochene Darleihn Höner's von tausend Gulden zugestellt.

Wer war glücklicher als Carl Maria! Ohne wei-

ter zu fragen oder nachzulesen unterschrieb er den Schein. Huber erhielt die versprochenen fünf Louisd'or, die fehlende Summe ging nach den schlesischen Gütern und der Herzog that, als habe er von der ganzen Sache nichts erfahren. Dabei rückte der Tag immer näher, an welchem die Oper „Sylvana" aufgeführt werden sollte, ein Evènement, das den Componisten mit den stolzesten und freudigsten Hoffnungen erfüllte.

Auch Puzzicaca war wieder wie sonst, ja toller und ausgelassener noch; nur gab es allerdings Tage und Abende, wo sie Weber nicht vorließ; allein das geschah — wie sie behauptete — gerade um seiner selbst willen, da sie alsdann mit doppelter Liebe und doppeltem Fleiß die Rolle einstudire, die sie in der „Sylvana" zu singen habe, und somit darauf hinarbeite, so viel als möglich zu der Erhöhung seines Ruhmes beizutragen.

Und endlich, endlich war der Tag herangekommen! Morgen sollte die erste Aufführung stattfinden, . . . für heute Abend war die letzte große General-Probe angesagt.

Weber klopfte das Herz zum Zerspringen.

Es ist ein namenlos beglückendes Gefühl, wenn wir in unserem Inneren die eigene Kraft erkennen; wenn uns die Macht, selbstthätig zu schaffen, immer mehr zum Bewußtsein kommt, wenn es in uns klar und im-

mer klarer wird, und sich unser Geist nun mit einemmale auf den Schwingen einer vorher nie gekannten Begeisterung kühn und fest erhebt, um nach dem Höchsten und Größten zu streben. Dann hat der Mosesstab an den Felsen geschlagen und wir finden Alles in uns: Kraft, Lust, Fähigkeit und freudige Ausdauer!

So war es Carl Maria von Weber auch heute. Er war vollständig selig, zumal bis dahin alles vortrefflich von Statten gegangen.

Und diesem beglückenden Gefühle that es auch keinen Abbruch, wenn er daran dachte: daß mit der öffentlichen Aufführung seiner neuen Oper für ihn und seinen Stuttgarter Aufenthalt die Würfel fallen mußten. Gefiel das neue Werk, was mit Bestimmtheit vorauszusetzen war — so konnte er gewiß sein, nicht nur in der Gunst des Königs und des Herzogs bedeutend zu steigen, sondern auch der Liebling der Hauptstadt zu werden. Weiter und weiter verbreitete sich dann sein Ruf und der Tempel des Ruhmes öffnete die goldenen Pforten!

Carl Maria war selig, — glücklich wie ein junger Gott, — ausgelassener denn jemals.

Er scherzte mit dem Capellmeister, mit den Sängern und Sängerinnen, mit dem Chor, mit der ganzen Theaterwelt!

Nur eines war ihm unangenehm und auffallend:

die Probe sollte ihren Anfang nehmen und noch fehlte Puzzicaca, die doch sonst immer so pünktlich war. Indeß sie mußte ja jeden Augenblick erscheinen.

Aus seinen offenen geistvollen Augen sah man das Glück leuchten, das in dem jungen werdenden Künstler der Blick in eine rosenfarbige goldene Zukunft voll Ruhmesglanz und Ehre, voll Liebeslust und stolzer Freude erzeugt.

Aber was ist das?

Plötzlich treten eine Masse Gensdarmen in das Orchester und besetzen es nach allen Seiten hin.

Der Capellmeister — der eben den Taktstock ergriffen, um einstweilen, und in Erwartung der immer noch fehlenden Lang, zu beginnen, — steht erstarrt.

Frauen und Mädchen schreien erschrocken auf, denn unter der tyrannischen Regierung des dicken Königs und seines allgefürchteten Günstlings, des Grafen Dillen, war kein Unterthan seines Lebens und seiner Freiheit sicher.

Weber schaut lächelnd über die allgemeine Verwirrung hin.

Da tritt der Führer der Gensdarmen mit finsterer Miene auf ihn zu:

„Sind Sie der Geheim-Secretair des Herrn Herzog Louis, Carl Maria von Weber?“ — lautet die barsche Frage.

„Ja mein Herr, der bin ich!“ — entgegnet der junge Mann ruhig.

„So verhafte ich Sie im Namen Sr. Majestät des Königs!“ — tönt laut und hart die Stimme des Gensdarmen.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens und der Ueberraschung durchzittert die Räume.

„Mich?“ — fragt Weber mit ungläubigem Lächeln. — „Sie irren sich wohl, mein Herr!“

„Die Polizei irrt sich nie!“ — entgegnete der Anführer der Polizisten. — „Hier ist der königliche Verhaftsbefehl!“

Carl Maria wirft einen Blick auf das Papier,... sein Gesicht wird fahl wie der Tod.

Die Sache hat ihre Richtigkeit.

„Folgen Sie; Sie sind Staatsgefangener!“ — tönt noch einmal die Stimme des Verhaftenden. Dann nehmen vier Gensdarmen Weber in die Mitte ... und führen ihn ab.

Sechzehn Jahre in sechzehn Tagen.

Eine Stunde war seit der Verhaftung Weber's vergangen. Carl Maria saß jetzt, einem Verbrecher gleich, im Gefängniß.

Düstere Mauern, von welchen Bewurf und Tünche theilweise abgefallen, umschlossen den ziemlich engen Raum, der sein Licht durch ein einziges kleines, mit starken Eisengittern verwahrtes Fenster erhielt, das hoch oben angebracht war. Wo Bewurf und Tünche der Zeit und der Feuchtigkeit getrotzt, war der uralte Anstrich mit Zeichnungen gemeiner Art, Namen und Jahreszahlen, schlecht geschriebenen rohen Witzen und ähnlichen Spuren der traurigen Gefangenschaft so manchen Verbrechers besudelt.

Den kalten und feuchten Fußboden deckten Steinplatten, während von der in Spitzbogen gewölbten Decke dichte Spinnengewebe als eigenthümliche Zierrathen hernieder hingen.

Ein Tisch und ein Stuhl aus rohem Holz, ein or=

dinäres Feldbett, auf welchem eine schlechte Matratze, ein eben nicht sehr reines Kopfkissen und eine alte wollene Decke lagen, bildeten das Ameublement dieses traurigen Gelasses.

Kaum aber hatte wohl Carl Maria seine Umgebung noch gemustert, da er seine neue Wohnung in einem fast an Bewußtlosigkeit grenzenden Zustande betreten; ja selbst jetzt noch — auf dem rohen Holzstuhle sitzend, den Kopf auf den Arm, den Arm auf den Tisch gestützt — fühlte sich der unglückliche, auf eine so grausame Weise aus allen seinen Himmeln herabgestürzte Mästro, wie betäubt.

Was war denn geschehen? was hatte er denn verbrochen? er fühlte sich ja so unschuldig wie ein Lamm! die fatale Geschichte mit den Geldern nach Schlesien war längst ausgeglichen; . . . . eine besondere Vernachlässigung seiner Pflichten, eine Beleidigung des Königs, ein Vergehen gegen den Staat lagen nicht vor . . . aber, um Gottes und aller Heiligen Willen! . . . was hatte ihn denn sonst, einem Verbrecher gleich, hieher gebracht?

Leichte Vernachlässigungen seines Dienstes konnten zu keiner solchen Strafe führen!

Schulden hatte der junge leichtsinnige Mann allerdings so viele, als Haare auf dem Kopfe; . . . aber Niemand hatte ihn noch eingeklagt . . . und . . . ohne

Klage und ohne Urtheil konnte man ja doch nicht auf diese Weise mit ihm verfahren.

Außerdem saß er nicht im Schuldgefängniß, sondern in jenem, das die Regierung für Criminalvergehen bestimmt hatte.

Carl Maria zerbrach sich den Kopf... er sann und sann . . . aber es war ihm unmöglich, einen auslangenden Grund für seine erzwungene Anwesenheit in diesem elenden, für Diebe und Mörder passenden Orte zu finden.

Konnte der Arme denn auch ahnen, welchem Schurkenstreiche er erlegen? Lag es für ihn in dem Bereich der Möglichkeit, zu wissen, daß der erste Günstling des Königs — daß Graf Dillen — längst Weber's und des Herzogs Untergang beschlossen, damit er . . . er . . . der bereits das ganze Land schon ausgesogen, noch freiere Hand zu diesem edlen Geschäfte gewinne?

Vermochte seine offene redliche Seele auch nur von ferne an einen schurkenhaften Verrath von Seiten des Mannes zu denken, der so bieder und ehrlich aussah; . . . den er, als er noch sein Diener war, mit Güte, mit Freundlichkeiten, ja mit Geschenken und Wohlthaten aller Art überhäuft und jüngst, in der Stunde der Noth, für einen treuen Freund erkannt hatte?

Und doch war es Huber gewesen, der Weber verrathen und verkauft hatte! . . . verrathen und verkauft,

aus elender Geldgier; . . . verrathen und verkauft an seinen ärgsten Feind . . . an Dillen . . . und zwar . . . durch einen wahrhaft satanischen Plan.

Der Gedanke zu diesem Schurkenstreiche kam Huber nämlich in dem Momente, da er den Geheim-Secretair des Herzogs in der äußersten Verzweiflung über den unglückseligen Mißgriff seines Vaters fand, der denn auch in der That Vater und Sohn schon damals bis an den Rand des Verderbens gebracht hatte.

Weber flehte ihn in seiner Verzweiflung um Rath und Hülfe an . . . und . . . der Plan war fertig!

Als Huber nämlich seinem früheren Herrn versprach, ihm ein Darleihen von tausend Gulden von Höner, dem Schwieberdinger Wirth, zu verschaffen, wußte er recht gut, daß Höner keineswegs so ganz ohne Weiteres darauf eingehen werde. Indeß war Huber aber auch bekannt, daß des Schwieberdinger Wirthes Sohn um jene Zeit gerade militärpflichtig, und Vater und Sohn, bei ihrer Angst vor der Aushebung, bereit seien, alles aufzubieten, um den jungen Höner der Conscription zu entziehen.

Das gab die Handhabe zu dem Schurkenstreich.

Huber eilte nach Schwieberdingen, spiegelte Höner vor, wenn er dem Herrn Geheim-Secretair des Herzogs das bewußte Anlehen zu machen bereit sei, so werde

Herr von Weber aus Dankbarkeit seinem Sohne eine kleine Anstellung bei Hofe nominell verschaffen und ihm damit die volle Befreiung vom Soldatendienste verschaffen.

Wer war froher als Höner, seinen heißesten Lieblingswunsch auf so billige Weise in Erfüllung gehen zu sehen.

Der Schein ward entworfen, die Klausel wegen der Hofstelle hineingesetzt, Huber empfing das Geld und die Sache war abgemacht.

Huber indeß kannte seinen Herrn und dessen unpraktisches, leichtsinniges Wesen. Sobald der geängstigte junge Mann das Geld sah, war er außer sich vor Freude, umarmte Huber, sprang — einem Böcklein gleich — jauchzend im Zimmer umher und unterschrieb in seiner Herzensfreude den Schuldschein, ohne ihn auch nur gelesen zu haben. Huber aber hütete sich, auch nur ein Wörtchen von der so wesentlichen Bedingung zu sagen, unter welcher der Handel abgeschlossen.

Damit wußte er, daß die Dinge kommen mußten . . . wie sie dann auch in der That kamen.

Vergeblich wartete Höner auf die Anstellung seines Sohnes. — Woche um Woche verstrich . . . es kam nichts!

Als nun aber auch Monate vergingen, die Verfallzeit der Schuldverschreibung weit überschritten wurde

und Höner von Weber, der von dem ganzen Handel nichts wußte, nur eine Ratenrückzahlung von 250 Gulden erlangen konnte, ja endlich gar sein Sohn doch zum Militär ausgehoben wurde, gerieth Höner in den heftigsten Zorn und brachte die Sache zur Anzeige, die auch sofort zur Kenntniß des Königs kam.

Dieser, in der Meinung, hier nun einmal einen der Rädelsführer bei den ihm die Soldaten escamotirenden Treiben auf frischer That ertappen zu können und vielleicht nicht unangenehm davon berührt, diesen in dem vorlauten und ihm so antipathischen Geheim-Secretair Weber zu finden, befahl, denselben sofort zu verhaften.

So kam es, daß Carl Maria — ohne auch nur zu ahnen weshalb — jetzt wie ein Verbrecher in dem Gefängnisse saß; so kam es daß — unschuldig und doch schuldig — das Schicksal ihn niederschmetterte und von der rosigsten Höhe des Glücks in den tiefsten und schwärzesten Abgrund des Unglücks schleuderte.

Noch saß Weber sinnend, als eine Ordonanz des Königs, gefolgt von zwei Gensdarmen und dem Polizei-Commissär Götz, eintrat und dem Gefangenen den Befehl überbrachte: ihm zu Sr. Majestät zu folgen.

„Gott sei Dank!“ — dachte Weber — „jetzt wird mir doch Aufklärung werden!“ — und so trat er denn, sich keiner Unthat bewußt, den schweren Gang mit ruhigem Gewissen an.

Der Gefangene wurde in dasselbe Zimmer geführt, in welchem er einst die Zusammenkunft gehabt hatte, die mit der „königlichen Waschfrau“ endigte.

War das ein böses oder ein gutes Omen?

Fast schien es das erstere zu sein; denn die Vorkehrungen, die er hier getroffen fand, deuteten nichts Gutes an.

Die Gensdarmen blieben vor der Thüre stehen, der Polizei-Commissär und die Ordonanz traten mit ihm ein und postirten sich zu beiden Seiten des Delinquenten. Was Carl Maria aber am meisten verwunderte und in der That höchst unangenehm berührte, war, daß der Privat-Secretair des Königs und ein anderer Polizei-Richter hinter einem grünen Tische saßen, auf welchem sein scharfes Auge sofort mehrere Dinge erblickte, die sein Eigenthum waren: zwei silberne Leuchter, einige Preciosen, so wie ihm zugehörige Briefe und Papiere.

Also Haussuchung! . . . Hielt man ihn für einen Dieb?

Selbst die Lieblingsjagdhunde Sr. Majestät schienen dies zu thun, denn sie umschnüffelten ihn auf eine so unverschämte Weise, daß er sie gern mit ein paar freundschaftlichen Tritten traktirt hätte.

Todtenstille herrschte dabei in dem Gemach; Niemand wagte sich zu rühren, während der feierliche Ernst, der auf

den Gesichtern aller Anwesenden lag, die unbehagliche Stimmung eines jeden derselben anzeigte.

Im anstoßenden Cabinet hörte man den König laut und leidenschaftlich sprechen und wettern, wobei das bekannte: „Pas vrai, Dillen?" bekundete, daß der allgemein verhaßte und gefürchtete Günstling der Majestät gegenwärtig sei.

Endlich riß Aufschneider die Thüre weit auf und der König und Dillen traten ein.

Das Gesicht des dicken Herrn glühte, während sein Schnaufen, Blasen und Schweißabwischen auf Sturm deuteten.

Als er mit Mühe in einem Sessel von ungeheurem Umfang Platz genommen, war das erste, daß er den Stock, auf den er sich selbst im Zimmer zu stützen pflegte und welchen ein mächtiger goldener Knopf zierte, erhob und mit demselben so gewaltig auf den neben ihm stehenden Tisch schlug, daß die Anwesenden sammt und sonders zusammenfuhren und die Hunde jämmerlich zu heulen anfingen.

„Hinaus mit den Bestien!" — schrie der König, während Aufschneider sich vergeblich bemühte, die Meute in das Cabinet zu treiben. — „Hinaus mit all' den verfluchten Ränkemachern. Wir wollen einmal Unser Land reinigen von dem Unfug, der selbst Uns über den Kopf zu wachsen droht. Pas vrai, Dillen?"

„Ja, Majestät!“ — sagte der Graf — „es fängt in der That an, zu arg zu werden!“

Allerdings gehörte hier die freche Stirne eines Menschen wie Dillen dazu, um eine solche Antwort zu geben, während ihm doch sein Bewußtsein sagen mußte, daß nicht nur er es war, der den vom König gemeinten Unfug am ärgsten trieb, sondern, daß er gerade eben im Begriffe stand, den armen Weber zu opfern, um diesen Unfug völlig in seine Hände zu spielen.

„Protocolliren!“ — schrie der Dicke jetzt weiter. Die Herren an dem grünen Tische tauchten die Federn ein.

„Wie heißt Er?“ — donnerte er Weber entgegen, in der Hoffnung, den jungen Mann zu verblüffen und zu verwirren.

Hier aber täuschte sich der hohe Herr, indem gerade dies übertriebene, ja lächerliche Wettern und Toben Carl Maria seine Ruhe zurückgab.

„Wie Ew. Majestät bekannt ist: Carl Maria von Weber!“ — entgegnete der Gefragte mit ruhigem Anstand.

„Wie alt?“

„Zweiundzwanzig Jahre, Sire!“

„Alle Donner und Teufel!“ — fluchte die Majestät — „und einen solchen Gelbschnabel stellt Unser Herr

Bruder, Liebden, als Privat-Secretair an? Freilich, man erfrecht sich ja hinter unserem Rücken die Stellen wie Pilze aus der Erde wachsen zu lassen!"

Dem Criminalrichter hinter dem grünen Tische zuckte etwas durch das Gesicht, als wolle er sagen: — „Gott steh einem vor einem solchen Verhör bei. Jetzt muß ja der Delinquent schon wissen, um was es sich handelt."

Und Carl Maria stutzte in der That. Ging die Sache etwa auf die ihm leider nur zu vertrauten Unterschleife seines Herrn bei der Conscription und den unseligen Stellenhandel aus? Wußte er doch, daß der König schon seit geraumer Zeit es mit Mißtrauen sah, daß so viele junge Söhne seines Adels, sowie auch andere reiche junge Leute dem Militärdienste entzogen wurden, . . . und . . . der König grimmig den Entschluß gefaßt habe: Denjenigen die ganze Schwere seines königlichen Zornes empfinden zu lassen, den er in dieser Sache auf falscher Fährte ertappen würde.

Wußte sich nun Weber auch persönlich bei diesen Umtrieben rein, so hatte er doch in seiner gutmüthigen Anhänglichkeit an den Herzog die Hand mit im Spiele gehabt. Da er nun fest entschlossen war, seinen Herrn und Wohlthäter unter keiner Bedingung zu verrathen, was diesem den fürchterlichen Zorn seines königlichen Bruders, ja vielleicht Verbannung zugezogen haben würde,

so konnte freilich die Sache auf ihm sitzen bleiben, was gefahrvoll genug war.

Lieber aber wollte Weber selbst untergehen, als seinen Herrn verrathen.

Das Verhör ging indessen fort: — „Wem sind die beiden silbernen Leuchter dort?“ — schnaubte jetzt der König, indem er mit dem Stock auf die genannten Gegenstände wies.

„Mein, Sire!“ — antwortete Weber.

„Woher?“

„Majestät!“ — entgegnete hier Carl Maria ernst und mit stolz erhobenem Haupt — „ich hoffe, daß man mich für keinen Dieb hält. Die Freiherren von Weber haben durch Mißgeschick ihre Güter verloren, ihre Ehre aber haben sie sich rein und unbefleckt aufrecht erhalten. Diese Leuchter sind ein Geschenk des Prinzen Adam, der nähere Auskunft darüber geben kann. Die danebenliegenden Preciosen aber, sind die wenigen, meinem Herzen theueren Erbstücke, die mir meine unvergeßliche Mutter, eine geborne von Brenner hinterlassen hat.“

Der ernste feste Ton, in welchem Weber gesprochen, schien denn doch dem König einigermaßen imponirt zu haben und so sprang dieser denn, zum neuen Entsetzen des streng juristisch geschulten Criminalrichters, abermals

auf einen ganz anderen Gegenstand über, indem er mit finsterer Stirne rief:

„Und weiß man, weshalb man hier vor seinem König und der peinlichen Justiz erschienen ist?“

Carl Maria schaute erstaunt auf; dann sagte er: „Nein, Sire?“

„Was? wie?“ — rief der König, Aufschneider den Kopf hinhaltend, damit dieser ihm den Schweiß von der Stirne abwische. — „Will man auch noch leugnen?“

„Majestät!“ — entgegnete Weber — „ich versichere Sie auf mein Ehrenwort, daß ich auch nicht die leiseste Ahnung davon habe, warum ich hier stehe!“

„Millionen Schock Donnerwetter!“ — rief der König, indem er vor Zorn roth und blau ward und mit seinem Stock auf die Erde stieß, als wolle er ein Loch durch den Fußboden stoßen. — „Ist Uns je ein so hartgesottener Sünder vorgekommen? Pas vrai, Dillen?“

„Niemals, Majestät! Es ist unerhört, zu leugnen, wenn der Beweis vorliegt!“ — sagte Dillen mit schneidender Bosheit.

„Der Beweis? für was, Herr Graf?“ — rief Weber stolz.

„Bomben und Granaten!“ — platzte der dicke Herr heraus — „für den elenden Handel mit Stellen hinter

Unserem Rücken und den strengstens verbotenen Unterschleif bei der Conscription!"

„O weh!" — dachte Weber. — „So ist der Herzog wirklich verrathen!"

„Wird man nun gestehen?" — eiferte der dicke Herr fort, dem die hellen Tropfen schon wieder auf der Stirne standen, — „oder sollen Wir den Schein vorlegen, den man dem Wirth Höner zu Schwieberdingen unterschrieben hat?"

„Den Schein?" — wiederholte Carl Maria, der falsch gehört zu haben glaubte, — „den ich Höner in Schwieberdingen unterschrieben habe?"

„Also eingestanden!" — rief Graf Dillen triumphirend.

„Eingestanden? was?" — frug Weber entgegen. — „Ist es ein Verbrechen, einen Schuldschein zu unterschreiben?"

„Alle Teufel!" — rief der König — „das geht denn doch zu weit! Nicht so? Pas vrai, Dillen?"

„In der That, Majestät!" — entgegnete der Günstling — „seine Unterschrift anzuerkennen und den verbrecherischen Inhalt des Scheines ableugnen zu wollen, ist etwas stark!"

Weber sah sich um, als zweifle er daran, ob bei den Anwesenden alles im oberen Stübchen richtig sei; — der dicke Herr hielt Aufschneider erschöpft seinen

Kopf hin; — Dillen zog langsam ein zusammengefaltenes Papier aus seiner Tasche, während der Criminalrichter ganz verdutzt über die neue Art zu inquiriren, bald nach dem Könige, bald nach Dillen, bald nach dem Delinquenten schaute.

„Ich begreife nur eines nicht!“ — sagte jetzt Weber ganz ruhig — „worin das Verbrechen liegen soll, einen Schuldschein zu unterschreiben.“

Der König und Dillen sahen sich groß an.

„Da hört Alles auf, Dillen!“ — meinte der dicke Herr. — „Legt ihm den Schein vor.“

Dillen trat an den grünen Tisch, legte das Papier, das er eben aus der Tasche gezogen, vor dem Criminalrichter nieder und sagte, Weber herbeiwinkend — „Ist das der Schein, den Sie Höner unterschrieben?“

Carl Maria trat heran, warf einen Blick auf das Papier und sagte ruhig — „Ja!“

„Na! da haben wir's!“ — rief der König. — „Pas vrai, Dillen?“

„Ja, wir haben ihn!“ — antwortete dieser mit triumphirendem Lächeln.

„Aber lesen Sie doch einmal erst das Papier durch!“ — mahnte der Criminalrichter.

Es war, als ob bei diesen Worten ein fürchterlicher Blitz in Weber's Geist aufleuchtete. Rasch griff er nach dem Schein und flog ihn durch.

In demselben Augenblick aber ward er weiß wie Kreide und rief:

„Majestät, das ist ein Schurkenstreich!“

Alle schauten erstaunt auf.

„Und Sie hätten diesen Schein nicht unterschrieben?“ — frug der Graf.

„Ja!“ — entgegnete Weber fest und mit vor Zorn flammenden Blicken — „aber ohne ihn vorher durchgelesen zu haben!“

„Das glaube wer da will!“ — meinte der Graf, frech lachend.

„Ich beschwöre es bei Gott dem Allmächtigen, und allem, was mir heilig ist!“ — rief Weber.

Es sprach eine solche überzeugende Gewalt aus diesen Worten, daß sich selbst der König bewogen fühlte, die Sache etwas ruhiger und leidenschaftsloser zu nehmen.

„Sonderbar!“ — sagte er finster — „aber es heißt: audiator et altera pars! . . . man soll beide Theile hören. Pas vrai, Dillen?“

„Majestät sind ein leuchtendes Beispiel der Gerechtigkeit!“ — versetzte der Graf und biß sich auf die Lippen.

„Also!“ — befahl der König. — „Man soll sprechen.“

„Majestät!“ — versetzte Weber fest, aber mit Be-

scheidenheit — „nachdem ich dieses Schriftstück gelesen, wird mir alles klar“

Und Carl Maria berichtete nun den ganzen Hergang mit der vollsten Wahrheitstreue.

Mit aufrichtiger Reue gestand er seinen Leichtsinn und die traurige Verschuldung, in die er durch denselben gerathen; . . . auch die unverantwortliche Leichtfertigkeit, die er bewiesen, als er dem alterschwachen Vater die Gelder zur Verschickung nach Schlesien überlassen. Dann kam er auf seine Verzweiflung und auf den Rath Huber's zu sprechen; er schilderte sein Vertrauen zu dem alten Diener, der — wie er meinte — die geforderte Summe wohl nur unter der vorliegenden Vorspiegelung zu erhalten im Stande gewesen sei, ohne Böses damit zu wollen, und legte noch einmal einen heiligen Schwur darauf ab, daß er den Schuldschein bei seiner Unterschrift nicht durchgelesen zu haben und daher auch nicht das Mindeste von dem gesetzwidrigen Handel gewußt habe.

Dillen lächelte malitieus; der König schüttelte ungläubig den Kopf.

Die unselige Unterschrift stand eben einmal auf dem Papier.

Uebrigens war auch der König damit nicht befriedigt. Es betraf das bisherige Verhör ja nur den einen Fall und es lagen eine Masse solcher Unterschleifsfälle vor.

Das Verhör ging also weiter: Majestät wollte wissen, wer an der Spitze dieser ihn, und seine Armee so hart kränkenden, Gesetzlosigkeiten stehe. Er wollte es wissen, obgleich es sein Scharfsinn recht gut ahnte, . . . zum Theil wenigstens, da er seinen sauberen Herrn Bruder beargwöhnte. An seinen Mignon dachte er natürlich nicht.

Also ging es an das Weiterverhören.

Hier aber, wo es seinen Herrn betraf, an dem er mit Liebe und Verehrung hing, — war Weber doppelt vorsichtig und wich den drängenden Fragen des Königs und des Criminalrichters so geschickt aus, daß er weder sich, noch den Herzog compromittirte.

Demohngeachtet fühlte der König den wahren Sachverhalt richtig heraus, und da er denn doch eine solch' anrüchige, den eigenen Bruder so nahe berührende Sache nicht bis zum Eclat kommen lassen wollte, so setzte er einstweilen die Criminal-Untersuchung gegen den Geheim-Secretair des Herzogs aus und wies vor der Hand die ganze Angelegenheit auf den Weg der Civilansprüche.

Carl Maria gerieth demnach aus der Scylla in die Charibdis; denn nicht nur blieb dadurch die erste Anklage aufrecht erhalten, sondern es meldeten sich jetzt auch, außer Höner, noch zweiundvierzig seiner Gläubiger mit einer Gesammtforderung von 2584 Gulden.

Diese aber kamen zugleich mit der Bitte bei der Regierung ein: Weber, als Ausländer und zahlungsunfähig, in strengster Haft zu halten.

Nach einem schließlichen furchtbaren Donnerwetter von Seiten des dicken Herrn — der die „königliche Waschfrau“ durchaus nicht vergessen hatte — wandelte daher Carl Maria, um keine Hoffnung reicher von dem Polizei-Commissär Götz und seinen zwei Gensdarmen begleitet, wieder in sein trauriges Gefängniß zurück.

— — — — — — —

Aber welche Tage und Nächte folgten nun! . . . es waren die traurigsten und bittersten in Carl Maria von Weber's ganzem Leben!

Er hatte großen Leichtsinn zu bereuen — sagt selbst Max Maria von Weber — und durfte sich über die Dornen nicht beklagen, die ihm nun auf dem trügerischen Rosenstrauche dieses Leichtsinnes erwuchsen.

Aber . . . büßte er denn nicht noch weit mehr für die Sünden seines Herrn? Wohl hätte der Herzog für die eigene Schuld eintreten sollen und können; . . . ja . . . er hätte es vielleicht früher auch gethan. Jetzt aber machte ihn die Eifersucht und der Wunsch, den gefährlichen Nebenbuhler aus dem Reviere zu verbannen, blind und taub gegen Ehre und Pflicht.

Vergeblich hoffte Weber von Stunde zu Stunde

auf Intervention seines Gebieters. Der Einfluß des Bruders des Königs war immer der Art, daß er noch den bedrohlichen Schlag abzuwenden vermochte. Da erfuhr er... daß ihm der Herzog den Rücken zugekehrt... und... ihn völlig hatte fallen lassen.

Die dämonische Gestalt Dillen's zeigte sich hinter dem Schatten des undankbaren Fürsten und hinter beiden stieg das Bild des ehrlichen Schurken Huber auf.

Carl Maria von Weber war grenzenlos unglücklich, und doch sollte ihn noch ein härterer Schlag treffen und ihn noch tiefer in den Abgrund inneren Elendes schleudern.

Bis jetzt war ihm in den traurigen Stunden des Tages und den noch viel traurigeren der Nächte noch immer der tröstliche Gedanke an die Geliebte geblieben. Wie gebeugt, wie vernichtet mußte sie sein! Wie mochte sie sich nach ihm sehnen; wie göttlich schön und alle Wunden heilend dachte er sich das Wiedersehen!

So war es denn auch nur der Gedanke an sie, der ihn in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft tröstete — der die milde Hand lindernd auf seine heiße Stirne legte, — der, zeitweise wenigstens, die düsteren Räume seines Kerkers mit dem lichten rosigen Schimmer seliger Erinnerungsträume erfüllte.

Da erkundigte er sich — da ihn Niemand besuchen

und er mit Niemanden correspondiren durfte — eines Tages bei seinem Kerkermeister nach Fräulein Lang.

Natürlich konnte ihm der Mann keine Auskunft geben; was kümmerte ihn außer seinen Gefängnissen die Welt; indeß versprach er, Nachrichten über die „Theaterdame" — wie er sie mit spöttischem Lächeln nannte, einzuziehen.

Als Carl Maria den finsteren rauhen Mann den kommenden Tag wiedersah, wiederholte er seine Frage.

Da lachte der Alte höhnisch und wegwerfend und sagte:

„Brauchen sich nicht um sie zu grämen. Hab' schon erfahren, daß sie Ihre Herzliebste war. Macht's halt wie all das Weibervolk: heute mir, morgen Dir! wie eben die Sonne scheint. Hat Sie vergessen und einen Besseren angenommen."

„Mann!" — rief Weber auffahrend -- „was reden Sie? wen meinen Sie?"

„Nur ruhig!" — sagte der Alte mit einer Gelassenheit, die Carl Maria das Blut in den Adern erstarren machte. — „Ich pflege nicht viel zu sprechen; wenn ich aber den Mund aufthue, so weiß ich, was ich rede, und man kann's glauben. Die Lang vom Theater . . ."

„Nun?"

„Hat's mit dem Herzog!"

„Mit wem?"

„Mit dem Herzog Louis!"

„Unmöglich!“

„Keineswegs.“

„Und woher wissen Sie das?“

„Meines Bruders Sohn, Franz, ist der Schatz ihres früheren Kammermädchens, — Jenny, glaub' ich, heißt der Grasaff, — und die hat's dem Franz gesagt. Wenn Du Deinen Onkel siehst, hat sie gesagt, dann sag' ihm, er soll dem Herrn von Weber sagen, sie sei unschuldig daran, daß ihre Mamsell ihm untreu geworden; sie sei's aber schon längere Zeit gewesen. Wenn der Herr von Weber wieder frei wäre, wollte sie ihm alles sagen, denn der Herr Herzog habe sie wegen einer gewissen Vorkommenschaft beim letzten Maskenball aus dem Dienst gebracht!“

Weber hatte kein Wort zu erwidern.

Wie Schuppen war es von seinen Augen gefallen: daher also wohl der kostbare Brillantring, der so plötzlich zum Vorschein gekommen und ein Erbstück der Mutter sein sollte.

Und wie? hatte denn nicht auch der Hofjuwelier seiner Zeit einen Brillantring in Rechnung gebracht, den der Herzog bei ihm gekauft haben sollte?

Carl Maria schlug sich vor die Stirne:

„O Gott!“ — rief er — „ist es denn möglich, daß sie mich täuschen, so lange schon täuschen und all die Liebe heucheln konnte?

Der junge Mann that der Geliebten hier freilich Unrecht. Damals, als sie den Ring empfing und bis zum Maskenball bei dem Intendanten, liebte ihn Margaretha wirklich, allerdings nur mit der Leidenschaft eines ausgelassenen tollen Mädchens, das in der Ungebundenheit seiner Stellung nicht gewöhnt ist, seinen Wünschen etwas zu versagen.

Wohl fing mit dem Ring das Schwanken an, dem sie an dem Abende des Maskenballes — von Eitelkeit und Gefallsucht überwunden — auch erlag, ohne glücklicherweise in die Schlinge zu gerathen, die der Herzog und Dillen ihr gelegt.

Indeß die Bresche war geschossen: die Eitelkeit, die Liebe eines Herzogs erobert zu haben, bahnte diesem die Eroberung der kleinen lieblichen ausgelassenen Sängerin selbst an.

Knirschend vor Eifersucht, gedachte Carl Maria jetzt des Morgens und der Abende, an welchen er in der letzten Zeit nicht vorgelassen wurde.

Das also war des Pudels Kern, nicht aber Unwohlsein und das Studium ihrer Rolle!

Das Feuer eines wilden Zornes erfaßte ihn; aber es tobte sich bald aus und machte einer dumpfen Verzweiflung Raum.

Alles war ja verloren: die Gunst des Königs und des Herzogs, seine Stellung, die Geliebte, die Aussicht,

seine neue Oper aufgeführt zu sehen und damit Verdienst, Ruhm und Ehre!

Jetzt kam mit einemmal eine entsetzliche Oede über ihn . . . sein ganzes bisheriges Leben fiel von ihm ab, wie ein altes abgetragenes Kleid.

Dem Schmerz, dem aufwallenden Sturm des Zornes, der Verzweiflung folgte eine vollständige Apathie.

Wie einsam . . . wie unaussprechlich einsam er sich fühlte! Noch vor wenigen Tagen umbrauste ihn der frische Wogenschlag des freudigsten und lustigsten Lebens . . . noch vor wenig Tagen hatte sie, die Reizende, den Kopf an seine Brust gelehnt und süße, köstliche Worte der Liebe ihm zugeflüstert. Jetzt! . . . war es still und einsam um ihn geworden, . . . so still und so einsam wie im Grab . . . so still und so einsam, daß er das Pochen des eigenen Herzens hörte.

Noch vor wenig Tagen lag eine glänzende Zukunft vor ihm . . . jetzt . . . erwartete ihn vielleicht eine jahrelange Haft.

Wie zweck- und ziellos kam ihm jetzt sein Leben vor. Was war denn seine ganze Vergangenheit gewesen, als das Umherirren eines Schiffbrüchigen, der sich zwischen unwegsame Uferklippen gerettet hat. Wie dessen Fußtritt auf dem harten Sande schon von der nächsten Welle bis auf die letzte Spur verwischt wird, so hatte die grauenhafte Springfluth des Schicksals jetzt alles ver-

wischt, was er gethan und was er gewesen ... vielleicht ... selbst seinen Namen.

„O! warum werden wir doch geboren!“ — rief er jetzt in unendlichem Schmerze auch — „wenn doch Alles zu nichts führt! wenn die Vergangenheit sich kalt, schroff und steil hinter uns aufthürmt, wie ein unersteigliches Ufer von himmelhohen zackigen Felsen, — die Zukunft uns angähnt wie das öde wüste Meer und die Gegenwart weiter nichts ist, als ein schmaler Streifen Sand, den die glühende Sonne nur deshalb so grell erleuchtet, um ihn uns unbarmherzig in seiner ganzen trostlosen Nacktheit zu zeigen?!“

Carl Maria von Weber war namenlos unglücklich, ... die nächsten sechzehn Tage, die er im Kerker verlebte ... wurden ihm zu sechzehn Jahren.

Ueber die Grenze.

Ja! . . . die nächsten sechzehn Tage, die Weber im Kerker verlebte, wurden ihm zu sechzehn Jahren; . . . aber nicht in Beziehung auf den die Zeit zur Ewigkeit hinausdehnenden Schmerz, sondern auch durch die merkwürdige **Wandlung**, die mit ihm in dieser Zeit vorging. Sie schlugen um zu ernsten finsteren Stunden der Erkenntniß und der Reue.

Unglück ist ja gar oft der Probirstein des menschlichen Herzens. Edle Seelen gewinnen durch den Umgang mit dem Unglück; sie entwickeln und veredlen sich da, wo gemeine Naturen verderben und untergehen. Sehen wir alsdann das Mißgeschick, das uns betroffen, die Schicksalsschläge, die uns momentan niederwarfen, nicht mehr als „Unglück" an, sondern als Mittel geistiger Läuterung und höherer Entwicklung, so verliert das vermeintliche „Unglück" die schneidende Schärfe des Schmerzes und wird zum reichen lohnenden Segen für uns.

Carl Maria reifte in diesen sechzehn Tagen um sechzehn Jahre. Er wurde in ihnen seiner Fehler, seiner Thorheiten und Schwächen, aber auch seiner Kraft bewußt. Durch eine, fast an das Wunderbare grenzende Wandlung gestaltete sich aus dem leichtfertigen Jüngling der edle, geistig reiche und tüchtige Mann.

Nach langem einsamem Brüten, nach strenger Erwägung seines bis dahin so leichten Wesens, nach bitterer Reue, und dem allmälig aufsteigenden festen Willen: von nun an ein anderer Mensch zu werden, sprach es in ihm: Um für das Gute zu herrschen, sei erst Herr deiner selbst. Feste Grundsätze dir vorzeichnend, fliehe die Versuchung nicht ängstlich, aber begegne ihr mit ruhiger kalter Verachtung. Fordere sie nie auf, aber wisse mit ihr zu kämpfen. Treibe alle Bedürfnisse zur Cultur, schmecke jede Freude, und übe dich im Selbstentreißen und Selbstzernichten deiner Genüsse, eben weil sie dir die liebsten sind. So waffne dich edel — trotzig gegen die Kabalen der Menschen und die Streiche des Verhängnisses; so erringe dir eine Selbstherrschaft, die dich fähig mache, im Nothfall lächelnd den Block zu umfassen, von dem du nur als Rumpf wieder herabsinkst. Wer den Muth hat, mit dem Schicksal zu ringen, der ist ein geborener König unter den Menschen. Was der rohe Aberglaube dem Teufel zu Last legt, das

bürdet der halbe Philosoph dem Schicksale auf; aber der echte Weise geht mit sich selbst in's Gericht.

Eben so streng bearbeite deinen Kopf. Durchblicken mußt du, eher ruhe nicht. Unbedingt regiere über deine Ideen, bis auf die kleinste Wahrnehmung herab. Was du von deinem Kopfe forderst, das müsse dieser leisten. Sei unerbittlich gegen deine Kräfte, und raste in abwechselnder Anstrengung.

Wie ein früh an strengen Gehorsam gewöhntes Kind gehorche dir dein Herz. Die Energie des Gefühls führt zur größten Schwäche, zum Verderben. Sie gleicht der Energie der starken Getränke, die, unmäßig gebraucht, den Schwindelnden in den Abgrund stürzen. Rein, wie die Natur es gab, bleibe es, und mit zarter Sorge wache über diese Reinheit. Die heitere Freude unverdorbenen Gefühls begleite dein Leben. Empfinde, welchen herrlichen Schimmer sie über Geist, Dasein und Thatkraft verbreitet, und sei nie auf etwas eifersüchtig, als darauf. Nie sei, wie das oft im Leben geschieht, dein Herz ein Poltron, der großen Lärm macht, und sich heimlich vor seinem Schatten fürchtet. Nie werde es, aus dem schönen Gleichgewichte hervortretend, der störende Despot des Ganzen. Eintracht zwischen Herz, Geist und Willen gewährt allein feste Moralität. Nur dann empört sich die Leidenschaft nicht mehr gegen die Tu-

gend, lockt das blinde Gefühl nicht mehr von dem Wege der Erkenntniß und der Pflicht ab. Nur dann führt der Verstand die edele Herrschaft, die ihm gebührt, und der Mensch ist sich seines Werthes bewußt.

So fiel — wie wir schon gesagt — die Vergangenheit wie ein unwürdiges verbrauchtes Gewand von ihm ab . . . und jetzt mußte, war er erst wieder frei, die Zukunft eine neue Welt bringen!

Wenn nur die Ungewißheit über sein ferneres Schicksal nicht gewesen wäre. Namentlich quälte Weber der Gedanke an den alten Vater, da er wußte, daß derselbe ebenfalls eingezogen und vor Gericht gestellt worden sei. Bei seinem schlechten Gedächtniß, seinen Eigenheiten und seiner geistigen Schwäche war aber zu fürchten, daß er die Dinge noch mehr verwirren und den Sohn vielleicht sogar compromittiren werde.

Hier indeß gestalteten sich die Dinge besser, als Carl Maria glaubte. Der alte Herr benahm sich klüger, als man ihm hätte zutrauen sollen; wieß stets auf die Aussagen seines Sohnes hin, die wahr sein müßten, da sein Carl Maria keiner Unwahrheit fähig sei. Trotzdem blieb Franz Anton in seiner Wohnung streng bewacht.

Da plötzlich kam das von Sr. Majestät dem Könige selbst gefällte Urtheil. Es lautete auf: sofortigen

Transport des Vaters und des Sohnes über die Grenze, mit dem Verbot, Würtemberg je wieder zu betreten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der 26. Februar des Jahres 1810 war kaum angebrochen. Noch lag über der Hauptstadt Todtenstille und tiefe Nacht. Die Kälte war empfindlich und wurde es noch mehr durch den herrschenden Ostwind, der schneidend über die träumende Welt fuhr. Dichte Wolkenmassen bedeckten den Himmel und ließen nur selten, vom Winde gescheucht, den Mond auf Minuten durchschauen.

Es hatte eben vier Uhr geschlagen; aber Carl Maria ging schon völlig angekleidet in seinem, von einer kleinen Oellampe matt erleuchteten Kerker, auf und nieder. Das karge Frühstück eines Gefangenen stand auf dem Tisch von rohem Holz, auf dem Stuhl lag Webers Mantel und daneben, auf dem kalten feuchten Boden, befand sich ein kleiner Koffer, die Wäsche und einige weitere Kleidungsstücke des weiland gewesenen Geheim-Secretairs des Herzog Louis von Würtemberg enthaltend. Vierzig Gulden in der Tasche, war Carl Maria von Weber's ganzes Vermögen, und . . . er erwartete den Wagen, der ihn und den Vater, in Begleitung des Herrn Polizei-Commissär Götz, über die Grenze bringen sollte.

Und doch war es jetzt ruhig und still in der Brust

des jungen Mannes; ja es erfaßte ihn in dieser Stunde eine eigenthümliche — allerdings an Wehmuth hinstreifende — Freudigkeit. Es kam ihm vor, als stehe er im Begriff sich zu entpuppen; . . . als streife er mit dem Verlassen Stuttgarts eine drückende Hülle von sich ab, und trete frank und frei, als ein neu geborener Mensch, in ein neues Leben.

Was dies neue Dasein bringen werde, galt ihm gleich; nur so viel wußte er, daß es ihm — über alles Schwanken und alle Halbheit erhaben — eine Lebensaufgabe entgegentrage, die er fest und mit der ganzen Kraft und Energie seines Willens in's Auge zu fassen sich berufen fühlte . . . und diese Lebensaufgabe erblickte Carl Maria jetzt in einem reinen, schönen, dem Höchsten geweihten Künstlerthume.

Und, wunderbar! wie stärkend, erhebend, ja beseligend dieser Gedanke auf ihn zurückwirkte. Er fühlte, welche stille Seligkeit darin liegt, wenn irgend eine große Idee, gleich einem flammenden Sonnenball Wärme, Licht und Leben verbreitend, in uns aufgeht, — eine große, schöne Idee, für die allein wir dann leben und handeln, — die immer jung und wachsend, uns die abmattende Eintönigkeit und die Erbärmlichkeiten des Lebens verbirgt. . . .

Der Wagen kam jetzt und brachte den alten Vater nebst seiner Baßgeige, den feisten Pudelspitzen und dem

Polizei-Commissar mit. Von Letzterem und dem Kerkermeister geleitet, verließ Carl Maria sein Haftlokal.

Als er einstieg, drückte er dem Vater die Hand; Worte fielen nicht. Die Pferde zogen an, und fort ging es, Heilbronn zu, ... hinter sich lassend: Freunde, Geliebte, ein Leben voll Lust und Freude, ... Hof ... Stadt ... und Land.

Carl Maria von Weber's Auge verdüsterte jetzt doch eine Thräne; aber er zerdrückte sie.

„Sei ein Mann!" — rief es in seinem Inneren — „der tolle Rausch der Jugend ist vorüber. Bist du von nun an fest und stark, so wird die Zukunft dir noch Freudiges bringen: die selige Weihe der Kunst, Ehre, Ruhm und Größe!"

Leipzig,
Druck von C. P. Melzer.